VOLUME

6

Ernst Zahn's
Gesammelte Werke

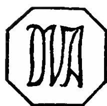
Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Ernst Zahns Gesammelte Werke

Erste Serie

Sechster Band

Schattenhalb



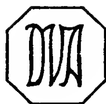
Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Schattenhalb

Eine Erzählung aus den Schweizer Bergen

von

Ernst Zahn



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Seinem Bruder Max

widmet dieses Buch

in Liebe und Freundschaft

der Verfasser

Widmung!

Im Gebirg der Bauer spricht: Nicht dort,
Wo im Frühherbst schon das Gras verdorrt,
An die Lehne düster, kühl und falb
Baue, Freund, dein Haus, nicht schattenhalb!

Und so stellt die Hütte an den Hang
Er, den früh die Sonne trifft und lang,
Sieht, die mit ihm haust, die Armut nicht,
Leuchtet ihm ein Schimmer Himmelslicht.

Wie des Bergtals felsumzäunte Alb
Hat das Leben selbst sein „Schattenhalb";
Doch, so vielen vor der düstern graut,
An der Halde hat ein Volk gebaut!

An der Halde, wo der Schatten „Not"
Und der Winter „Mühe" ewig droht,
Wo das Kraut „Entsagen" sprießt heraus,
An der Halde ist ein Volk zu Haus!

Komm, mein Bruder, laß uns einen Gang
Tun der Lehne dunkeln Pfad entlang,
Und wenn wir zurück vom Wege sind,
Wird es sein, daß Blick und Blick sich find't,
Heller leuchtend, weil uns eigen fiel
Auf der Sonnenseite ein Asyl!

Inhaltsverzeichnis

Der Schatten

I

Das Reußtal aufwärts manövriert ein Infanterieregiment. Auf der Landstraße hält der Stab eines Bataillons, der Major und sein Adjutant zu Pferde, eine Schar jüngerer Offiziere zu Fuß; hinter ihnen schlängelt sich die Reihe der Soldaten talwärts.

„Leutnant Renner!“ befiehlt der Major; die Stimme schnarrt kriegerisch. Der Genannte tritt vor, salutiert, steht stramm aufgerichtet; der Kommandant hat sich den stärksten aus der Schar ausgelesen; neben ihm sehen die andern aus wie schlanke Weiden neben einem Eichstamm. Der Leutnant Renner ist ein in die Uniform gesteckter Bauer.

„Sie sehen die Hütte dort höher am Berg jenseits der Reuß,“ sagt der Major.

„Zu Befehl, Herr Major, die Intschihütte!“ gibt der andre zurück und schlägt die Absätze zusammen; in seinem Ton liegt etwas wie: da herum kannst mich fragen, was du willst, das kenne ich wie meine Tasche.

„Nehmen Sie mit zehn Mann bei der Hütte Stellung. Weichen Sie nicht, bis Sie abgerufen werden. Melden Sie, wenn auf der Straße sich Auffälliges zeigt.“

Leutnant Renner stößt auf die Weisung seines Vorgesetzten abermals ein kurzes „Zu Befehl!" heraus, dreht sich um und eilt zu den Soldaten zurück. Kurz darauf marschiert er mit seiner Abteilung die Straße bergan, der ihm gewiesenen Hütte zu.

Der Tag ist heiß. Staub liegt auf der Landstraße, Staub klebt am Buschwerk und an den Gräsern, die aus den Matten in die Straße hängen. Der Wind hat in das graue Straßenmehl geblasen, nun ist es weit hinan an die grünen Lehnen gestreut. Der Leutnant und seine Untergebenen stampfen fürbaß; anfangs ist ihre Haltung stramm, ihr Schritt regelmäßig, als jedoch eine Wendung der Straße sie den Blicken der Zurückgebliebenen für eine Weile entzieht, wird beides nachlässiger. Sie laufen dahin wie der Bauer über Heimboden läuft. So sind die Urväter im Hirtenhemd mit Morgenstern und Hellebarde schwerfällig über die Bergwege geschritten; die Nachkommen hat man in Uniformen gesteckt, hat sie gedrillt, aber der Drill fällt alle Augenblicke ab wie schlecht zugeknöpftes Gewand; was zurückbleibt, ist der Bauer, wie er vor tausend Jahren schon im Lande saß.

Der Leutnant Renner trägt den Säbel unterm Arm. Er dreht einmal das wetterharte, bleiche Gesicht kurz nach den ihm Folgenden zurück.

„Da hinüberhocken," knurrt er, „das kann kurzweilig werden! Die andern steigen über den Fruttneller Berg. Da können wir wie die Verlorenen inzwischen ins Leere gaffen." Damit blickt er wieder dem höher am Berge liegenden Ziele zu; sein Gang

hat etwas Verdrossenes; an der knappen Uniform zeichnet sich das harte Muskelwerk seiner Arme und Beine; in dem stoßweisen Vorwärtsbewegen seines hochgewachsenen Körpers liegt etwas von der rohen Kraft eines ziehenden Stieres. Seine Worte haben den Soldaten die Zunge gelöst. Sie heben eine ungezwungene Unterhaltung an; eines und des andern Rede gilt dem Offizier; der antwortet gar nicht oder nur mit einem kurzen Ja oder Nein. Indessen kommt der Wald, der dunkle, totenstille Tannenwald, der bislang hoch oben die Mattenhalden gesäumt hat, an die Straße herabgestiegen. Wie zwei mit einer faulen Bewegung die Leiber dehnende Riesen treten die Berge diesseits und jenseits der Reuß näher zusammen. Zwischen ihnen in engem, felsigem Bett tief unter der Straße zischt der Fluß; der hat eine Verwandtschaft mit dem Wesen des Leutnants; er wirft sich an die Felsen mit roher Gewalt: „Durch will ich." Ueber der Straße und dem Wald und den Felsenzacken, die wie Ruinen gewaltiger Burgen aus dem Walde aufsteigen, steht der heiße blaue Himmel.

Die Schar der Soldaten stampft voran, über eine Brücke, dann steiler an. Ein Stück unterhalb der Stelle, wo die Straße sich in den Wald verliert, steht die Intschihütte.

„Nicht einmal ein Wirtshaus ist in der Nähe," murrt einer aus der Schar, die sich dem Holzbau nähert. Der Leutnant Renner läßt seine Augen über die Hütte und ihre Umgebung schweifen, helle, graue, tiefliegende Augen; von diesen, die kohlschwarze Wimpern und ebensolche Brauen haben,

hat einer seiner Soldaten noch heute morgen das Bild gebraucht, daß sie wie Lichter seien, die im schwarz ausgeschlagenen Flur eines Trauerhauses brennen.

Der Leutnant sagt ein rauhes „Halt!" Seine Stimme ist von einer leisen Heiserkeit belegt, als hätte er sich überschrien. Die Soldaten stehen mit einem Ruck. Der Offizier schwingt sich auf die Matte hinauf, die an der Straße in einer von Grünwerk durchwusteten Mauer endet. An der hängenden Matte hin steigt er der braunen Hütte zu, die unsauber dasteht wie ein ungewaschener Mensch. In ihrem Unterbau aus roh verputztem Mauerwerk liegt der Stall, seine Tür steht offen, ein schmieriger, bepflasteter Vorplatz liegt daran. Ueber dem Stall steht das Holzstockwerk mit den Wohnräumen für die, denen die Intschihütte gehört. Das Holzwerk ist schwarz und rissig, unglaublich alt, an den niedern Stuben fehlen ein paar Scheiben; die noch da sind, sind blind, schwarz fast wie das Holzwerk selber. Der Leutnant Renner wirft einen flüchtigen Blick nach den Fenstern hinauf, an denen zwei Weiberköpfe sichtbar sind, ein alter und ein junger; dann geht er vorüber, biegt um die Hütte und steigt hinter ihr auf eine Bodenschwellung, von der ein unerwarteter Auslug ist. Zwischen den Waldtannen hindurch läßt sich weit hinauf die Straße ins Gebirge verfolgen. Ein paar herumliegende Felsbrocken sind wie Wälle für Wachtposten bereitet. Der Leutnant nickt unwillkürlich. Dann ruft er seine Leute und verteilt sie, hierhin, dorthin, einen Posten schiebt er bis an den Wald

vor, einen andern stellt er unter die Tannen, die dräuend wie schwarze Wächter vom oberen Mattensaum auf die Intschihütte niederschauen. Er selber mit vier Mann wirft sich hinter die Steine ins Gras. So hocken sie, und die Sonne brennt auf sie nieder.

Unten aus dem Stall ist ein Mensch getreten, mittelgroß, barfuß, die Füße von einer Schmutzkruste überzogen, in rauher, schwerer Hose, die ein Ledergurt hält, und in schmutziggrauem Hemd. Er hat einen grauen Wollkopf, alte wetterbraune Züge und hellblaue Augen. Er späht nach den Soldaten hinauf, murmelt einen Fluch und etwas von „Gras zertreten" in sich hinein und geht wieder an seine Stallarbeit zurück. Der Leutnant hat den geifernden Alten halb höhnisch, halb belustigt angesehen, jetzt schlägt er eine kurze, heisere Lache auf und sieht seine Soldaten an.

„Der Zureich-Baschi," sagt einer von diesen. Ein andrer, junger, vorlauter fällt ein: „Dem sein Großvater ist der letzte gewesen im Land, den sie geköpft haben."

„Ich weiß," sagt der Leutnant mit gleichgültigem Achselheben.

„Seither haben sie den Gestank nicht mehr aus der Hütte gebracht," wirft der erste grob ein.

„Sie haben sich auch keine Mühe gegeben," sagt einer von denen, die bisher geschwiegen haben, faul daher, wie sich's in der Sonnenhitze redet.

„Wieso?" Damit dreht sich der Leutnant ihm zu.

„Bah," gibt der zuletzt gesprochen hat, der Fedier, zurück, der ein Kind der Gemeinde ist, zu der die

Intschihütte gehört, „bah, dem Zureich sein Vater ist der größte Holzfrevler und Wilddieb gewesen talauf und talab; der da unten, der Baschi, hat's ihm nachgemacht! Ist es wahr oder nicht, Sepp?" wendet er sich an den Kameraden, der das Gespräch angehoben hat. Dieser, ein blatternarbiger Mensch mit Triefaugen und wulstigen Lippen, nickt, gähnt und meint mit einer fetten Stimme: „Und seine Mädchen erst! Die beiden ältesten sind dienen gegangen. Die erste hat ihren Dienstherrn zu St. Felix bestohlen hinten und vorn, die zweite ist sonst nicht sauber, heimkommen darf keine mehr. Wir Steger verbitten uns derlei Volk."

„Donnersschöne Mädchen sind sie gleichwohl alle," platzte der Vorlaute, Junge wieder dazwischen.

Der vierte Soldat, ein bartloser hagerer Mensch, der im Bergland fremd ist, hat nichts dazu zu sagen. Er sieht, am Hang hockend, die Ellbogen aufs Knie gestützt, nach der Hütte hinunter; der Ausdruck seiner Züge ist gleichgültig; aber plötzlich springt Leben hinein; unwillkürlich neigt er sich vor. An der Hütte unten liegt ein morscher Holztrog, in den aus einer rostigen Eisenröhre das Wasser einer Quelle fällt. Zu dem Brunnen ist ein Mädchen getreten.

„Hm," räuspert sich laut, damit die am Brunnen ihn hören soll, der, den der andre Sepp genannt hat; seine Augen glänzen. „Dem Baschi die Jüngste," murmelt er nach dem Leutnant hinüber. Die Augen von allen fünfen hängen an der am Brunnen stehenden Gestalt. Die steht wie ein schlanker junger Baum im Licht der Sonne.

„Ein Fressen wäre sie, die da," sagt der Sepp, es klingt, als schlürfe er einen Leckertrank. Das Mädchen am Brunnen hat einen Eimer unter die Röhre gestellt; mit der linken Hand hält sie ihn leicht auf dem Brunnen fest, die rechte stemmt sie in die Seite. Beide Arme sind nackt bis zum Ellbogen, sind rund, und ihre Haut, wie die des Halses, wo dieser aus dem geflickten braunen Rock tritt, hat einen fremdartigen Schmelz. Die Gestalt ist von großem Ebenmaß, das braune Haar des schlanken Kopfes, obwohl wild und nachlässig aufgesteckt, weich und schön.

„Hm," räuspert sich der Sepp noch einmal. Die am Brunnen dreht sich um. Sie hat einen festen, feinen Mund, den ein halb höhnisches, halb allzu freies Lachen umspielt. Aus Augen, deren Pupillen so schwarz sind, daß sie wie zwei Kugeln im Weiß stehen, sendet sie einen herausfordernden Blick zu den Soldaten herauf.

Der Leutnant Marianus Renner richtet sich vom Grase auf, langsam; es soll keiner ihm ansehen, daß er Eile hat, mit der da drunten Bekanntschaft zu machen. Er dehnt und reckt sich, sein im Gegensatz zu dem starken Körper hageres, von schwarzen Bartstoppeln bedecktes Gesicht rötet sich leicht, in seinem Blick glimmt es; vielleicht aber ist es nur der heiße Schein der Sonne, der sich auch in Augen spiegeln kann. Langsam schnallt er den Säbel los und läßt ihn ins Gras klirren; einen Daumen in die Hosentasche gehängt, steigt er zu dem Mädchen hinab. Der Fedier stößt dem Sepp den Ellbogen in die Rippen; ihre Blicke kreuzen sich

verständnisvoll und suchen Beifall in denen der andern.

„Der geht sich die Zeit verkürzen," sagt der, der bisher geschwiegen hat.

„Oho, der ist auf die Weiber wie der Fuchs auf die Hühner," raunt der Fedier.

„Kennst du ihn so nah?" fragt der Ortsfremde.

„Wer den nicht kennte hier herum!" fährt der Fedier fort. „Von dem gehen ein paar Stücklein im Land. Wenn er nicht dem Ratsherrn seiner wäre zu Oberalpen, so möchte nicht immer alles glatt abgegangen sein."

Der Jüngste wiegt den Kopf. „Ach bah, wild ist er, trinken kann er, und die Weiber hat er gern, das ist wahr, aber — "

„Angehen tut es ja keinen," wirft der Ortsfremde ein, der ein ruhiger Mann ist und nicht gern über andre reden hört.

Der Leutnant steht indessen schon unten bei der Zureichtochter.

„Tag," sagt er, „kennst mich noch?" Er bohrt die Augen mit vertraulicher Dreistigkeit in die ihren.

„Ich bin auch schon da vorübergekommen," fährt er fort, als das Mädchen aufrecht und kühl dasteht und seine Worte so gleichgültig fallen hört wie das Wasser, das schon über den Rand ihres Eimers hinausläuft. Erst jetzt dreht sie sich ihm zu und sieht ihn an. Eine Erinnerung scheint in ihr aufzudämmern; verwundert forscht sie in seinem Gesicht und läßt dann den Blick halb in Staunen, halb mit unverhohlenem Wohlgefallen über seine Uniform gehen. „Ja, seid Ihr nicht —" fragt sie.

„Der Renner von Oberalpen," hilft er nach, „fünf-, sechsmal bin ich schon mit Holz da vorbeigefahren."

Das Zureichmädchen lächelt zum Bescheid; ihre Gedanken sind indessen auf der Wanderschaft. Sie vergegenwärtigt sich die Zeiten, da sie den Renner gesehen hat. Bei einer der Schwestern, die jetzt fort ist, ist er zweimal gestanden, dessen erinnert sie sich. Auch schöngetan hat er jener! Und nachher ist die Rede von ihm gegangen, und daß er ein Reicher aus dem Oberland sei.

„Habt Ihr Dienst?" fragt sie.

„Ja," gibt er zurück und streicht mit zwei Fingern wohlgefällig den erst sprossenden schwarzen Schnurrbart. „Vielleicht kann ich den ganzen Tag da um die Hütte herum hocken," fügt er hinzu. Inzwischen nimmt das Mädchen den Eimer vom Brunnen und schickt sich an, wegzugehen. Der Leutnant schießt einen blitzartigen Blick zu den Soldaten hinauf. Wenn er sich auf die richtige Seite stellt, verdeckt ihn die Hütte den Gaffern. So tut er ein paar Schritte, packt am Eimerhenkel mit an und hilft dem Mädchen das Wasser bis zum Hause tragen. Dort stellt er den Eimer mit solcher Plötzlichkeit zu Boden, daß auch das Mädchen nachgeben muß. Dann weiß er es einzurichten, daß er einen Blick zur Stalltür hinein zu tun vermag; der Zureich, der Bauer, ist nicht mehr dort. „Du hast da auch ein langweiliges Hocken," knüpft er das Gespräch mit dem Mädchen wieder an. „Halb aus der Welt! Bis zum Dorf kann einer laufen, gerad laufen kann einer."

„Ja," gibt sie zu. „Einsam ist es schon, darum sind die Schwestern fortgegangen."

Der Leutnant lehnt sich ans Haus, er hat ihre Hand zu erhaschen gewußt, mit der er spielt. Er weiß, wie einer mit Weibern umgehen soll; sie gibt sich auch nicht die Mühe, die Hand frei zu bekommen.

„Wie heißest?" fragt er wieder und zieht sie vertraulich zu sich heran. „Violanta," gibt sie Bescheid und blickt ihn dabei mit Augen an, in denen Staunen und Neugier neben einer Art stolzer Zurückhaltung leuchten.

„Den Namen hörst sonst auch landauf, landab nicht," meint der Leutnant. Sie zuckt die Achseln. „Die Mutter hat für alle drei so verrückte Namen ausgesucht," sagt sie schroff.

Die Mutter, die sie nennt, steht in dem Augenblick oben an der baufälligen Treppe, die zur Hüttentür führt und an deren Fuß der Leutnant und die Violanta noch immer verweilen. Ein zerlumptes Weib, hoch, hager, schmutzig, alt, in einem Rock, der die Spuren schweren Tragens, und mit einem Gesicht, das die Spuren schweren Lebens an sich hat. In dem lederfarbigen runzligen Gesicht stehen schwarze Brauen und schwarze Augen; die Violanta hat sie geerbt; aber in den Zügen der Alten heben sie nur das Hexenhafte des Ausdrucks.

„Kommst bald mit dem Wasser?" krächzt sie mit einer heiseren Stimme über die Treppe herab. Dabei grinst sie den Leutnant, der des Mädchens Hand noch immer hält, mit einem frechen gemeinen Lachen an. „Ihr könnt ja mit heraufkommen," sagt

sie zu ihm; selbst dem Renner, der kein Feiner und Wählerischer ist, ekelt vor dem Weibe. Er wendet sich mit einer wegwerfenden Bewegung und geht davon, der Violanta einen langen Händedruck als Andenken zurücklassend. Dieser sind zwei rote Flecken auf die schönfarbenen Wangen geflogen. Sie steigt die Treppe hinauf und geht an der Mutter vorbei wie an einem Stück Holz. Es ist keine Liebe zwischen beiden.

II

Der Tag vergeht. Oben in den Matten hocken die Soldaten, vergessen, verschlafen. Der Leutnant Renner steht wieder bei der Violanta. Den ganzen Tag ist er der nachgestrichen, seinetwegen hätte von der feindlichen Abteilung die Straße herabkommen können, wer wollte. Der Renner kümmert sich den Teufel um Pflichten, wenn er seinem Vergnügen nachgeht; das hat er immer so gehalten! Drüben ist das Bataillon über den Fruttneller Berg gestiegen; auch der Stab ist ihm nachgezogen.

„Rein vergessen haben sie uns," lacht der Fedier oben an der Lehne.

Der Leutnant steht bei der Violanta an der Kapelle, die am Waldeingang oberhalb der Intschihütte sich erhebt. Diesmal hat er das Mädchen für sich; keiner stört sie.

Zu der St. Matthiaskapelle kommen die Bauern wallfahrten, wenn sie Herzensnot haben. Die hohen Waldstämme beschatten den morschen, grauen Ka-

pellenbau. Eine Mauer schließt den kleinen Vorraum gegen den Fluß hin ab, der in der Tiefe zischt.

Der Tag ist am Versinken. Die Sonne brennt nicht mehr, dennoch ist es heiß; es ist, als dehnten sich die Felsen und Steine atmend und stießen die Glut wieder aus, die sie tagsüber eingesogen. Die Tannen stehen reglos; etwas Erhabenes liegt in der Totenstille, mit der sie ihre Wipfel über der Kapelle halten. Der Himmel ist fern, von absterbendem Blau, in dem es wie ein unbestimmtes Silberzucken kommender Sterne geht. Weitab und verloren wandern Töne wie von singenden Kinderstimmen, fast als zöge ein Kreuzzug kleiner Menschen über einen fernen Berg. Auf der Höhe im Westen von der Fruttneller Kirche her läutet die Aveglocke. Der Wind verträgt die Töne dem höchsten Wald zu, nach den Firnen hinauf.

„Ist dir der Tag nicht kürzer gewesen als sonst?“ fragt der Leutnant die Violanta. Diese zuckt die Achseln und setzt sich auf die Mauer ob der Wildbachtiefe. Der Renner steht zwei Schritte von ihr entfernt. Sein Blick schleicht mit einer versteckten Gier über die schönen Linien ihres Körpers. Aus der Violanta kann ein stattliches Weib werden!

„Soll ich einmal wiederkommen?“ fragt er. Seine Stimme ist nicht mehr laut; sie ist wie der heiße Atem des Abends. Dabei hat er herantretend den Arm fest um die Gestalt des Mädchens gelegt. Dieses gibt auf seine Frage gleichgültig Bescheid: „Warum nicht? Wenn Ihr wollt!“ Aber dem Arm entwindet sie sich nicht, läßt es auch geschehen, daß er das Gesicht an das ihre

drückt und sie küßt. Sie sieht dabei immer irgendwohin ins Leere; ihr Atem geht nicht rascher.

Der Renner flüstert ihr heiße Worte zu und umspannt sie fester mit beiden Armen; er hat etwas in seiner Art, das einem Mädchen wohl den Kopf wirr machen kann. In diesem Augenblick kommen Hufschläge durch den Wald herab. Der Leutnant lauscht unwillkürlich. Es ist leicht zu unterscheiden, daß sich ein Reiter naht. Er läßt die Violanta sitzen und tritt in die Straße hinaus. Ein Adjutant sprengt auf der Bergstraße heran.

„Vorwärts, Herr Leutnant. In Fruttnellen ist Nachtquartier. Führen Sie ohne Zögern Ihre Leute dahin.“

Der Leutnant nimmt die Meldung in dienstlicher Haltung entgegen. Der Adjutant salutiert, wendet sein Pferd und sprengt seines Wegs zurück. Mit zwei Schritten ist Renner wieder bei dem Mädchen. Er packt ihren Arm mit einem zwingenden Griff. „Morgen ist Sonntag,“ keucht er hastig. „Da bin ich dienstfrei. Morgen abend komme ich, hörst? Lässest mich ein, hörst? In deine Kammer, hörst?“

Sein Blick geht ganz nah in den ihren; dabei ist der seine wie ein flackerndes Feuer, der ihre verträumt, als wanderten ihre Gedanken weit ab. Er wartet ihre Antwort nicht ab, sondern wendet sich rasch und geht nach der Hütte hinab. Auch ohne weitere Worte bleibt der Violanta der aus seinem Gebaren sprechende Bescheid zurück: nein sagst du mir doch nicht!

Das Mädchen erhebt sich nach einer Weile, sie dehnt die Arme leicht, streckt sich zu ihrer schlanken

Höhe und schreitet bedächtig der Hütte zu. Auf der Straße vor dieser stehen die Soldaten, ein paar Scherze fliegen ihr an, als sie vorübergeht, der Leutnant streift sie mit einem jähen Augenblitz, dann schallt seine rauhe Stimme laut und barsch: „Vorwärts marsch!“ Die kleine Schar zieht bergan und waldein.

Das Mädchen steigt über die Steintreppe in die Matte hinauf, lässig wendet sie den Kopf nach den Davonziehenden. Der Zureich, ihr Vater, tritt aus dem Stalle und neben sie. „So, kommst auch wieder einmal?“ sagt er. Die Violanta dreht sich wortlos von ihm ab und wendet sich der Hütte zu.

Einen Augenblick später hantiert sie oben in Stube und Küche, wo die Mutter sie mit Keifen empfangen hat. Stube und Küche in der Zureichwohnung sind widerlich verwahrlost, wie anderswo kein Viehstall. In der Stube liegt eine Kotschicht auf dem tannenen Boden, eine Staubschicht über Fenstern, Stühlen und Gerät, eine Fettschicht auf der Platte des runden tannenen Tisches. Die Küche ist heiß, schwarz, dumpf, voll Rauch, der gute Rahmen zur Zureichin, die, wie sie keifend darin steht, nur noch der Krallen und des Besens ermangelt, damit die Hexe vollständig ist.

Zu verwundern ist, daß die Violanta an sich selber so sauber ist. Dabei sticht die Ruhe und Lässigkeit ihres Wesens sonderbar gegen die hastige, verfahrene Art der verkommenen Alten ab. Eine Weile gehen die zwei Frauen hin und wider; die Violanta legt einmal auf den fetten Tisch in die Stube drei Löffel und stellt eine grüne Flasche

dazu. Kurz darauf kommt der Zureich die Treppe heraufgestiegen; er trägt einen Schwall von Schweiß und Stalluft in die Stube hinein, tritt gleich an den Tisch, packt die Flasche und setzt sie an die Lippen. Erst nachdem er einen tüchtigen Zug getan hat, läßt er sich auf einem der Bretterstühle am Tische nieder. Die Zureichin trägt eine irdene Schüssel herein, mit einer unappetitlichen, dampfenden Brühe darin; mit schlürfenden Schritten — sie hat unförmige, zertretene Filzschuhe an den Füßen — geht sie zum Tisch und setzt die Schüssel nieder; weil sie diese krumm hält, läuft auf einer Seite die Brühe aus und ihr über die Hand; da flucht sie, zieht die Hand zurück und reibt sie am ekligen Rock sauber. Dann hockt sie hin, ihrem Manne zur Seite. Jetzt kommt auch die Violanta herein, setzt sich zu den beiden, die schon mit dem Löffel in der Suppe sind, und die Abendmahlzeit hebt an. Sie sind eine häßliche Gruppe; der Zureich und sein Weib lehnen weit über den Tisch, sind mit den Mäulern halb in der Schüssel, und die Brühe läuft ihnen aus den Mundwinkeln; während sie hastig essen, ist etwas Tierisches in ihrer Art. Die Violanta ißt langsamer, obwohl auch sie die schlanken Arme breit auf den Tisch gestützt hält; aber auch in ihrem Blicke glimmt das, was in den Augen der Alten leuchtet, eine Art Mißgunst, als könnte eines der andern zu viel bekommen. Mit den Blicken milchschlürfender Katzen sehen sie einander an, reden auch nicht, höchstens, daß der Zureich einmal ein wüstes Wort durch die Zähne stößt, wenn er sich an einem besonders heißen Löffel die

Zunge verbrennt. Allgemach wird die Schüssel leer, eins nach dem andern legt den Löffel weg und fährt sich mit dem Arm über den Mund. Die Zureichin fängt an, von den Soldaten zu reden; die Violanta, die aufsteht und Schüssel und Löffel wegträgt, gibt hin und wieder einsilbige Antworten. Der Baschi zieht einen Brief aus der Tasche, einen schmutzigen, zerknüllten Fetzen. „Die Justina hat geschrieben,“ sagt er. Dabei dreht er den Brief in den schweren, schwarzbraunen Händen und buchstabiert noch da und dort ein Wort. „Ein Paket schickt sie noch,“ erzählt er weiter, und ein widerlich vergnügter Ausdruck macht sich in seinen groben Zügen breit. Die Alte nimmt ihm den Brief aus der Hand und liest ihn mit einer unbäurischen Fertigkeit; das Leben hat sie in ihrer Jugend einmal nach einer großen Stadt verschlagen, wo sie neben vielem Schlimmen auch einiges Gute, so das Lesen, gelernt hat.

„Kleider schickt sie heim, die Justina,“ zählt sie aus dem Brief lesend auf, „einen Hut für dich von ihrer Frau,“ erklärt sie nach der Violanta hinüber. Dann stockt sie und grinst. „Und einen Ring,“ fährt sie dann mit einem merkwürdigen Kichern, das wie das Ueberbrodeln einer in ihr kochenden Schadenfreude ist, weiter, „einen Ring, den sie gefunden hat, einen beim Eid ganz goldenen.“

Der Zureich, den manchmal doch die landesübliche Ehrlichkeit sticht, fährt trocken darein: „Die Frau, der Justina ihre, hat ihn verloren. Wenn sie sich nur nicht einmal die Finger verbrennt, das Mädchen.“

Die Zureichin zuckt leichtfertig und wortlos die eckigen Achseln. Die Violanta ist auf dem Weg vom Tisch zur Stubentür plötzlich und unwillkürlich stehen geblieben wie vor einem Stein, über den sie nicht hinüberkommt. Sie dreht den Kopf nach den Alten zurück und weiß selber nicht, was ihr ist. Etwas in ihr bäumt sich auf, aber um ihr Leben könnte sie nicht sagen, was es ist; denn es ist in der Stube nichts geschehen, was außergewöhnlich wäre. Sie geht dann hinaus, still, ohne weitere Gedanken, nur ein Gefühl an sich, als ob sie an Händen und Füßen Ketten schleife. Dieses Gefühl verläßt sie an dem Abend nicht, weshalb sie auch, wie einer eben dem Bett zuschleicht, den die Beine nicht mehr willig tragen, früher als sonst über die Leitertreppe nach der Kammer hinaufsteigt, die im Giebel der Hütte liegt. Die Kammer liegt nach hinten hinaus; mit einem währschaften Sprung kann einer von ihrem Gesimse den steilen, grünen Mattenhang erreichen.

Die Violanta, als sie mit einer lässigen Bewegung die Tür der Kammer aufstößt, erschrickt fast vor der Helle, die darin herrscht. Auf der Leitertreppe ist es dunkel gewesen; auf den staubschwarzen Brettern des Kammerbodens, über dem einen Stuhl mit dem Scherben von einem Waschbecken darauf und über dem Bett mit dem flickigen Bezug liegt ein Lichtschein so hell wie fast am Tag. Das Fenster steht offen, eine milde Kühle quillt herein; auf seinem Gesimse ist der Lichtschein am hellsten; dort sieht es sich an, als sei flüssiges Silber über das dürre, gesprungene Holzwerk gegossen; es

flirrt und zuckt in kleinen Tümpeln, wie wenn aus einem Regen milde Wässerlein zurückgeblieben wären; der Mond ist auf.

Mit derselben lässigen Art, mit der sie hereingekommen ist, ergreift die Violanta ihren Stuhl, bringt ihn mit einem Schwung ans Fenster und setzt sich mitten in den weißen Mondschein hinein, setzt sich so jäh hinein, daß es ist, als sei eine ins Wasser gesprungen und gehe ein leises Sprühen glänzender Tropfen rings um sie. Dann kommt der Schein wieder zur Ruhe, und es ist, als fließe er ihr zärtlich über Schultern und Arme, in jede Linie des Antlitzes und über den braunen, schlanken Kopf. Wie aber der Schein jeden der Züge hell überleuchtet, zeigt es sich, daß die Violanta ein Gesicht hat, an dem, wenn es wie jetzt den Himmel anstaunt, der Herrgott sein Wohlgefallen haben kann. In dem Lichtschein zeigt sich die hohe, glatte Stirn, die Nase, die einen so geraden und feinen Bug hat, daß er im Mondschein wie ein frischer Messerschnitt schimmert, die festen schmalen Lippen und das schöngeformte Kinn; der Kopf steht aus den Fetzen des Gewandes, dem Schmutz der Kammer auf wie ein zum Trödler getragenes Kunstwerk aus dem Allerlei seiner Bude.

Die Violanta stützt den Kopf in die eine Hand und sieht in die helle Nacht hinaus; sie lehnt schwer an der Brüstung und gähnt; es macht sie schläfrig, daß sie noch immer ein Unbehagen an sich hat, aus dem sie nicht klug werden kann. Sie muß mit lässigen, traumartigen Gedanken an den Leutnant denken. Halb verschwommen fühlt sie noch die

Freude an den Schmeichelreden, die der Reiche von Oberalpen für sie gehabt hat, und ein kindisches Wohlgefallen an seinem glänzenden Soldatenrock. Dann erinnert sie sich seiner Worte, daß morgen Sonntag ist und daß er kommen will. Dabei neigt sie sich unwillkürlich mehr aus dem Fenster und schaut auf die grüne Lehne hinab. Fast ist ihr, als stände er schon da unten und riefe leise herauf: ‚Laß mich ein, du!‘ Das Herz schlägt ihr um keinen Schlag rascher. Eine leise Neugier ist in ihr, wie es sein wird, wenn er wirklich kommen und dort stehen wird! Und ob sie ihn einläßt? — Bah, warum nicht? — In der Intschihütte geschieht allerlei, was andernorts nicht geschieht! Daß einer im Offiziersrock zu Besuch kommt, ist zwar etwas Neues, aber warum sollte man nicht etwas Neues erleben wollen!

Als ihr unter dem Mondlicht und den Gedanken der Kopf ins Nicken kommt, steht sie auf, entkleidet sich und legt sich ins Bett. Sie ist so schläfrig, daß sie schon im Sichlegen einschläft und das Niederliegen wie ein Sinken empfindet. Sie fühlt sich sinken, sinken — tiefer und tiefer. Plötzlich fährt sie noch einmal auf; es ist ihr gewesen, als schlage ihr Körper im schmerzhaften Fall plötzlich auf. Sie öffnet die Augen weit und groß, das Bewußtsein kehrt ihr zurück, aufrecht im Bette sitzend sieht sie die vier Wände der Kammer an: Da bist, du! Da legt sie sich wieder und läßt den Schlummer an sich kommen.

Als sie erwacht, ist der Sonntag da. Er schaut mit demselben heißen, blauen Himmel zum Fenster

herein wie der gestrige Tag und hat denselben heißen Atem. Dabei vergeht er noch langsamer als ein Werktag, weil er keine Arbeit bringt. Gegen den Mittag fällt der Violanta ein, daß heut der Tag ist, an dem die Offiziere Urlaub haben und an dem der Renner kommen will. ‚Bah, der wird schön wegbleiben,‘ denkt sie und kümmert sich nicht. Wenige Augenblicke später sieht sie eine Schar dienstfreier Soldaten Steg zu an der Hütte vorüberziehen. Der Fedier von der Halde ist darunter, erzählt den andern etwas im Vorübergehen, lacht und jauchzt eines herauf. Da ist der Violanta, als ob der Renner doch kommen könnte.

Am Abend, als es dunkel ist, kommt er wirklich. Er steht nicht an der Halde und ruft: ‚Laß mich ein, du,‘ aber als die Violanta das Wasser vom Brunnen holt, steht er plötzlich hinter ihr, legt die Arme fest um sie und sagt: „Da bin ich!“

Eine Weile plaudern sie zusammen; dann will sie gehen. „Du kommst wieder,“ sagt er.

Ohne Antwort geht sie fort, aber wie er es verlangt hat, kommt sie nach einer Stunde zurück. Er staunt über die eigentümliche Ruhe, mit der sie alles, auch sein Schöntun, über sich ergehen läßt. Sicherer wird er, legt auch mit festem Griff den Arm um ihre Hüfte. Nach einer Weile sagt er: „Hier könnte mich einer sehen, in der Uniform!“

Sie horcht auf und sieht ihn neugierig an. „In deiner Kammer sieht mich keiner,“ sagt er dann wieder. Als er es ein paarmal gesagt hat, steht sie wortlos auf und geht ihm voran hinauf in die Kammer, gleichgültig, wie im Traumwandel. —

Dann lugt in die Kammer der Violanta der dritte Tag, kühl und frisch. In der Nacht ist ein Wetter niedergegangen; ein kühler Ostwind bläst. Aus der grünen Lehne steigt ein leiser Dampf. Silbertropfen hängen an den Gräsern und an den Aesten der nahen Tannen. Einmal, als ein Vogel durch das dunkle Nadelgeäst streicht, geht ein Sprühregen glitzernder Tropfen auf den Waldboden nieder. Die Violanta steht am Fenster und sieht es; sie erschrickt, als wäre der Tropfenschauer ihr über den Nacken gegangen. Sie ist halb angezogen, Hals und Arme sind bloß; diese trifft der starke, frische Windstoß, der über die Lehne herabgefahren kommt und sich durchs Fenster zwängt, als wolle er das Mädchen wegdrängen. Unwillkürlich legt sie die Hand an den Fensterpfosten, wie zum Halt; und so klein der Widerstand ist, den sie leisten muß, so weckt doch die unscheinbare Anstrengung eine seltsame, in ihr schlummernde Kraft. Ihre Gestalt reckt sich unwillkürlich; von ihrer Stirn springt es wie ein eiserner Ring, der sie umspannt hielt. Der Kopf ist ihr dumpf gewesen und wird ihr plötzlich frei, ist plötzlich voller klarer, schmerzlich klarer Gedanken.

„Jesus Maria!“ sagt die Violanta.

Das Einschlafen fällt ihr ein, da ihr gewesen ist, als ob sie sinke, sinke und plötzlich mit schmerzhafter Wucht aufschlage. Und dann ist ihr, als sei das Aufschlagen in diesem Augenblick erfolgt, heftig, Kopf und Glieder und Sinne erschütternd. „Jesus Maria!“ sagt sie noch einmal. Ein unsäglicher Ekel erfaßt sie plötzlich. Sie sieht die vier

Kammerwände an. Eng ist ihr darin! Lange hat sie darin und in der Hütte gewohnt! Und heute, jäh, wie vom Himmel gefallen, erfaßt sie ein Ekel vor Kammer und Hütte! Hastig zieht sie sich an. Als sie hinausgehen will, fällt ihr Blick auf den Stuhl, wo das Waschbecken steht; eine kleine, wertlose Tuchnadel liegt neben dem Becken; das gelbe Metall glänzt in der Helle, die durchs Fenster strömt. Das Mädchen ächzt; der Laut ist fast wie ein unterdrückter Wutschrei. Das hat er ihr mitgebracht, er, der Marianus Renner! Und sie hat es willig genommen, gestern abend noch! Selbst Freude hat sie daran gehabt! Aber jetzt! Sie geht auf den kleinen Gegenstand zu, faßt ihn und schleudert ihn durchs Fenster in weitem Bogen an die Lehne hinauf. Dann geht sie hinab an die Arbeit. Sonst hat sie sich behäbig Zeit genommen, heute schüttert der Boden unter den festen, raschen Schritten, mit denen sie in die Küche tritt. Sie nimmt den Milcheimer vom Nagel und macht sich auf den Weg zum Stall. Auf dem Flur begegnet ihr die Mutter. Die sieht sie mit einem höhnischen Ausdruck an, sieht ihr gerade ins Gesicht, als sollte sie, die Violanta, die Augen senken. Ein Guttaggruß geht nicht zwischen ihnen.

„Wo ist der Renner hingekommen gestern abend?" fragt die Alte unvermittelt; ein häßliches Grinsen begleitet die Worte. Die Violanta zuckt die Achsel. „Weiß ich's?" sagt sie. Aber sie ist totenbleich dabei, und während sie weitergeht, ist ihr, als sollte sie sich umdrehen und ausspeien vor der eignen Mutter.

Eine Weile später hocken der Zureich und sein Weib zusamt dem Mädchen über ihrer Morgenmilch. Sie reden nicht viel; die Zureichin stichelt ein paarmal: „Der ist bald wieder gekommen, der Renner," und dergleichen. Die Violanta schlürft die Milch, sieht starr in den Tisch und sagt kein Wort; sie steht wieder auf und geht hinaus. Auch in der Wohnstube ist ihr eng, als hielte sie es nicht mehr aus darinnen. Dann steigt sie wieder nach ihrer Kammer hinauf; es ist ihr, daß sie noch etwas mit sich auszumachen hat. Sie setzt sich auf den Stuhl, staunt vor sich hin und rechnet ab: ‚Was ist denn?'

Die Gedanken kommen ihr. Verrufen sind wir immer gewesen! Dem Urgroßvater haben sie den Kopf abgeschlagen. Seitdem sind alle Zureich verrufen. Von der Mutter reden sie schlecht, haben sie alleweil geredet, von den Schwestern auch. Und mit Recht! Was nur wieder in dem Brief gestanden hat vorgestern! Dann ist e r gekommen! Ganz gern hat sie ihn kommen sehen! Ganz gern hat sie sich schöntun lassen. An nichts ist er groß schuld, der Gast! Und jetzt! Aufgeschlagen ist sie — im Fallen, wo es tiefer nicht ging — und erwacht!

Die Violanta steht von ihrem Stuhle auf, eine alte Kiste, die an ihrem Bette steht, macht sie auf und kramt darin und packt ein Bündel. Das geht alles sicher und schnell; den Sonntagsrock zieht sie an, das Werktagsgewand packt sie auch noch dem Bündel bei. Dann geht sie in die Stube hinunter. Sie ist leer. Vater und Mutter aber hört sie

unten am Hause reden, und hinunter steigt sie, gerüstet wie zur Reise. Der Vater hat ein Beil in Händen und den Tragkorb auf dem Rücken; die Mutter langt sich einen zweiten Korb von einem Nagel am Haus, wo das breite Dach schützt, was daran hängt. Als ihre Blicke auf das Mädchen fallen, schießt ein jähes Staunen darin auf.

„Wa—, was ist mit dir?“ fragt der Zureich.

„Ade, Vater,“ sagt Violanta und drückt ihm flüchtig die kräftige Hand, die das Beil hält. „Ade, Mutter!“ Nach der Alten sieht sie sich kaum um.

„Bist verrückt?“ sagt die Zureichin, als sie Worte findet.

„Ich gehe fort,“ sagt die Violanta. Sie steht kerzengerade in den Schuhen; der Kopf sitzt ihr im Nacken, als sagte sie: ‚Halte mich einer, wenn er kann.‘

„Bist verrückt!“ murrt da auch der Zureich.

„Ich gehe einen Dienst suchen,“ gibt das Mädchen, schon einen Schritt entfernt, Auskunft. Da bekommt der Alte einen roten Kopf. „Warum?“ fragt er.

„Es gefällt mir nicht mehr da.“

„Warum?“ kreischt die Zureichin, die das Staunen wild macht.

„Es gefällt mir einfach nicht mehr.“ Mit dem wendet sich das Mädchen zum Gehen. Aber die zwei Alten fahren hinter ihr her. An jedem Arm halten sie zwei krallende Hände. „Da bleibst! Bist verrückt? Ich will dich lehren!“ schallt es durcheinander.

„Laßt mich,“ keucht die Violanta. Ihre Augen

glimmen. Sie hebt die festen Arme mit einer mächtigen Bewegung und schüttelt die Alten von sich. Ein paar Sprünge bringen sie aus ihrem Bereich. Der Vater stürzte ihr nach. Da beginnt sie zu laufen und stäubt straßan in den Wald.

„Von der Polizei laß ich dich heimholen," kreischt der Alte hinter ihr. Sie jagt davon wie der Sturm. Er holt sie bei weitem nicht ein. Als sie tiefer in den Wald hinein gelangt ist, mäßigt sie die Eile; vor und hinter ihr ist die Straße leer und still. Dem Vater ist das Nachkommen verleidet. Sie bleibt stehen und lauscht. Zu beiden Seiten der Straße stehen die mächtigen Tannen, ein Stück bergan enden die dunkeln, stillen Baumwände, liegt die Straße frei und schimmert weiß herab. Dort streben die Matten zur Linken und zur Rechten steil an, über diesen steht wiederum düsterer Wald, kahles Felswerk ragt aus ihm auf, schroff, spitz, turmschlank oder wie Wälle und Mauern, hoch oben aber, weiß und klar und groß, schimmern Schneegipfel und Firne. Das steht alles im Norden an den wolkenlosen Himmel gebaut. Der Violanta, die sich mit einem Aufatmen bergan auf den Weg macht, sicher geworden, daß keiner mehr sie verfolgt, schlägt ein kühler Wind entgegen, der wie ein Atemzug jener fernen Firne ist. Da läßt sie ihr Bündel fallen, die Arme gleiten ihr zu beiden Seiten herab, die Brust dehnt sich. Unbekümmert, ob einer und wer sie hört, selber kaum wissend, was sie tut, stößt sie einen wilden, gellenden Schrei aus. Als sie geschrien hat, ist ihr leichter zumut, freier, so, als seien schwere Eisen von ihr gefallen.

III

Die Violanta Zureich dient zu Underhalden. Zwei Dörfer nur hat sie über Intschi hinaus zu gehen brauchen und hat Unterkunft gefunden. In der Tür — in der und jener Tür steht manchmal das Glück, wenn's einer nur sähe im Vorbeigehen —, in der Kreuzwirtshaustür hat die Wirtin, die Hoferin, gestanden, als die Violanta straßdaher gekommen ist. „Nun, wohin willst mit deinem Bündel, Mädchen?"

„Bah, weiß selber nicht recht, wohin. Zu Schattenhalb, habe ich gehört, in den Wirtshäusern kommt eines gern als Magd unter, da —"

Die Hoferin sieht das Mädchen an, einmal von oben nach unten, einmal von unten nach oben. „Ich brauchte eines, das fegen und schaffen will," sagt sie; „wenn du willst, kannst dir den weiteren Weg ersparen." —

So ist die Violanta im Kreuzwirtshaus eingestanden. Ein halbes Jahr lang dient sie nun schon da, treu und recht.

Die junge Kreuzwirtin, eine aus dem Oberland, und eine, die im Unterland noch wenig umhergekommen ist, muß längst erfahren haben, daß sie ein Mädchen ins Haus genommen hat, die kein Engel ist und aus keinem Himmel herkommt. Aber wenn sie um der Violanta ihre Herkunft weiß, so läßt sie sich nichts merken; denn das Mädchen geht durchs Feuer für die blonde, gesundwangige Hoferin und ihren geraden, rechten Mann, den Kreuzwirt; so gut sind beide zu ihr. Nichts hat dem Mädchen

den Frieden gestört, seit sie in Anderhalden sitzt, nicht einmal der Vater, der Zureich, mit seiner Polizei. Gekommen ist der freilich einmal. In der Wirtsstube hockt er eines Tages über einem Schnapsglas. Da tritt die Violanta ein. Wohl oder übel muß sie ihm guten Tag sagen; aber er tut ganz zahm. „Eine rechte Stelle hast hier, du," raunt er ihr zu. „Hast etwas Geld?" fährt er fort. „Wirst dann wissen, daß du auch hier und da etwas heimzuschicken hast, wie die andern, hörst?"

Als sie ihm ein paar blanke Franken hergeholt und mit einer fast verächtlichen Bewegung zugeschoben hat, schmunzelt er, ist freundlich, wie einer beim Erben, und geht nach einer Weile zufrieden davon. Die Violanta weiß, was sie zu tun hat, damit er nicht so bald wiederkommt; von jedem Lohn schickt sie einen rechtschaffenen Teil talab, dabei ist ihr Gedanke jedesmal: „Jetzt hast dich wieder losgekauft." Und das Herz schlägt ihr vor Freude, wenn sie das Geld los ist.

An einem Sonntag erfährt die Violanta in der Wirtsstube eine Neuigkeit! Herrgott, was für eine Neuigkeit! An Sonntagabenden muß sie der Hoferin immer an die Hand gehen, denn da sitzt die Schenkstube voller Bauern. Die Bauern sind gut aufgelegt, haben heiße Köpfe und weibermäßig eifrige Zungen. Auch heute ist die Stube voll Rauch und Weindunst und von Stimmengewirr und Gelächter laut. Aus allem Lärm tönt plötzlich ein Name hervor.

„Der Marianus Renner!"

Die Violanta, die in einer Stubenecke steht,

fährt zusammen und wird bleich. Sie legt die Hand fest auf die Lehne eines Stuhls, blickt scheinbar gleichgültig aus dem Fenster und hört dem Gespräch zu, an dem bald der ganze Haufe der Gäste teilnimmt.

„Jetzt ist er nach Amerika, dem Ratsherr seiner, der Marianus Renner von Oberalpen!"

„Lang genug hat er's getrieben!"

„Ins Grab bringt er seinen Vater, den Ratsherrn, der Marianus. Ein Ehrenmann ist er, der Alte! Man sollte es nicht glauben, daß ein so faules Reis an einem kerngesunden Baum stehen kann!"

„Von klein auf ist er so gewesen, der Marianus, wild, nicht zu regieren, falsch, hinterrücks! Mit zwölf Jahren hat er des Babesepps Christen die Uhr gestohlen, mit vierzehn Jahren einem armen Buben von Oberalpen im Streit das Messer ins Bein gestochen. Von da an hat es zu Oberalpen keine Ruhe gegeben mit ihm. Kein Mädchen ist vor ihm sicher gewesen. Der Alte hat immer wieder in den Sack greifen und zahlen müssen!"

„Den Narren hat er aber auch gefressen an dem Buben, der Alte. Schwach ist er gewesen, wenn's um den gegangen ist!"

„Er ist auch ein schöner, starker Mensch, der Marianus! Im Soldatenrock hat er stramm ausgesehen!"

„Den hat er jetzt auch ausziehen müssen, den Soldatenrock. Mit Schimpf und Schande haben sie ihn davongejagt, weiß der Himmel, was es da gegeben hat! Das und eine neue Geschichte mit

einer Magd, das hat dem Ding den Bogen gegeben. So bald kommt der nicht wieder zurück übers Wasser."

So weit sind die in der Wirtsstube mit ihren Beiträgen zu des Marianus Renner schönem Lebenslauf, als die Wirtin die Violanta um Wein in den Keller schickt. Als sie zurückkommt, kann sie gerade noch hören, wie der alte Schulmeister, der Lusser-Toni, mit seiner heiseren Stimme sagt: „Und doch hat der Lump, der Marianus, einen Bruder, der so brav ist wie er leid."

Zwei Dinge gehen der Violanta nachher im Kopf herum. Zum ersten: Fort ist er, der Marianus, fort übers Meer! Und so bald kommt er nicht wieder! Sie streckt sich, streitfroh fast, noch mehr, wie einer, dem eine Last von den Schultern gefallen ist. Besser ist besser! Recht weit fort! Ihr kann's recht sein! Als ihre Gedanken von dem Marianus lassen, ist eine leise Neugier in ihr, was der andre für einer sein mag, der, der so brav sein soll, wie der Marianus schlecht ist.

Die Neugier schläft wieder ein, Wochen vergehen, dann kommt ein Tag, an dem die Neugier wieder wach werden kann, wenn sie will!

„Violanta," ruft die Hoferin. Sie sitzt nähend in ihrer Wohnstube, dem großen sauberen Raum, der über der Schenke liegt, sitzt allein an dem langen, wachstuchbedeckten Tisch, an dem zu Mittag die ganze Herde Dienstvolk mit Bauer und Wirtin zum Imbiß sich niederläßt. Der Hofer, ihr Mann, der breitschulterige Mensch mit dem braunen Kraushaar und dem festen braunen Schnurrbart, steht

hemdärmlig, die Arme in die Seite gestemmt, vor einem Oelfarbendruckheiligen, der an der Wand hängt, und an dem er weiß Gott was Schönes sieht. Die Tür nach dem Flur hinaus steht offen. Durch die kommt die Violanta gegangen.

„Ja," sagt sie, als sie über die Schwelle tritt. In dem „Ja" liegt die Antwort auf den Ruf der Hoferin und zugleich die Frage, was sie soll.

„Du, los'," sagt die Wirtin; „mach die Tür zu," fügt sie hinzu und stichelt fleißig weiter am Nähzeug. Der Hofer läßt seinen Heiligen hängen, legt die Hände auf den Rücken und wendet sich nach der Violanta um. Die steht in einem sauberen Rock, der von der schlankeren Hoferin stammt und ihr knapp paßt, so daß sich erst recht zeigt, wie sie wie ein fester, junger Baum gewachsen ist. Der dunkle Kopf sitzt gerade auf dem wachsbleichen Nacken; die Weiber dazuland gehen alle vornübergebeugt, wie unter einem heimlichen Joch, aber die Violanta steht da, als gehöre die halbe Welt ihr. Der Hofer ist kein Weibernarr, aber es poppert ihm sonderbar unterm Hemdlinnen, während er vielleicht zum erstenmal, seit sie im Hause ist, das Mädchen lang und mit Muße betrachtet.

„Das ist jetzt so," beginnt die Hoferin zur Violanta, legt die Arbeit auf den Tisch und beugt sich ein wenig vor. „Du solltest nach Oberalpen für ein paar Tage, zu meiner Mutter; der ist die Magd davongelaufen."

„Nach Oberalpen?" frägt die andre. Die Frage kommt hastig, und blitzähnlich zeigt sich in den weißen Backen ein Schimmer, wie von einer Blutwelle.

Dann faßt sie sich. Er ist ja nicht mehr dort, fährt es ihr durch den Sinn. „Nach Oberalpen?" wiederholt sie ganz ruhig, „ja, ja, wenn Ihr es haben wollt, warum nicht."

„Aber du mußt heute noch gehen," fährt die Wirtin fort, „er (sie nickt nach ihrem Manne hin) nimmt dich mit auf den Wagen. Pack zusammen, was du haben mußt für ein paar Tage."

„Ja — gut," sagt die Violanta, dreht sich um und will gehen.

„Wenn," beginnt die Hoferin wieder — es scheint ihr ein Gedanke zu kommen — „wenn es sich gut anläßt mit euch beiden, könntest auch gerade dort bleiben bei der Mutter."

Das Mädchen sieht sie an, schlägt den Blick nieder und nickt wie eine, die nicht nein und nicht ja sagen will. Der Hoferin scheint der plötzliche Plan zu gefallen. „Es ist mir darum zu tun, daß die Mutter versorgt ist," spricht sie weiter. Sie ist eine schwache, unbeholfene Frau, sie muß eine haben, die schaffen kann und will, das kannst und willst, du."

Bei dem Lob gleitet ein flüchtiges Lächeln um den Mund der Violanta.

„Schön hat's eine bei der Frau," läßt sich der Bauer vernehmen. „Kannst dich nur zusammennehmen, daß dich gut hältst."

„Ein Ausbund bist noch nicht," wirft die Hoferin wieder ein, die ein Lied singen könnte, wie sie dem Zureichmädchen all' die Monate her Ordnung eingetrichtert hat. „Aber guten Willen hast!"

Die Violanta murmelt etwas davon, daß sie

sich Mühe geben will, hat aber wenig Demut in ihrem Wesen. Indessen nimmt der Hofer seinen Rock vom Nagel und wirft ihn über die Achsel. „So mach dich fertig," sagt er, sich zur Tür wendend, zu der Magd, „in einer Stunde fahren wir." Sie nickt, geht aufrechten Schrittes, wie immer, hinaus und steigt zu ihrer Kammer hinauf, ihre Siebensachen zum zweitenmal in ein Bündel zu schnüren. Diesmal wird das Bündel schon größer, die Hoferin ist eine Freigebige und hat der Violanta mit allerlei Gewandstücken nachgeholfen. Während diese packt, kommt sie die Reue an, daß sie mit dem Fortgehen einverstanden gewesen. Sie ist noch zu frisch aus einer Welt herausgestiegen, der entronnen zu sein sie alle Tage aufatmend dem Herrgott dankt, als daß sie nicht eine geheime Furcht empfände, der Weg, den sie ins Ungewisse antritt, möchte sie wieder rückwärts statt vorwärts bringen. Dann aber schlägt sie die Besorgnisse mit dem sich selber eingeredeten Trost nieder: kannst ja zurückkommen, Violanta, wenn's dir in Oberalpen nicht gefällt!

Bald darauf sitzt sie neben dem Kreuzwirt auf dem Brettsitz seines Leiterwagens, hat Sonntagsstaat an, ein schwarzes Kleid, in dem sie ganz fürnehm aussieht, und reicht noch einmal der Hoferin, die ihr gute Lehren gibt, mit einem festen „Ich will's recht machen, Frau," die Hand. Dann zieht das kleine struppige Bergpferd an, und die Fahrt geht talauf. Die Häuser von Anderhalden bleiben bald zurück. Nun ist die Aussicht wieder die, wie sie weiter unten im Tal auf der Violanta ihrer ersten Reise gewesen ist, eine breite, wie eine Schlange

sich hinauf ins Gebirge windende Straße, ein Wildbach, ihr bald zur Rechten, bald zur Linken, grüne Lehnen, graues Gebirg, hoch unter dem Himmel herabschimmernde Firnzinnen. Nur der Wald kommt immer mehr hinter die bergan Fahrenden zu liegen, es wird kahler über ihnen, näher treten die Felswände zusammen; fast ist es, als müßte das Pferd nach kurzer Reise gegen einen Bergwall prallen, in dem kein Durchweg mehr ist. Der Tag ist just so klar, wie der Violanta ihr erster Reisetag gewesen. Der Wind, der ihr entgegenweht, ist frischer, fast rauh; das Mädchen beut ihm gern den bloßen, dunkeln Kopf; es wird ihr sonderbar leicht hinter der Stirn und klar; leicht ist ihr auch im Herzen, obwohl die Neugier darin wach ist, wie es abermals mit ihr werden wird.

Der Hofer neben ihr knallt mit der Peitsche, pfeift eines vor sich hin, steckt auch einmal eine Pfeife an; gesprächig ist er nicht groß, obwohl er manchmal der Violanta ein Wort hinwirft oder mit dem Peitschenstiel zeigt, wenn es am Weg irgend etwas zu sehen gibt, was dem Mädchen neu sein kann. So fahren sie durch Schattenhalb, auf das der gewaltige Rotfirn niederleuchtet, fahren in die finstere Schöllenenschlucht hinein, wo die Straße sich wie scheu an den Felswänden hindrückt, fahren hinauf und hinauf, durch ein ganz nachtschwarzes Felsentor zuletzt, und fahren auf einmal auf einem talebenen Weg in ein weites, flaches, grünes Land hinein, um das herum, wie riesige Häge die Alpweide schützend, grüne, baumlose Hügel stehen. Hinter den Hügeln ragen die Felsen neuer Gebirgs-

stöcke auf, und ein ganzer Kranz in der Sonne flammender Gletscher ist über den höchsten Saum der das Bergtal grenzenden Gottesmauern gelegt.

Der Hofer sieht die Violanta an und lacht: „Gelt, da bist noch nie gewesen?“ sagt er. Was er nicht beifügt, klingt aus seiner Stimme: Gelt, da oben ist's aber schön!

Das Mädchen tut einen tiefen Atemzug, der in einem stockenden Seufzer endet. „Jesus!“ sagt sie; vor Staunen hat sie kein anders Wort. Der Wagen rasselt die Straße weiter, einer Häusergruppe zu, die mitten auf dem grünen Mattenteppich vor ihnen steht. Die Sonne leuchtet auf sie nieder, Staub steigt unter den Wagenrädern auf, aber der Wind hat da oben einen so kernfrischen Atem, daß der Staub nicht in die Höhe kann. Auf ihrem Brett sitzen der Hofer und die Violanta und baden in dem Herrgottsleuchten der Sonne und in der Firnluft, und einer, der hinter ihnen auf der Straße stände, müßte sich sagen, daß die zwei großen, starken, gerade gewachsenen Menschen prächtig in die einsame, wilde und schöne Welt hineinpassen.

Vom Staub der Landstraße rasselt der Wagen hinweg auf das Holperpflaster von Oberalpen; das Fuhrwerk ächzt und klappert, der Hofer und das Mädchen schüttern auf ihrem Brett wie die groben Steine, die beim Sanddurchwerfen oben auf dem Siebe bleiben. Dann sagt der Hofer ein lautes „He — ho — ho“, und sein Gaul bleibt zwischen zwei Steinhäusern stehen, die beide fürnehm dicht an die Gasse gebaut sind. „Da sind wir,“ sagt der Hofer, hängt die Zügel ein und springt ab;

auf der andern Wagenseite klettert die Violanta herunter.

„Da hinein?" fragt sie und dreht sich dem Hause zu, dem sie zunächst steht. „Da herüber," winkt der Hofer, „das dort ist dem Ratsherrn selig, dem Renner, sein Haus."

„Dem Ratsherrn selig?" sagt die Violanta; dabei bleibt sie unwillkürlich stehen und schaut an dem großen Gebäude empor, das mit seinen dicken Steinmauern und seinen langen, hoch über der Straße gelegenen Fensterreihen aussieht wie ein alter Festungsbau. Als sie an des Hofers Seite tritt, läßt auch er die Augen an den Fenstern haften, die alle durch Laden verschlossen oder sonst verhängt sind, so daß das Haus wie ausgestorben scheint. „Gestern nacht ist er gestorben, der Ratsherr," raunt er der Violanta zu. Die hört, in Gedanken verloren, nur halb, was er sagt; es bedrängt sie, daß das Rennerhaus so nah steht. Alle Tage wird sie es vor Augen haben müssen! Der Hofer ist ganz voll von seiner Nachricht, daß der Ratsherr Renner tot ist. „Den hat doch der Marianus auf dem Gewissen," sagt er, während sie sich ihrem Wegziel, dem Haus der Nagerin, zuwenden. Dieses ist nicht so schwerfällig wie das benachbarte, aber stattlich steht es da für ein Bauernhaus, trägt an den Mauern einen graudunkeln Bewurf und an seinen drei Stockwerken freundliche grüne Laden. Die Laden des Erdgeschosses sind geschlossen; da wohnt niemand. Im ersten Stockwerk hat die Nagerin ihre Wohnung; im zweiten wohnt der Bauer mit Frau und Kinderschar, der bei der Nagerin Landpächter ist. Der kommt

eben vom Gaden hinter dem Hause nach vorn gegangen, hilft dem Hofer das Pferd abspannen und führt es nach dem Stall, während dieser mit Violanta in die Haustür tritt.

Der Kreuzwirt stampft dem Mädchen voran die knarrende Holztreppe hinauf; auf einen nicht just hellen Flur gehen ein paar Türen, von denen öffnet der Hofer eine und tritt in eine mächtige Stube, deren eine Wand aus lauter Fenstern besteht, die wenig und einfaches Gerät, Stühle, einen großen Tisch, ein Büfett und eine Truhe hält, hellgelbes Täfelwerk und eine niedere vertäfelte Decke hat. In der mächtigen Stube sitzt in einem lederbezogenen alten Armstuhl ein kleines Weib, die Nagerin.

„Guten Tag, Mutter," sagt der Hofer, wirft den Rock, den er all die Zeit nicht angehabt, über eine Stuhllehne, geht zu der alten Bäuerin und nimmt ihre verschrumpfte schmale Hand in seine breite.

„Gut Tag," gibt die Nagerin zurück; ihre Stimme tönt wie ein leiser Schlag auf Scherben gegenüber der dröhnenden des Bauern; sie kommt aus einem schmächtigen Leibe.

„Die Frau grüßt Euch," fährt der Hofer fort, „und da schickt sie Euch eine für die Not zum Haushalten."

Violanta ist zögernd eingetreten; sie steht mit ihrem Bündel noch neben der Tür, schlank und aufrecht, und sieht still nach der Alten hinüber. Ein Zug in deren Furchengesicht macht ihr das Herz warm. Da hebt die Nagerin die seltsam ausdrucksleeren hellgrauen Augen, die fast wie Blindenaugen

aus hundert Falten und Fältlein blicken, und etwas wie ein Lächeln liegt um ihren schmalen Mund. „Ihr meinet es immer gut," spricht sie zu dem Hofer hinüber, aber die Violanta scharf betrachtend, „ein paar Tage hätte ich mir schon helfen können. Es ist aber auch so recht. Dank Euch auch!"

„Stell ab, Mädchen," sagt sie dann zu Violanta, langt einen Stock hinter ihrem Stuhle hervor und hebt an, nach dem Büfett zu humpeln, dem Bauern einen Trunk herauszulangen. Derweilen plaudert sie in einer stillen, langsamen Weise. „Ja, ja, so sind sie, die jungen Mädchen. Wenn einer ihnen den Kopf verdreht, gilt kein Verstand mehr und keine Pflicht. Ist mir das Trini, mein Mädchen, weggelaufen, einzig weil halt ihr Schatz sich ins Tal als Knecht verdungen hat."

„Es wird ihr bald genug leid sein, das Fortlaufen," sagt der Bauer mit seiner Polterstimme und läßt sich am Tische nieder. Die Nagerin stellt ihm den Wein hin, legt Brot dazu, das Glas fehlt noch. Als sie sich danach umwenden will, steht die Violanta am Büfett, greift hinein und setzt ein Glas auf den Tisch. Die Nagerin lächelt wieder; es ist, als gehe ein Sonnenschein über ihre Züge. „Gib noch zwei her," sagt sie zu Violanta, worauf diese zwei weitere Gläser auf den Tisch setzt. Die Nagerin schenkt sie voll, in das dritte gießt sie nur ein paar Tropfen. Dann hebt sie selber das letztere und sagt ein „Zum Wohl!", stößt mit dem Hofer zuerst an und heißt dann die Violanta Bescheid tun, die zögernd, als geschehe ihr eine ungewohnte Wohltat, das Glas aufnimmt, auf das die Alte

deutet. Als ihre Gläser zusammenklingen, sind sie ein seltsames Bild, die unscheinbare, verschrumpfte Bäuerin und die hochgewachsene Magd. Die Nagerin scheint auch zu fühlen, wie zerbrechlich sie neben der andern aussieht. „Du bist eine, die sollte schaffen können," sagt sie zu Violanta. Gleich darauf heißt sie das Mädchen sein Bündel nehmen und ihr folgen, und verläßt mit ihr die Stube.

Als sie nach einer Weile zurückkommt, findet sie den Hofer an einem der Fenster stehen. Er schaut nach dem Rennerhaus hinüber. „Ja, da liegt jetzt auch einer," sagt die Nagerin.

„Es scheint," brummt der Hofer.

„Die Nägel zum Sarg hat sein Bub geschlagen," sagt die Alte streng.

Die Violanta hantiert indessen schon draußen in der Küche, wohin die Nagerin sie gebracht hat. Sie trägt den Kopf hoch und hat einen frohen, leichten Atem. Es ist ihr seltsam wohl bei Beginn ihres neuen Amtes.

IV

Die Violanta dient bei der Nagerin. Die Tage gehen mit den Wellen, die die Reuß zu Tal wälzt; die Violanta denkt nicht ans Fortgehen. Der Kreuzwirt ist gestern wieder dagewesen und hat sich erkundigt, wie es ihr gefällt. „Gut," hat sie gesagt und hat gelacht; keines hat ein Wort verloren davon, daß das Mädchen wieder nach Anderhalden zurück könnte. Auch die Nagerin ist es zufrieden,

daß sie bleibt. Zum Hofer läßt sich die Bäuerin vernehmen: „Völlig wohl ist mir, so eine im Haus zu haben. Eine Gesunde ist die, die Violanta, eine Starke; fast ist mir, als hätte ich baufälliger Mensch ein Mannsbild zum Schutz bei mir.“

Die Violanta beginnt den Tag, wann der Tag beginnt. Mit einem Summen oder Singen ist sie auf und an der Arbeit. Wundervoll ist das Leben, denkt sie. Wenn ihre Gedanken zu dem heißen Brutloch, dem Tal bei Intschi, zurückgehen, und zu der Zeit, da sie dort gelebt hat, scheint es ihr kaum zu glauben, daß es einen Ort auf der Welt gibt wie Oberalpen, so hell und himmelnah, mit der Luft, die die Brust völlig trinken kann, so hell und klar ist sie, und wenn sie sich die väterlichen Stuben ausmalt und die, die darinnen sitzen, dann muß sie immer wieder die Nagerin und ihre Behausung anstaunen. In Küche und Wohnräumen ist da oben eine unendliche Sauberkeit; die Violanta hat selbst nach der Schule der Kreuzwirtin noch lernen müssen, bis sie der Nagerin, ihrer Mutter, recht hat haushalten können. Nun aber, da sie in die Reinlichkeit und Ordnung der Alten hineingewachsen ist, fühlt sie sich darin wie ein starker Mensch, der in klarem Flusse badet. An der Nagerin selber erst schaut sie sich nicht satt. Sie scheint ein zurückgezogenes Weib, von der niemand Aufsehen macht, die halb schon aus der Welt ist, aus der sie bald gehen wird; erst nach und nach hat die Violanta gelernt, wie viel heimliche Fäden in des Weibes Hand zusammenlaufen, das den lieben langen Tag im gleichen schlichten braunen Rock auf ihrem Lehn-

stuhl sitzt. Jeder Schuldenbauer kommt zu ihr, jedes Tagelöhnerweib, dem schier die enge Stube die Kinder nicht mehr fassen kann; wenn die Oberalpener für die Gemeinde, wenn der Pfarrer für die Kirche Geld braucht — bei der Nagerin klopfen sie unter den ersten an. Und am rechten Ort weiß sie immer zu geben. „Die im Kreuz zu Anderhalden brauchen es gottlob nicht," sagt sie einmal zur Violanta, als diese gesehen hat, wie eine bettelnde Nonne eben eine schöne Geldgabe eingesackt hat.

Aber die Violanta weiß, daß die reiche Bäuerin auch nicht blindlings gibt; schon mehr als einen hat sie mit einem scharfen „Schaff mit deinen gesunden Gliedern" mit leeren Händen hinweggewiesen; gerade um ihrer Gerechtigkeit und ihres Scharfblickes willen, mit dem sie jeden, der ihr nahe kommt, durchschaut, empfindet die Violanta fast etwas wie Scheu vor der Alten. Die Nagerin ist eine fromme Frau. Bei keiner Frühmesse fehlt sie und bei keiner Abendandacht, und die Violanta, die die Lahme jedesmal zur Kirche führen muß, wundert sich über sich selber, daß sie des Ganges nicht müde wird; denn von der Intschihütte hat sie keine dreimal des Jahres den Weg zur Steger Kapelle gefunden. Es ist aber etwas Seltsames um diesen Kirchgang mit der Nagerin, diese hängt nicht den Kopf und verdreht nicht die Augen, wie manche überfromme Dörfler. Vor und nach der Kirche spricht sie ohne Scheinheiligkeit von allerlei weltlichen Dingen; aber während des Gottesdienstes hat sie ein Wesen, das ihre Magd, die an ihrer Seite sitzt, unwillkürlich selber zur Andacht zwingt. Da hockt das alte, zerbrech-

liche Weib vor seinem Herrgott, ein Häuflein Bescheidenheit; aus ihrer ganzen Haltung redet ein: ‚Du großmächtiger, lieber Unsichtbarer, da bin ich und fühle dich und bin zufrieden in deiner Nähe! Tu mit mir nach deinem Willen.‘ Die Violanta empfindet zuletzt die Andacht in der Kirche als dasjenige, was ihrem schönen, klaren, ruhigen Tag die Weihe gibt.

Die Oberalpener haben die Augen aufgesperrt, als die Nagerin zum erstenmal mit der neuen Magd den Kirchgang getan; sie reißen die Augen noch immer auf, wenn die Violanta durchs Dorf geht. Am Morgen, wenn sie am Brunnen auf dem Dorfplatz in dem großen kupfernen Kessel das Wasser holt, stehen da und dort einer oder eine im Fenster, die den Blick ihr folgen lassen, wendet da und dort sich ein Jungbub oder späht aus einer Haustür ein Mädchen hinter ihr drein. Die Violanta kommt mit dem schweren Kübel auf dem Kopf geschritten, die eine Hand in die Hüfte gestemmt, die andre am Kesselrand, gerade auf, die Arme nackt und weiß wie das Leinen ihrer kurzen Hemdärmel; fest und doch leicht schreitet sie daher. „Die könnte eine Bündnerin sein,“ sagen die von Oberalpen, weil in Bünden die großen adligen Weiber gehen.

Auf dem Gang vom Brunnen zum Nagerhaus sieht auch die Rennerin zuerst die Violanta, die Rennerin, die seit Wochen eine Witfrau ist und dem Nagerhaus gegenüber wohnt. Sie ist eine, die zum Müßiggang nicht Zeit und Lust hat, und doch zögert sie am Fenster, als ihr Blick auf das wassertragende Mädchen fällt. An demselben Abend,

als sie mit dem Adelrich, ihrem Sohn, und dem Dienstvolk beim Abendbrot sitzt, gibt sie dem Staunen Worte, daß die Nagerin eine so stattliche und schöne Magd hat.

Das Rennerhaus ist ein fürnehmes Bauernhaus. Schon die Haustür von schwerem eichenem Holz mit dem Bogenfenster knarrt unbäuerisch schwer wie ein Schloßtor in den Angeln. Hinter ihr liegt ein weißgetünchter mächtiger Flur, dessen Decke sich wölbt wie die eines Kreuzganges. Der Flur mündet in eine gebohnte eichene Treppe aus; die Türen der Stuben, zu denen diese emporführt, sind von dunkelgebeiztem Holz, und ihrer Griffe gelbes Messing schimmert blank wie Gold. Die Stube, wo an zusammengeschobenen langen, weißgescheuerten Tischen die Rennerin und der Adelrich mit Knechten und Mägden die Mahlzeiten einnehmen, ist ein großer, vielfenstriger Raum. Seine Wände sind zur unteren Hälfte mit grauem Getäfel verschlagen, zur oberen kahl und weißgetüncht, ebenso kahl-weiß ist die lange Decke, so daß die Stube fast unwohnlich leer erscheint. Dennoch ist etwas wie Traulichkeit an ihr; es mag in ihrer Sauberkeit liegen; auch hat der Gültsteinofen, der protzig und breit von der einen Wand in die Stube hinaussteht, ein Verdienst um diese Traulichkeit; er schafft aus dem langen Raum zwei kleinere, behaglichere Teile. Zu Häupten des Eßtisches hat bis vor kurzem der Ratsherr, der Renner, gesessen, der größte Bauer zu Oberalpen und weit hinab ins Land, dem die weiten Alpen am Gurschen gehörten, der alljährlich die großen Märkte im Welschen, in Bünden und im Lande selber mit

ganzen Herden befuhr, der die einzige Käserei im Oberland betrieb und seine Ware nach allen Weltteilen versandte. Viele haben wissen wollen, der Renner hätte übervolle Geldtruhen, doch hat es andre gegeben, die zweifelnd die Köpfe schüttelten: „Sein Gewerb ist zu kostspielig; zu viel Volk hat er im Dienst.“

Der Renner ist tot. Sein Erbe ist der Adelrich, der der Mutter gegenüber am oberen Ende des Eßtisches hockt. Der Platz zu Häupten ist leer. Ein Lehnstuhl steht dort, dem Renner seiner; ein schweigendes Uebereinkommen zwischen Mutter und Sohn fügt, daß der Stuhl leer bleibt; keines von den beiden will sich zum Regenten über das andre aufwerfen. Die Knechte und Mägde weiter unten am Tisch sind um kein Haar weniger zahm und gehorsam, seit der Platz am Tischende leer ist; die zwei, die ihre Reihen schließen, sind wortkarge, ernsthafte Menschen, vor denen Respekt haben leicht ist. Der Adelrich ist ein langer, hagerer Mann, lauter Haut und Knochen, aber mit Gliedern zäh wie Waldholzfasern. Er hat ein schmales Gesicht, dessen Haut faltig ist, weil das Fleisch darunter fehlt. Eine große Nase springt daraus hervor. Kleine braune Augen lugen scharf an dieser Nase vorbei; über dem schmal geschlossenen Mund, der selten lacht, steht weißer, seidenweicher Haarflaum; sonst ist das ganze Gesicht glatt. Der Adelrich ist nicht mehr jung, über die dreißig hinaus und immer noch ledig; er ist keiner, nach dem die Mädchen groß ausschauen; auch hat er sich nicht Zeit genommen, selber nach ihnen sich umzusehen; ein Werkzeug in

des Vaters Hand ist er gewesen von jung auf, immer ein brauchbares, festes Schaffeisen; viel andres als Arbeit hat er nie begehrt. Den Rahm vom Leben, das Vergnügtsein, hat immer der Jüngere, der Marianus, abgenommen; der hat gearbeitet, was ihm gerade gefiel, immer das Leichte und Schöne, der hat auf keinem Tanzboden und an keinem Dorffest gefehlt, der hat sich Zeit genommen, beim Militär die Offiziersschule durchzumachen; der Adelrich hat gerade lang genug zu Hause gefehlt gehabt, als er seine Rekrutenzeit abgedient hatte. Nun der Vater tot ist, arbeitet der Adelrich weiter; nichts hat sich geändert im Gang des Heimwesens. Er ist keiner, der neue Wege sucht, seine Art ist nicht, weit zu denken und groß zu planen; die gerade Treue ist der Kern seines Wesens. Und den hat er mit der Mutter gemein, die mit ihm am Tisch und in der Regierung des Hausstandes an gleicher Stelle sitzt. Die Rennerin ist eine häßliche Frau. Ihr Wuchs reicht nicht ganz an den ihres Buben heran, aber hager ist auch sie. Ihr Gesicht ist bleich, wenige tiefeinschneidende Falten furchen die Haut, von denen zwei wie Messerschnitte dem Munde zulaufen und den Zügen einen vergrämten Ausdruck geben. Die Stirn ist niedrig, das kurze, dünne, braungraue Haupthaar ist schwer am Hinterkopfe festzuhalten, oft fällt eine der rauhen Strähne wirr und unordentlich in die Stirn. Die Frau blickt aus grauen, rotgeränderten Augen, die wie von einem Tränenschleier trüb sind. Die Rennerin hat auf dem steifen Nacken Berglasten menschlicher Sorge getragen. Einen Bruder und eine Schwester hat sie viele Jahre

im Hause gehabt, der Bruder ist am Leibe, die Schwester am Geiste siech gewesen; der Bruder hat ein grauenhaftes Gebresten an sich getragen, vor dem jeden andern ekelte, die Rennerin hat ihn mit schweigender Treue gepflegt, bis der Tod ihn spät erlöst hat. Und so hat sie für die Irre gesorgt, die wie ein Kind war, das nicht gehen und stehen, nicht essen und reden kann. Die Kranken sind ihr geblieben bis ins letztvergangene Jahr. Inzwischen sind ihr im Laufe der Jahre vier blühende Kinder genommen worden, hat ihr die Laue (Lawine) den Vater, einen starken und treuen Alten, getötet und ist der Marianus, ihr Jüngster, ihr Liebling, zum Lump erwachsen. Und dennoch ist die Rennerin ein aufrechtes Weib geblieben; nur mehr ins Haus hat sie sich noch zurückgezogen, so, als hätte sie Scheu vor den andern Menschen, und darum wundert sich auch der Adelrich, ihr Sohn, daß sie sich die Mühe und Zeit genommen, der neuen Magd aus der Nachbarschaft nachzusehen, wundert sich, daß sie, die Wortkarge, Insichgekehrte, Worte an jene verliert. ‚Eine Besondere muß das sein, die Magd,' denkt der Adelrich Renner bei sich.

Es ist sonderbar, wie lange der Bruder des Marianus und die Violanta als Nachbarn leben, bis sie einander in den Weg kommen. Ein seltsamer Zufall führt sie zusammen, nicht wo es sein sollte, daß sie täglich dicht aneinander vorüber müßten, sondern ganz außerhalb des Dorfes, wo selten Leute hinkommen. Sonntag ist es; der Kreuzwirt ist dagewesen und hat die Nagerin zu einem Besuch bei der Tochter nach Anderhalden geholt. Die Violanta

weiß nicht, was sie mit dem Tag anfangen soll; weil er aber hell ist und seinen Sonnenschein über alle Berge gießt, läuft sie gegen Abend mit frohem Herzen hinaus und nach der Luft durstig, von der ein Zug wohltut wie ein Trunk Quellwasser. Bekanntschaft hat sie noch wenig zu Anderhalden, so läuft sie barhaupt in schlichtem schwarzem Rock zum Dorf hinaus, quer über die flachen Matten, einem Berghang zu, an dem wie ein verlorenes Büschel Haare auf einem Kahlkopf eine schwarze Schar hoher, hagerer Tannen steht. Zu den Tannen hinauf führt ein Fußsteig, dem geht sie nach. Der Hang liegt im Schatten; aber von ihm blickt sich's wohl in das Hochtal hinaus, das in der Sonne daliegt, als ob der Herrgott mit heimlichen Kerzen in jede Ecke zünde: Sieh, das ist schön, und das und das!

Am Bergrücken entlang fährt ein kühler Windatem, in den Tannenwipfeln ist ein kaum merkliches Regen und Neigen. Die Violanta steigt bergan; die Matte zur Linken unterhalb des Waldes wird immer grüner und dunkler, zur Rechten aber verläuft die unfruchtbarere Lehne in eine Steinwüste; hoch oben am Berg ist zerrissenes Felswerk; der Hang ist von den Trümmern besät, die die Stürme aus dem Bergturm gerissen haben; weiß schimmern die Bruchstellen in der Höhe. Die Violanta setzt ihren Weg, leise vor sich hinsummend, fort, da steht es rot in den Steinen ihr zur Rechten; die Bergerdbeeren sind reif. Gedankenlos tut sie ein paar Schritte hinüber und pflückt lässig ein paar Beeren; dann faßt sie ein halber Eifer; sie steigt in die Steinschrunde hinab, tiefer hinein in die Wüste, wo kleine

Wässerlein rinnen und zwischen Steinbrocken grüne Teppiche liegen. Ueber dem Suchen und Bücken vergißt sie die Zeit. Auf einmal fällt ihr ein, daß die Nagerin vor ihr zurück sein kann, wenn sie sich nicht auf den Heimweg macht. So sucht sie mit den Blicken den Weg, der weit drüben liegt, und hebt an, zurückzuklettern. Als sie dem Pfad wieder nahe ist, sieht sie einen Menschen über ihn herniedersteigen; und just, als sie den Weg erreicht, will jener vor ihr vorübergehen. Unwillkürlich verhalten beide die Schritte. Der Adelrich starrt der Violanta ins Gesicht. Es ist ihm wie angeworfen, daß der Nagerin ihre Magd vor ihm steht, aber er erschrickt ganz vor dem Weibe und seiner Schönheit.

„Nun," sagt die Violanta mit aufgeworfenem Kopf; in dem Wort liegt die ungeduldige Frage: gehst du voran oder soll ich?

Der Adelrich, der in braungelbem, schlechtsitzendem Sonntagsstaat steckt, schiebt den schwarzen Filz aus der Stirn, brummt etwas und steigt an ihr vorüber. Die Violanta folgt ihm, langsam, damit er voraus komme. Er nimmt auch anfänglich große Schritte, nach einer Weile aber, während welcher er mit auf die Brust hängendem Kopf bergab gestiegen ist, dreht er sich plötzlich um und läßt sie an sich herankommen.

„Na droben, wo du gestanden bist, hättest auch einen Stein an den Kopf bekommen können, Mädchen," sagt er, ihr ins Gesicht sehend. Sie dreht sich um und blickt an der Wand hinauf. „Ist es da steinschlägig?" fragt sie.

„Natürlich," murrt er zurück und setzt seinen Weg fort wie einer, der ausgerichtet hat, was ihm

aufgetragen ist. So stampfen sie hintereinander drein, gleichgültig, keines sich ums andre kümmernd. Das Maß ihrer Schritte ist aber dasselbe und bringt sie nicht weit auseinander, und als sie von dem Fußpfad in die breitere Straße hinaustreten, kommen sie unwillkürlich nebeneinander zu gehen; nur daß sie, indem eines am Rande zur Rechten, eines zur Linken geht, die ganze Breite der Straße zwischen sich legen.

„Du bist doch bei der Nagerin?“ fragt da der Adelrich herüber.

„Ja,“ gibt sie zurück.

Nach einigen Schritten hebt er wieder an: „Wir sind dann Nachbarn, wir beide.“

„Ich weiß,“ sagt sie trocken; sie hat ihn einmal flüchtig gesehen.

So, als brächen sie Holzstückchen knackend entzwei, hacken sie eine Unterhaltung zurecht im Weitergehen. Das letzte Wort ist ein „Gut Nacht“ hier und ein „Gut Nacht“ dort. Dann biegen sie von ihrem Straßenrand ab, ein jedes nach seiner Haustür zu, so steif, als triebe sie ein gemeinsames Uhrwerk!

V

Seit dem Sonntag, an dem die Violanta den Renner-Adelrich getroffen hat, wundert sie sich, daß sie ihn früher nie recht zu sehen bekommen, wundert sich darüber, weil sie ihn jetzt alle Augenblicke sieht. An der Haustür steht er oft und sagt ein kurzes, karges „Gut Tag“, wenn sie zum Brunnen geht.

Auch von einem der Wohnstubenfenster sieht sie ihn manchmal herunter auf die Straße gaffen, wenn sie des Weges daherkommt. Begegnet sie ihm einmal außerhalb des Dorfes, so dreht der seltsame Mensch sich, kaum daß sie an ihm vorbei ist, um und sieht ihr nach; steif und hager wie eine Stange steht er am Straßenrand; ihren Wegweiser nennt ihn die Violanta heimlich lachend für sich, weil seine große Nase immer auf die Straße zeigt, auf der sie selber geht. Im Grunde jedoch gerät es ihr nicht recht, über den Renner zu lachen; der hat in seinem Aeußern zu viel von einem wackeren Menschen; daneben hört sie zu viel Gutes von ihm. Wenn die Nagerin auf ihn zu reden kommt, fliegt ihre Runzelwangen vor Eifer ein tiefes Rot an; sie wird nicht müde, zu rühmen, was der Renner-Adelrich für ein lauterer und arbeitsamer Mensch und wie schade es sei, daß so einer immer und immer noch und über alle Zeit hinaus ledig bleibe. Dabei weiß und fühlt die Violanta nicht, daß der Bäuerin ausdruckslose Augen heimlich an ihr haften, über ihre ganze Gestalt mit stummer Bewunderung spazierengehen, und wie es jener durch den Sinn fliegt: ‚Schad, daß du nicht besserer Leute Kind bist, Violanta Zureich!‘

Das und noch vieles weiß die Violanta nicht. Der Adelrich gafft nicht nur; der macht sich auch Gedanken. Seine Mutter tritt einmal zu ihm ans Fenster, als er just der unten in der Straße vorüberschreitenden Violanta nachsieht. „Ein schönes Mädchen, Mutter, beim Eid,“ sagt er da mit einem tiefen Atemzug.

„Eine Schaffige ist sie auch, wie die Nagerin

sagt," meint seine Mutter, die mit dem Blick dem seinen folgt.

„Schade, daß —" beginnt der Adelrich in Gedanken.

„Daß sie gerade so eine Sippe haben muß," vollendet die Rennerin.

Damit gehen sie auseinander, sicher, daß alles ausgesprochen ist, was zu sagen gewesen.

Und der Adelrich macht sich dennoch Gedanken. Der Sommer geht. Der Herbst, ein schöner, kurztagiger, hinkt langsam nach. Dann kommt der Winter über Oberalpen. An seinem Anfang und seinem Ende stehen für die Violanta zwei Grabkreuze. An einer Lungenentzündung, die er sich an einem Sturmtage zu Winteranfang geholt, wird in wenigen Tagen des Zureich-Baschis, ihres Vaters, Zäheit zuschanden. Zwei Tropfen kommen der Violanta bei der Nachricht von seinem Tode in die Augen; eine Faser hat noch zwischen ihr und dem Alten gehalten, von dem sie sich erinnert, daß er ihr als Kind manchmal ein gutes Wort gegeben, und so macht sie sich zu seinem Begräbnis auf den Weg nach Intschi. Lange hält sie sich dort nicht auf. Vom Friedhof weg, an der Intschihütte vorbei, ohne der Mutter ein überflüssiges Wort zu geben, steigt sie zurück nach Oberalpen; dort atmet sie mit großen, gierigen Zügen, als hätte sie den Atem Stunden vorher verhalten. Eng ist ihr gewesen daheim; zu Oberalpen fällt alle Schwere von ihr ab. Jesus, wie da oben ein andres Leben ist!

Als der Föhn die Eiskrusten an den Felsen und auf den Straßen zu lösen beginnt, erreicht die

Violanta die zweite Todesnachricht. Da ist auch die Mutter gestorben! Eine ihrer Schwestern, die wohl seit einigen Wochen schon in der Intschihütte mag gesessen haben, teilt es ihr mit, vergißt zu schreiben, woran die Mutter krank gewesen, vergißt selbst zu berichten, daß sie sie inzwischen schon auf dem Steger Friedhof verscharrt haben. Freilich steht auch keine Aufforderung in dem Brief, zur Gräbt (Begräbnis) zu kommen. Die Violanta hält den schmutzigen Zettel in der Hand, steht einen Augenblick sinnend in der Küche, wo ihr der Briefträger den Fetzen gereicht hat; dann zerreißt sie das Papier und wirft die Stücke ins Feuer. An die Arbeit geht sie danach, als ob nichts geschehen wäre; kein Gedanke kommt ihr, jetzt zu Tal zu fahren; sie läßt nicht einmal der Nagerin gegenüber ein Wort fallen, das auf den Tod der Mutter Bezug hätte. Ihr Leben geht nachher in seiner glatten Bahn, vielleicht ist ihr noch leichter und froher zumut seither, weil nun nichts mehr da ist, was zu ihr gehört; die Schwestern gehen ihre eignen Wege und kümmern sich so wenig um sie, wie sie sich um jene kümmert.

Den Winter löst ein früher Frühling ab. Die ältesten Leute können sich nicht erinnern, daß die Sonne so früh allen Schnee von den Matten genommen und das Grünen überall angehoben hat. Die von Oberalpen bauen ihre Wiesen; auf der weiten Hochtalebene wimmeln wie schwarze Punkte die Bauern, die über ihre Matten schreiten. Die Nagerin hat im Stall ihres Landpächters eine eigne Kuh stehen und hat von ihrem Besitz eine kleine,

schöne Matte nahe am Dorf sich vorbehalten. Dort werkt seit einigen Tagen die Violanta. Die Matte liegt an der Straße, wo diese aus dem Dorfe und nordwärts über Berg führt. Der Dünger liegt in schwarzen Haufen auf das saftgrüne Land geworfen. Mit der Gabel schreitet das Mädchen von Haufen zu Haufen und zerbreitet sie. Auf den angrenzenden Grundstücken arbeiten Männer und Weiber in Scharen; die Violanta ist allein, aber die Arbeit geht ihr von der Hand; die Art, wie sie Schlag auf Schlag die Gabel handhabt, wie die aufrechte Gestalt sich neigt und wiederum zur ganzen Höhe sich aufrichtet, gibt ein Bild, das selten in den frischen Lenztag hineinpaßt. Sie hat das Kleid hochgeschürzt, die schweren Schuhe stampfen den Boden, Brust und Arme dehnen das dünne Gewebe der zertragenen Kleider. Eine ganze Weile hat sie gegen das Innere der Matte schreitend gearbeitet. Als sie sich um- und der Straße zuwendet, steht drüben am Holzhag, die Arme breit auf die oberste Latte gelegt, den Oberkörper herein in das Land gebeugt, der Renner-Adelrich und schaut sie an. Er nickt, als ihr Blick dem seinen begegnet. Gemächlich zieht er die Pfeife aus der Hosentasche, stopft sie, streicht ein Streichholz an und steckt die Pfeife in den einen Mundwinkel. Als sie brennt, setzt er den rechten Fuß auf eine Haglatte und richtet sich ein, als ob er zu übernachten gedenke. Es geht dem Abend zu. Die Wolken, die im Föhn hoch über das Grüntal segeln, leuchten in brennendem Rot. Die Violanta arbeitet weiter, ihr Weg führt sie gegen die Straße heran.

„Guten Abend," sagt der Adelrich, als sie in Hörweite ist, und sie gibt ihm den Gruß laut, mit einem freien Lachen zurück.

„Schaffst?" sagt der Adelrich, als sie noch näher kommt.

„Wie Ihr seht," ist ihre Antwort. Darauf hebt er von den Wetter- und andern Aussichten zu reden an und hält sie mit seinem Gespräch bei sich fest. Sie läßt sich auch aufhalten, stützt sich auf die Gabel und steht ihm eine Weile Rede. Er hat nichts Verlegenes an sich; aber sowenig kann er sich verstellen, daß Violanta ihm vom Gesichte ablesen kann, wie sie ihm gefällt.

„Dir sind auch Vater und Mutter gestorben den Winter, gelt?" wechselt er plötzlich die Alltagsreden, die sie vorher geführt haben. Auch da ist seine Art so gerade und unbeholfen, daß das Mädchen merken muß, wie wichtig ihm das ist, was er sagt.

„Ja, eben," nickt sie gleichgültig. Ob ihrer Wortkargheit gehen auch ihm einen Augenblick die Worte aus. „Aus der Intschihütte bist?" sagt er dann, als ob er es nicht längst wüßte. „Ja," antwortet sie abermals; ihre schwarzen Augen funkeln plötzlich feindselig, als ob sie fragen wollte: Willst mich daran erinnern, was mir anhängt? „Das ist kein gutes Zeugnis, gelt?" sagt sie dann mit herb verzogenem Mund und in einem Ton, der wie Glasknacken klingt.

„Warum?" sagt er, und in seinen braunen Augen ist ein warmer, mitleidiger Schein. Weil in dem Augenblicke an der Straße Leute vorüber-

gehen, neigt er sich noch näher über den Hag herein. Violanta zuckt zur Antwort auf sein Warum nur die Achseln und sticht die Gabel in den Boden, daß sie zittert.

Da macht er seine Frage wieder gut: „Es ist noch in manchem Haus nicht alles sauber; nur — von einem weiß man's, vom andern nicht."

Violanta sieht unwillkürlich auf. Spielt er auf den Bruder an? Dann zwingt sie etwas, daß auch sie sich nicht verstellt und ausspricht, was ihr just auf die Zunge springt. „Ist Euer Bruder immer noch in Amerika?" fragt sie. Nur sie selber weiß, daß eine Art Frostgefühl durch ihren ganzen Körper geht, als sie es fragt; auch daß ihr Gesicht noch weißer ist als sonst, kann der Adelrich nicht merken.

„Hast du den — den Marianus gekannt?" fragt er dagegen.

„Von ihm reden habe ich hören," sagt sie langsam und sicher, worauf er sie bescheidet: „Ja, er ist noch in Amerika, der Marianus."

Violanta wendet sich ihrer Arbeit wieder zu. Der Adelrich wankt und weicht nicht, noch immer wirft er dann und wann in trockener Art ein Wort hin, wann sie ihm nahekommt. „Nächsten Sonntag tanzen die Schützen," sagt er jetzt; es tönt, als hätte er dazu einen besonderen Anlauf genommen. Violanta ist im Begriff, von ihm hinwegzuschreiten, aber sie blickt noch über die Schulter zurück. „Ja," sagt sie gleichgültig.

„Gehst auch?" fragt Adelrich.

„Zum Tanz? Wollte wissen mit wem?" Als sie das fragt, meint sie, daß er im Begriff steht,

ihr seine Begleitschaft anzutragen. Aber er sagt: „Zum Tanz geh' ich nicht." Dann blickt er einmal die Straße hinauf und einmal hinab, und als er sie just leer sieht, winkt er der Violanta auf einmal ernsthaft zu: „Los'!"[1])

Als sie näherkommt und unwillkürlich den Arm auf den Mattenhang stützt, legt er seine Hand darauf. „Zum Tanz geh' ich nicht," wiederholt er, „da bin ich zu alt. Aber allein etwas mit dir zu reden hätte ich einmal."

„Mit mir?" sagt Violanta und löst den Arm vom Holzhag. Halb liegt in der Art, wie sie den Kopf im Nacken hält, eine Zurückweisung, halb schaut sie plötzlich so in Gedanken verloren ins Leere, daß leicht zu erkennen ist, wie es hinter ihrer geraden Stirn arbeitet.

„Vielleicht gehst am Sonntagabend wieder gegen den Gurschenwald hinauf; dort will ich warten," fährt der Renner unbeirrt fort. Da dreht sich die Violanta ab, der Kopf beugt sich, der Blick starrt den Boden an, und es ist seltsam zu sehen, wie ein brennendes Rot ihr langsam über Nacken, Wangen und Stirn quillt.

„Meinst, willst kommen?" fragt der Renner noch einmal. Nun hebt das Mädchen das Gesicht, das einen gequälten Ausdruck trägt. „Ihr werdet es ja dann sehen, ob ich da bin," sagt sie und geht davon. Die Gabel schlenkernd, beginnt sie die Arbeit ganz am andern Saum der Matte wieder. Der Adelrich verläßt langsam seinen Standort und geht

---

[1]) Hör einmal.

in schwerfälligen Schritten dem Dorfe zu. Er hat den Kopf voller Gedanken, denn er hört nicht, wie da und dort ihn einer grüßt, und als am Dorfeingang ein Bauer ihn anruft und wieder anruft, fährt er wie ein Schlafwandler auf und hat sichtlich Mühe, sich zu besinnen, daß er einem Rede und Antwort stehen soll.

Violanta hat eine Weile gearbeitet, aber als sie den Renner nicht mehr sehen kann, wird ihr Werken langsam, lässig und hört ganz auf. Sie geht an die Hagstelle hinüber, die der Straße am fernsten ist. Die Arbeiter auf der Nachbarmatte haben Feierabend gemacht, die weite grüne Fläche ist leer. Eilig ziehen in der Höhe die Wolken und fahren fern über die Berge hin, die den Weg in die Schöllenenschlucht verschließen. Dort hinaus staunt die Violanta, der Busen hebt sich rascher unter dem Hemdlinnen, das erregte Atmen verrät sich in ihrer ganzen Haltung. Geschehen ist etwas, Violanta Zureich! Blind und taub müßte eines sein, wenn es nicht erriete, daß der Bauer, der Renner-Adelrich, vor dem ganz Oberalpen gleichsam den Hut zieht, Absichten hat, Absichten auf sie, das Zureichmädchen! Einen Augenblick dreht sich die Violanta dem Winde zu, der von Süden weht und gletscherkühl ist; sie mag ihn gern auf der Stirne fühlen. Also der Renner-Adelrich! Fragen wird er sie! Das Wesen des Adelrich läßt den Gedanken nicht aufkommen, daß er ihr nur schöntun könnte wie mancher andre; der ist zu ernst, zu alt und zu gerade dazu! Also zur Frau will er sie! Sie, die Violanta Zureich, die von zuunterst aus der Armut

heraufkommt. Eine Frau soll sie werden, eine achtbare!

Es ist, als schnelle eine Feder im Körper der Violanta, die starke Gestalt streckt sich mächtig, Muskel auf Muskel spannt sich. Das Glück, das ihr werden will, übermannt sie einen Augenblick! Es ist ihr, als sei sie auf Leitersprossen heraufgestiegen, herauf aus dem Dunkel an die Helle, aus der Helle ins warme Sonnenlicht, und nun, nun soll es hinaufgehen zur obersten Stufe, in den ganzen vollen Glanz des Tages hinauf, und — —

Aber der Marianus! Als käme eine Schlange über die Matte dahergekrochen, kommt der Gedanke gezüngelt. Violanta hat wieder das seltsame Empfinden eines plötzlichen körperlichen Frierens. Der Marianus!

Im Kopfe der Violanta beginnt eine Gedankenschlacht. Der Marianus! Ei, der ist weit, weit weg, der kommt nicht wieder! Und wenn er käme, heim darf er nicht mehr, hat sie sagen hören! Und käme er doch ins Haus, der wird gerne genug schweigen von dem, was er auf dem Gewissen hat!

Unter dem Streite der Gedanken reckt sich der Leib des Mädchens noch mehr, dann atmet sie ganz tief, wirft plötzlich die Gabel auf die Schulter und schreitet von der Matte hinweg und dorfzu.

Eine Stunde später steht die Violanta in der Stube der Nagerin und vor dieser, die in ihrem Lehnstuhl hockt und die Augen groß aufmacht zu dem, was Violanta erzählt. Sie ist nicht erstaunt; sie fragt kein einzigesmal: Hast auch recht gesehen? oder: Bildest dir nicht etwas ein, was nicht ist?

Während ihr Blick auf Violanta ruht, sagt sie sich selber, daß es kein Wunder ist, wenn ein Mann, selbst ein Mann wie der Renner, die zum Weibe haben will. Zum erstenmal ist etwas wie Demut in der Haltung des Mädchens; mit leiserer Stimme sagt sie: „Nicht hinter Eurem Rücken will ich etwas tun, Frau, darum habe ich es Euch gesagt!“ Ein Lob formt sich schlecht auf ihren herben Lippen, so muß die Nagerin aus der fremden Weichheit ihres Tones heraushören, wie hoch sie in der Violanta Vertrauen und Achtung steht.

„Du bist eine, die Glück hat,“ sagt die Alte.

Da hebt die andre den Kopf wieder. „Was meinet Ihr,“ fragt sie laut und fest, „seine Mutter, ob die einverstanden ist?“

„Wenn sie es nicht ist, fragt er dich nicht,“ erwidert die Nagerin.

„Das ist, was ich selber denke.“

Die Nagerin schiebt eine der zitternden Hände aufs Knie vor und spielt mit den Fingern auf der schwarzen Stoffschürze. „Ja, ja,“ sagt sie nachdenklich. „Hast ihn aber auch gern?“ fragt sie dann plötzlich.

„Gern?“ Violanta stützt eine Hand auf die Tischplatte, und es geht wie Blitzen in ihren Augen. „Das Gernhaben, wie Ihr es meint,“ fährt sie fort, „habe ich nicht gelernt. Aber wenn einer, ein braver Mann, mich haben will, so will ich vor Gott schwören, daß ich ihm die Frau sein will, die er in mir sucht; und keinen Gedanken will ich haben, als was recht und zu seinem Nutzen und ihm zu Dank ist!“

Wieder hängen die Augen der Nagerin fast andächtig an der Magd. In der ihrem Wesen liegt eine Kraft, daß die Alte des Staunens nicht Herr wird; in Gedanken stellt sie die Violanta drüben ins Rennerhaus neben den Adelrich, den langen Menschen, dem die ehrliche Arbeit das Liebste im Leben ist, und das langsame Herz klopft ihr jung vor Gefallen an dem Paar. Es ist ihr, daß sie aufstehen und hinübergehen sollte, gleich jetzt, dem Adelrich und seiner Mutter zu sagen: Recht habt ihr, bei Gott; eine wie die wächst euch nicht alle Tage ins Haus hinein.

Da fährt ihr die Violanta mit den ruhigen Worten in die Gedanken: „Ja, an die Arbeit muß ich, denk' wohl wieder; lange genug habe ich Euch vorgeschwatzt.“ Damit wendet sie sich der Tür zu. Auf der Schwelle dreht sie sich. „So werde ich gehen am Sonntag,“ sagt sie; halb ist es eine Frage.

„Und sicher,“ sagt die Nagerin, „und Glück wünsche ich dir auch.“

VI

Unterhalb des Gurschenwaldes stehen Violanta und der Renner-Adelrich. Gerade eben ist das Mädchen über den Fußsteig heraufgekommen. Der Adelrich hat sie erwartet. Er hat seine besten rauhhaarigen Kleider an, sieht darin ganz stattlich aus; die Violanta geht in ihrem schwarzen Kleid, an dem von oben bis unten kein Band und keine Zier ist,

gegen das nur der Hals und die Handgelenke noch viel scheiniger weiß abstechen als von anderm Gewand. Unter den Augen hat Violanta dunkle Ringe, sie hat ein paar schlechte Nächte hinter sich. So ganz glatt ist der Entschluß, der sie herbringt, doch nicht fest geworden; der Marianus ist auch ein paarmal gekommen des Nachts und hat sie schrecken wollen; aber eine Schwache ist sie nicht und weiß, was sie will. Eine angesehene Bäuerin will sie werden, vor der die Leute Respekt haben sollen! Die Brust schwillt ihr von Zukunftshoffnungen; nun steht sie am Eingang des Weges zu dieser Zukunft, tapfer, ohne die leiseste Furcht, fast fröhlich. Sie sieht den Adelrich an wie einen guten Kameraden, gerade in die Augen, ohne Erröten, als das „Gut Tag" zwischen ihnen hin und wieder geht.

Der Tag hat einen Werktagsrock an, obwohl es Sonntag ist. Nebel hangen über alle Berge herein. An die Gurschenwaldtannenspitzen sind sie gespießt, von dorther kommt manchmal ein feines Stäuben kalten, näßenden Regens.

„So, bist da?" sagt der Adelrich, dann räuspert er sich, steckt die Hände in die Hosentaschen, lehnt sich an den Hag, der die Matte nach dem Weg zu grenzt. „Ein wenig — fast — erraten wirst schon können, was ich — warum, daß ich dich habe kommen heißen."

„Ja, das schon," sagt Violanta ganz offen.

„Und?" fragt er da, als sei ihm nun alle weitere Rede erspart.

„Was sagt Eure Mutter?"

„Komm mit zu ihr, so kannst es selber hören: Du bist ihr so recht wie mir.“

Ein paar Schritte tut Violanta bergan, den Kopf gesenkt, als hätte sie noch einmal zu überdenken, was sie sagen will. Dann kommt sie zurück. „Ich muß es Euch noch einmal sagen,“ beginnt sie, „ich bin aus der Intschihütte.“

„Das hat mir zu Anfang Bedenken gemacht, jetzt nicht mehr,“ sagt der Adelrich ehrlich.

„Die darin gewohnt haben,“ fährt sie unbeirrt fort, „sind immer verrufen gewesen. Wenn es Euch einmal reuen würde, daß Ihr eine genommen habt, von der die Leute spöttisch hinreden: Bah, nur so eine ist sie!“

„Von dir tun sie das nicht,“ sagt er ernsthaft. Das Zeugnis tut ihr so wohl, daß ein Sturm von Freude in ihr aufspringt. „Ist es Euch ernst?“ fragt sie noch einmal.

„Bei Gott ist es mir ernst, Mädchen,“ gibt der Adelrich zurück, dabei hebt er zaghaft und linkisch die Hand und sucht nach der ihren. Violanta aber kommt ihm mit der Rechten entgegen; sie legt sie fest in die seine. Als er ihren Druck fühlt, spannen sich seine Finger, eine andre als die starke Violanta könnte es schmerzen, wie er sie zudrückt; was sie nachher nie aussprechen, was sie vielleicht selber nicht klar fühlen, das ahnt doch jedes, daß sie sonderbar füreinander geschaffen sind. Sie lösen ihre Hände bald wieder. Es ist nicht der Platz, und sie sind nicht die Leute, verliebt zu tun. „Komm heute abend zu uns herüber,“ sagt Adelrich, „da können wir alles besprechen.“ Damit machen sie sich auf den Heim-

weg. Und wie am Tag ihres ersten Zusammentreffens gehen sie langsam dahin, eines diesseits, eines jenseits der Straße.

„Lang warten möchte ich schon nicht mit der Hochzeit," spricht der Adelrich einmal herüber.

„Mir ist es recht," gibt Violanta lächelnd zurück; „nur eine Magd muß meine Frau zuerst haben."

Dann fällt wieder Schweigen zwischen sie. Durch den grauen Himmel bricht ein leiser Glanz; tief hinten muß irgendwo die Sonne stehen. Es liegt ein heimliches Licht, von dem man nicht weiß, woher es kommt, über ihrer feuchten Straße. Langsam schreiten die zwei großen Menschen und mit vornübergebeugten Köpfen dahin. Kurz vor dem Dorfe blickt Violanta noch einmal auf. Unwillkürlich verhält sie den Schritt bei dem, was sie sagt. „Euer Bruder, der Marianus, was wird der dazu sagen? Er ist einer, der — ein Offizier — eine reichere Schwägerin würde ihm vielleicht besser gefallen."

Adelrich kommt über die Breite der Straße zu ihr herüber geschritten und tritt vor sie hin, so daß sie beide stillstehen müssen.

„Das muß ich dir noch sagen," hebt er mit gedämpfter Stimme an, „von dem Marianus wird daheim und vor der Mutter nicht viel gesprochen. Einmal, wenn wir verheiratet sind, sage ich dir alles! Jetzt — ich rede nicht gern über andre, am allerwenigsten über den Bruder — er hat viel auf dem Gewissen. Er kommt wohl nicht mehr ins Land, er wird sich schon hüten. Aber — einmal, wenn wir allein sind — erzähle ich dir schon alles."

Sein Gesicht trägt einen versteckten Ausdruck von

Kummer; er nickt mit dem Kopfe, während er spricht, so daß jedes Wort mit schmerzlichem Nachdruck hervorgestoßen scheint. Dabei kann Violanta fühlen, wie er ihr schon Vertrauen schenkt, als hätte er sie in langen Jahren erprobt. Ihr Herz fängt zu klopfen an, einen Augenblick lang ist ihr, als sollte sie die Hand auf die seine legen und sagen: Ich habe dir auch noch etwas zu beichten, du. Dann aber blitzt die Furcht in ihr auf: Und wenn er dich dann nicht mehr haben wollte! So begräbt sie in derselben Stunde wieder, was längst begraben gewesen und was — so will sie es — nicht mehr wach zu werden braucht.

Der Adelrich hat sich umgewendet; sie heben beide an weiterzugehen, er schreitet jetzt dicht an ihrer Seite. So gelangen sie ins Dorf und zu den zwei Häusern, wo sie wohnen. Durch Spießruten neugieriger Blicke sind sie gegangen — jetzt, da sie am Rennerhaus stehen, um sich Ade zu sagen, drehen sich alle Vorübergehenden nach ihnen um, und aus den Fenstern der Nachbarhäuser sehen die Köpfe der Gaffer.

„Weißt was," sagt Adelrich, „könntest wohl noch schnell mit zur Mutter heraufkommen."

Violanta nickt nur. Da nimmt er vor den Augen derer, die zusehen, ihre Hand und führt sie ins Haus, und führt sie so durch den schönen gewölbten Flur, über die Treppe hinauf nach der Stube, wo die Rennerin lesend über einem Kalender sitzt. Die große Stube ist leer; das Dienstvolk streicht an Sonntagen auswärts herum. Die Rennerin hat eine Brille an und hält den Kopf tief auf das Buch

gesenkt, die weiße Kopfhaut schimmert durch das dünne schlichte Haar, die eine rauhe Strähne über der Stirn hängt ihr ins Gesicht herab. Sie scheint nicht daran zu denken, wer eintreten möchte. Erst als sie das Doppelschreiten fester Füße von der Schwelle her hört und im selben Augenblick der Adelrich sein lautes „Mutter!" sagt, blickt sie auf und steht rasch auf. Etwas wie Staunen malt sich in ihren Zügen, aber dann fliegt ein breites Lachen flüchtig darüber, sie nimmt die Brille ab, ihre trüben Augen blicken die Violanta herzlich an. „So schnell habe ich nicht gemeint, daß es ginge," sagt sie. Dann tritt sie hinter dem Tisch hervor und streckt dem Mädchen die Hand hin. Sie machen nicht viel Worte. „Sie hat ja gesagt, Mutter," sagt Adelrich einfach.

„Sei auch willkommen," sagt die Rennerin zur Violanta, dann heißt sie sich setzen, und die andern lassen sich nieder bei ihr. Ernsthafte Dinge beginnen sie zu besprechen, wie der Haushalt ist und was das Geschäftswesen erfordert; offen, wenn auch ihr Vertrauen noch mehr sparend als der Adelrich, spricht auch die Rennerin. Violanta sitzt geradeauf am Tisch, hat die Arme auf die Platte gelegt und horcht aufmerksam zu. Zuweilen klingt ihre feste Stimme in das Gespräch der andern; was sie sagt, ist just so klar und stark wie die Stimme.

Als Violanta geraume Zeit später das Haus verläßt, ist ihr Schritt leicht; ihrer Lebtag ist sie noch nie so frei ausgeschritten. Das Herz schlägt ihr, wenn sie an das Haus denkt, in das sie kommen soll, an die Rennerin, die gerade, angesehene, an

den Bauern, der ihr Mann werden wird! Sie trägt die Brust voll hoher und froher Vorsätze mit fort und fühlt sich stark und jung.

Froh und stark und jung fühlt die Violanta sich ihre ganze Brautschaft hindurch. Im Dorf hebt ein Sturm von Staunen und Wundern und Neiden an. Haben schon vorher viele die Augen alleweil an der Violanta hängen gehabt, so kann sie jetzt erst recht die Blicke aller fühlen, sobald sie sich im Freien zeigt. Sie weiß, wie sie hinter ihrem Rücken tuscheln und reden, weiß, daß sie nicht eitel Gutes sagen, aber das Flüstern ist ihr fast so behaglich wie ein trauliches Windraunen; während es dauert, drängt sich ihr die Brust hervor: zeigen wirst ihnen, was in dir steckt, Zureich-Violanta!

Als sie am Sonntag nach dem Verspruch zur Kirche geht, trägt sie einen Goldreif am Finger. An den Schwestern hat sie früher solchen Ringschmuck gesehen; sie selber hat nie derartiges getragen; seit ihr Adelrich den ganz schweren, glatten Ring an den Finger gesteckt hat, glaubt sie ihn immer ansehen zu müssen. Die innerliche Freude drängt sie auch auf dem Kirchenweg mächtig vorwärts, so daß die Nagerin, die sie führt, einmal ganz unwirsch an ihr hinaufsieht und meint: „Du hast es aber einmal eilig heute!“

Kurz vor der Kirchentür holt der Adelrich die zwei Frauen ein; nun kann Violanta unter dem Staunen der Dörfler die letzten Schritte zwischen den zwei wackeren Menschen, der Nagerin und dem Adelrich, tun! Ihr ist wohl und sicher zumut. Ihre Augen leuchten, und als drinnen in der großen,

schönen Kirche der Klang der Glocken mächtiger und weihevoller noch als draußen schallt, zwingt sie etwas, zur Decke aufzublicken, und in ihr redet es heimlich: ‚Du, du da oben im Himmel, ich danke dir!‘ Dabei sind, was der Violanta sonst nie geschieht, ihre Augen naß; das Glück macht sie weich.

Ihr Verhältnis zum Adelrich ist im Grunde ein seltsames. Sie sind nicht wie Liebesleute; Violanta hat keinen Gedanken daran, daß sie das sind. Sagte ihr einer, sie müßte den Adelrich liebhaben, so zum Fressen, wie das Jungvolk in dem Stand sonst liebt, sie würde ihm ins Gesicht lachen. Der Adelrich ist steif und unbeholfen und häßlich; es fällt ihr nicht ein, ihm auch nur die Arme um den Hals zu legen. Ihn umgekehrt scheint Scheu zu fassen, wenn er zärtlich werden möchte. Manchmal, wenn sie noch beisammensitzen und ernste Reden führen von dem, was die Zukunft bringen soll, streicht er ihr mit einer zittrigen Handbewegung schmeichelnd über den Arm oder die Hand, aber es ist ein Anfassen, wie man ein zerbrechliches Gefäß betastet, und er wird feuerrot dabei und sucht seine Verlegenheit hinter eifrigem Sprechen zu verbergen. Gut ist er wie selten einer, und seine Mutter hilft ihm in seinem Gutsein der Violanta gegenüber. Diese schmäht eines Tages mit einem herben Wort sich selbst und klagt, daß sie nichts in die Ehe mitzubringen hat. Da erklärt ihr Adelrich, wie wenig zum neuen Hausstand anzuschaffen sei, und die Rennerin tritt hinzu und kramt aus allerlei Kasten und Truhen eine Menge Dinge hervor: „Das brauche ich nicht mehr! Und das kannst haben!“ Und nachher sitzen sie beisammen

und haben eine kurze fröhliche Stunde, während sie die Dinge durchberaten, die sie am nächsten Markttag noch ins Haus kaufen wollen. Als sie mit der Beratung zu Ende sind, meint der Adelrich: „Einmal sehen mußt doch, wie wir wohnen werden,“ und heißt die Violanta mit ihm nach den Schlafkammern steigen. Ueber eine weißgesandete Treppe steigen sie in das obere Stockwerk des Baues, vor dessen Größe dem Mädchen etwas wie Ehrfurcht ins Herz fährt. Die Türen, die hier auf den hölzernen Flur gehen, sind alle unbemalt, alt, alle sauber, wie alles im Rennerhaus. Adelrich öffnet eine von ihnen. Dahinter liegt eine niedere mächtige Stube. Zwei steife alte Bettstellen stehen darin, mit buntblumigen Bezügen. Buntblumig sind die kurzen Vorhänge an den Fenstern, und eine Zierborte von gleichem Stoff zieht sich um den Sockel eines grünen Kachelofens, der an der einen Wand steht. „Da schlafen wir,“ sagt Adelrich.

Sie stehen auf der Schwelle, keines tritt hinein, als hielte Scheu sie beide zurück. Mit vorgebeugten Leibern spähen sie hinein.

„Das ist aber schön,“ sagt Violanta mit engem Atem. Sie stehen ganz nahe beieinander, und da faßt es den Adelrich zum erstenmal, daß er den Arm eng um das Mädchen legt. „Gefällt es dir?“ sagt er. Dann küßt er sie auf die Stirn; beide werden blutrot dabei, aber die Violanta lehnt sich an ihn und erträgt es, daß er den Arm nicht löst, während sie von der Stubenschwelle weg und einer andern Tür zugehen. Auch diese öffnet Adelrich, langsamer, wie mit einer heimlichen Andacht. „Da wohnt die

Mutter," erklärt er. Violanta sieht in eine Stube, die nur um weniges kleiner ist als die von vorhin. Auch sie enthält zwei Betten, aber über dem einen hängt ein hinter Glas gesteckter Grabkranz; in dem Bett hat der Ratsherr Renner gelegen. An den Fenstern, mit Ausnahme eines einzigen, sind die Läden geschlossen, so herrscht ein dämmeriges Licht in der Stube; das eine jedoch wirft seine Helle breit an eine Wand, an der ein Bild hängt, eine Photographie, in schmucken Rahmen gefaßt: der Marianus Renner als Offizier! Die Violanta hat sich langsam in der Stube umgesehen; als ihre Augen über das Bild gleiten, kann sie es nicht hindern, daß sie zusammenzuckt. Der Adelrich, der den Arm noch immer um sie gelegt hält, muß es merken, wie es ihr einen Ruck gibt. Aber er wähnt, daß sie sich von dem Bild abwende, um ihn nicht wissen zu lassen, was sie gesehen. „Da hängt er — ja — ja — da," sagt er still, „die Mutter will ihn nicht wegtun, er ist ihr halt immer noch der liebste."

Violanta ist wieder ganz ruhig, sie steht geradeauf. „Wenn das Bild anzusehen ihr weh tut," sagt sie mit fast harter Stimme, „so nimm du es weg; es ist manchmal gut, wenn man nachhilft, wo eines nicht selber herzhaft zugreifen darf."

Der Adelrich weiß nicht recht, was er darauf antworten soll. „Ja, ja," murmelt er, „das könnte ich ja — so — könnte ich." Damit wenden sie sich auch schon aus der Stube und andern Kammern zu. Als Violanta eine Viertelstunde später, von Adelrich geleitet, unten aus der Wohnstube tritt, um

heimzugehen, ist ihr zum erstenmal, als fiele in das wölbige Stiegenhaus, über das sie immer so froh und mit heimlichen Stolze steigt, ein Schatten.

VII

Nun ist es geschehen. Die Nagerin hat eine andre Magd, eine rechte, die die Violanta selber noch in ihre Pflichten eingeführt hat, wie es die Nagerin gern haben will. Die Violanta ist die Frau des Renner-Adelrich. Die von Oberalpen sind schon gewohnt daran; denn nun ist die Hochzeit schon ein paar gute Wochen vorbei. Eine einfache Hochzeit ist es gewesen. Frühmorgens zur Kirche, ein einfaches Mahl daheim in der großen Stube, mit wenigen Gästen und vielem Gesindevolk, und nachher eine Reise ins Talland, eine ganze drei Tage dauernde Reise bis zu einem Geschäftsfreund des Adelrich, der zu Zürich wohnt. Seitdem ist die Violanta heimisch geworden. Die ersten zwei Tage war sie still, sah da zu und dort zu, ließ die Rennerin gewähren und horchte, was diese ihr zu sagen hatte, dann war es, wie wenn plötzlich zwei kraftvolle Hände sich neu an den Wirbel eines Treibrads legen. Die Rennerin und der Adelrich sehen einander jetzt nach Wochen drei-, viermal des Tages mit staunendem Lächeln an: wie die junge Frau eingreift! Die Aermel aufgestülpt, in schlichtem Gewand, wie sie es immer getragen hat, geht die Violanta im Hause umher. In der Küche ist sie, im Keller, in den Stuben. Wenn es zu tun gibt, steigt sie

dem Adelrich nach in die Alphütten; auf dem Land geht sie den Knechten mit Gabel und Sense voran; wenn es not tut, nimmt sie die Brennte auf den Rücken und holt selber die Milch aus den Ställen, die kein andrer just zu holen Zeit hat. „Lasset mich machen, Mutter, gönnt Euch mehr Ruhe,“ das sind die Worte, die die Rennerin tagtäglich zu hören bekommt, und die Alte weiß selbst nicht, wie eine Last nach der andern ihr von den Schultern und der Jungen auf den Rücken gleitet. Dabei leuchtet der Violanta Gesicht, selbst eine leise Röte ist in ihren alabasterfarbenen Wangen um diese Zeit; wenn sie den Blicken ihres Mannes und denen seiner Mutter begegnet, lacht sie und wiegt sich im Gehen, und ihre ganze Gestalt schwillt von überschüssiger Kraft; ohne daß sie es sagt, ist ihr von den Lippen zu lesen: Viel mehr noch möchte ich schaffen, viel mehr noch kann ich! Die von Oberalpen haben gelernt, den Hut zu ziehen vor des Adelrich Renners Weib, nicht nur weil sie arbeitet wie zwei, sondern weil sie zu regieren weiß, als wäre sie ihrer Lebtag einem großen Haushalt vorgestanden. Und so gehen die Wochen und die Monate, und kein sichtbarer Schatten ist im Rennerhaus. Auch Violanta sieht keinen. Oder doch! Manchmal huscht etwas durch ihren hellen Tag, so flüchtig, daß sie nachher kaum weiß, daß es dagewesen. Was brauchen sie des Marianus Namen zu nennen! So selten seiner gedacht wird, manchmal erinnert doch ein Wort an ihn. Dann kann die Violanta nicht hindern, daß ihr der Herzschlag stockt und nachher um so stürmischer geht. Aber sie ficht die Erregung nieder, und es

gelingt ihr so rasch, daß, wenn es vorbei ist, keine Erinnerung daran sie lange stört.

Eines Tages kommt sie über den Adelrich, wie er in ihrer Schlafstube oben an einem kleinen Tische sitzt und Geld zählt. Es ist sonderbar, daß er das Geschäft da oben abtut, sein Schreibtisch steht sonst unten in einer an die Wohnstube grenzenden Kammer. Sie sieht auch, wie sein Gesicht bei ihrem Eintritt sich rötet; es ist ihm leicht anzumerken, daß er ein Geschäft tut, bei dem er allein sein will. Violanta geht einmal hin, einmal her. „Ist es dir lieber, daß ich gehe?" sagt sie dann.

„Nein, nein," unterbricht er sich hastig mitten im Zählen einer Silberrolle. Nach einer Weile fängt er an, das Geld fest zu verpacken, siegelt und kritzelt mit ungelenker Hand eine Adresse auf das Paket. Violanta hat indessen angehoben, die Stube aufzuräumen, sieht nicht nach ihm hin und erschrickt daher fast, als er plötzlich hinter ihr steht und ein: „Da, sieh!" sagt. Sie wirft einen Blick auf das Geldpaket, das er ihr hinstreckt. Es ist an ein Bankhaus gerichtet; sie liest die Adresse.

„Die schicken es an drei verschiedene Orte," sagt der Adelrich. Sein Gesicht trägt einen seltsamen Ausdruck, halb von Zorn, halb von Kummer. „Verpacken muß ich es immer heimlich, damit es die Mutter nicht sieht."

„Es geht den Marianus an?" fragt Violanta.

Der Adelrich dreht das Paket in der Hand. Es scheint ihn etwas zu würgen. „Ein Drittel ist für ein Mädchen im Bernbiet drüben, dem er das Kind erhalten muß," sagt er; „ein Drittel geht noch an

den Geldverleiher, der ihn einmal in den Fingern gehabt hat; das letzte Drittel schicken sie ihm hinüber nach Amerika."

Ein Unbehagen faßt Violanta, sie weiß nicht, wohin sie blicken soll. Sie beißt die Lippen zusammen und steht steif und doch unruhig da. Adelrich fährt fort, in Absätzen, zwischen denen zittrige Atemzüge liegen, zu sprechen: „Gerade eine Arbeit ist es, bis das alle Jahre aus dem Land heraus ist. Nachher erst kann man an sich denken und Gott danken, wenn für einen selber auch noch etwas übrigbleibt."

Er wendet sich mit seinem Paket gegen die Tür, kommt aber noch einmal zurück, als Violanta schon wieder nach dem Lappen gegriffen hat, mit dem sie just fegt.

„Das ist noch nicht das Schlimmste," sagt er, und seine hageren Züge zucken wie in einer mühsam zurückgehaltenen Angst, „aber weißt, Frau, an was ich immer denken muß?"

„An was?" fragt Violanta. Sie ist jetzt weiß wie das Sterben, aber sie hat sich gefaßt, steht kerzengerade da und sieht ihm fest ins Gesicht.

„Wenn er einmal heimkäme," fährt er leise fort, „und wollte sein Geld haben. Es steckt alles im Land. Wie sollte es einer herausbringen! Das Land gilt nichts in den schlechten Zeiten. Und er ist keiner, mit dem man verständig reden kann. Mit ihm zusammen wirtschaften, das ginge auch nicht. Weiß Gott, was da werden müßte! Der Vater ist ein braver Mann, ein Ehrenmann gewesen; aber da, Gott verzeih mir's, hat er schlecht gesorgt. Ich wollte der Mutter nicht verraten, was an uns kommen

könnte, wenn der Marianus will. Aber dir, Frau, du bist eine, der ich alles sagen kann."

Er ist ganz nahe an Violanta herangetreten, faßt ihre Hand und drückt sie, immer wieder schließt er die knochigen Finger fest um die ihren. Dann lachen seine braunen Augen sie an: „Bah," tröstet er sich selber, „man muß nicht immer ans Schlimmste denken!"

Violanta steht noch immer unbeweglich. „Du hast selber gesagt, daß er sich wohl hüten wird, heimzukommen," sagt sie mit lauter, fester Stimme. Sie weiß nicht, daß sie das sagen muß, weil sie selber es zu hören verlangt. Adelrich nimmt den Trost auf. „Hast recht," sagt er und wendet sich zum Gehen, „und jetzt will ich's forttragen, das Geld! Aus dem Haus, aus dem Sinn!" Damit schiebt er sich hinaus.

„Jetzt ist er einmal noch drüben in Amerika," ruft Violanta ihm mit einem erzwungenen Lachen nach. „Denk doch, nach Amerika schickst ihm Geld, und das ist weit."

Als sie nachher allein in der Stube ist, hält sie in der Arbeit plötzlich inne und sieht starr vor sich hin ins Leere. Es liegt ihr eine Last auf der Seele, vor dem Atem sitzt ihr's; mühsam und mit einem unterdrückten Aechzen schüttelt sie die Beklemmung ab und tut, was ihr zu tun bleibt.

Diesmal weicht der Schatten nicht so bald wie sonst. Ein paar Tage lang läuft Violanta herum, tut ihre Pflicht, stark und eifrig wie je, trägt aber ein heimliches Zagen in sich, daß einer von dem Marianus reden möchte. Dann aber, wiederum nach

Tagen, kommt etwas in ihr Leben, das jede Sorge verjagt. Dem Adelrich, dem Mann, hat sie in derselben Stube, in der sie von dem Bösen, von dem Marianus, gesprochen haben, das Gute zu sagen, das, daß er ein kleines Korbbett neben die zwei Bettstellen setzen soll. Adelrich wird glührot vor Freude und macht vor Freude ein dummes Gesicht und zittert und sieht sie immer an wie ein Wunder; dann läuft er ihr davon und sucht die Mutter und erzählt der unter Lachen, was er Neues weiß, lacht vorher, lacht nachher und hat doch ganz nasse Augen dabei.

Nun ist erst recht das Glück im Hause. Die Violanta ist wie losgelöst von aller Alltagsmüh. Sie geht so leicht hin und her als wie ein tanzendes Mädchen, und geht doch gesegneten Leibes. Sie singt und lacht und arbeitet für vier; und die Monate vergehen darob. Noch am Tag vor der Nacht, in der dem Adelrich sein Mägdlein, das Fini, zur Welt kommt, ist die Violanta bei der Arbeit wie jede andre im Haus. Zum Verwundern rasch ist sie auch wieder auf den Beinen nachher. „Das ist halt eine, die noch gesund ist," sagt die Rennerin von ihrer Schwiegertochter zu ein paar Weibern, die den Säugling anstaunen kommen.

„Das ist halt eine," kommt das Echo auch aus dem Mund des Adelrich; seine und seiner Mutter Blicke sind wieder hinter der Violanta her dabei; die helle Lust an ihr leuchtet darin.

Im Korbbett oben liegt das Fini, ein kleines, rundes, gesundes Ding mit zwei großen Augen. Die Augen, als sie im Laufe der Wochen bestimmtere

Farbe annehmen, sind weder die kohlschwarzen der Mutter, noch die dunkelbraunen des Vaters, sondern sind so hell und klar wie ein Bergwasser und sehen aus dunkeln Brauen und Wimpern. Die sorgenlose Zeit fließt weiter. Es ist, als schaute alltäglich durch all die vielen Fenster im Haus die Sonne, schaute herein, auch wenn draußen der Himmel voller Regenwolken hängt oder die ganze Welt von Schneestieben wirr ist. Das Fini lernt stehen und gehen und reden. Als es zwei Jahre alt ist, muß es das Korbbett oben einem andern kleinen Gast abtreten, dem Adel. Als man erst weiß, was aus dem werden will, liegt ein überall runder, brauner Krauskopf in dem sauberen Bett, mit ein paar Augen groß und braun und klug. Sein Vater, der Adelrich Renner, geht, was er früher nie getan hat, alle Sonntage nach dem Gottesdienst zu einem Schoppen ins Kreuzgasthaus, nur damit er sich dort sagen lassen kann, was er für ein Glück daheim hat; es tut wunderbar wohl, das von allen Seiten zu hören und zu wissen, daß es noch wahrer als wahr ist. Daneben geht die Arbeit ihren steten Gang, der Adelrich lernt selbst das böse Geld, das alle Jahre einmal fort muß, mit ruhiger Fröhlichkeit verpacken. „Gerne gönn' ich's ihm," sagt er zu Violanta, die stumm und flüchtig dazu nickt und sich anderm zuwendet.

Der Marianus gibt kein Lebenszeichen von sich; die Bank, die sein Geld besorgt, weiß, daß er lebt und wo er ist. Adelrich und sein Weib vergessen ihn das Jahr hindurch hundertmal über der Zufriedenheit, die an ihnen ist. Nur die Rennerin seufzt manchmal schwer, ganz selten entfährt ihr auch

ein Wort, wie: „Es ist ein Kreuz, ein eigen Kind in der weiten Welt zu haben und so wenig von ihm zu wissen wie jeder Wildfremde."

Der Adelrich blickt heiterer mit jedem neuen Jahr, und es sieht aus, als halte er sich aufrechter als früher und fühle sich sicherer. „Es fängt an zu tagen," sagt er zu seinem jungen Weibe; damit meint er, daß er schon zweimal kleine Summen zur Sparbank hat schicken können. Violanta streicht über die Häupter ihrer zwei Kinder, hält den Kopf hoch und hat strahlende Augen. Sie ist die Gesundheit selber, und wenn sie so die Hände auf den zwei Kinderköpfen liegen hat, ist eine unbeschreibliche Sicherheit, Ruhe und Kraft an ihr. An den zwei Kindern darf sie sich wohl freuen. Dem Fini, dem Mädchen, legt die Mutter das braune Haar in schlichten Zöpfen um den Kopf, und aus dem sauberen Gesichtlein schauen die bergbachklaren Augen. Der kleine Adel ist mit seinem dunkeln Kraushaar, dem tiefen Blick und der starken, hohen Stirn einer zum Malen.

So ist alles gut und schön und recht im Hause. Und nun geht es wieder gegen den Herbst. Das Geld für den Marianus ist fort; der Sommer ist schön und ertragreich gewesen. Des Adelrichs zufriedenes Lachen tönt alle Tage wie ein Glockenzeichen zur Freude durchs Haus. Nun steht der Handel noch vor der Tür, der immer ein schönes Geld ins Haus bringt: das Vieh, das zum Schlachten ausgeschieden wird, soll an den Mann gebracht werden. Eines Tages kommt der Händler aus dem Tal herauf nach Oberalpen gestiegen, mit

dem schon der Ratsherr Geschäfte gemacht und mit dem auch Adelrich regen Verkehr hat. Er ist ein breitschultriger, lauter Mensch mit einem roten, gedunsenen Gesicht, Händen wie Hämmern, aber ein ehrlicher Polterer. Adelrich steigt mit ihm nach den Gaden, die an der Ostlehne ob Oberalpen liegen, zuletzt hat er mit ihm in dem großen Stall zu tun, der an das Rennerhaus selber angebaut ist. Der Handel kommt zu einem guten Ende, und wie es so Sitte ist, nimmt Adelrich den Mann mit sich in die Wohnstube hinauf, wo die Violanta ihm Essen und Trinken vorsetzt. Der Händler ist ein Schwätzer, das Haus ist von seinem Reden und Lachen laut; das Fini und der kleine Adel, die in den Röcken der Mutter hängen, gaffen den Mann mit großen, ängstlichen Augen an. Die Sitte will, daß die Rennerin, die Violanta und der Adelrich ihm Gesellschaft leisten; sie sitzen mit ihm rund um das obere Ende eines der langen Tische, hören ihm zu und tun ihm beim Trinken ein paarmal Bescheid. Allerlei Neuigkeiten tischt er auf; er weiß bei jedem Bauern talauf und -ab Bescheid und schwatzt wie ein wandelndes Wochenblatt. Er hat eben eine lange Geschichte zum besten gegeben; nun holt er Atem, tut einen tüchtigen Zug von dem schweren Welschwein und steckt einen Bissen in den Mund. Noch kauend und schluckend, stößt er plötzlich ein: „Ja so, beim Eid, das hätte ich fast vergessen," heraus. Dann erzählt er: „Euern Bruder habe ich auch gesehen drüben im Bernbiet neulich, Renner."

Adelrich schneidet die Rinde an einem Käsestück, das er in Händen hält, weg; er hält die Ellbogen

breit auf den Tisch gestemmt; als der andre endet, fährt das Messer am Käse ab und hart am Finger vorbei ins Leere. „Meinen Bruder?“ sagt er unwirsch. „Mein Bruder ist in Amerika, da werdet Ihr wohl einen andern für ihn angesehen haben.“

„Für ihn angesehen?“ lacht der Händler schallend auf. „Mit ihm gesprochen habe ich.“

„So, so,“ sagt der Adelrich. Er steht auf, um den andern der Mutter zulieb zum Schweigen zu bringen. Aber die Rennerin beugt sich über den Tisch: „Den Marianus habt Ihr gesehen?“ Sie spricht nicht hastig, aber es ist ihr anzumerken, wie ein Verlangen in ihr schreit und sie sich halten muß, um gleichgültig zu scheinen.

Violanta hat sich über die Kinder geneigt, die noch immer sich an sie drängen. Tief hinab beugt sie sich zu des Adel Gesichtlein, flüstert mit dem und tut, als schenkte sie dem Gespräch keine Aufmerksamkeit mehr. Keiner weiß, daß ihr Stirn und Wangen glühen; ihr Gesicht ist so bleich wie sonst.

Adelrich ruft von einem Schranke herüber, wo er sich zu schaffen gemacht, dem Gast ein Wort zu, das er sich mühsam ausgesonnen und das diesen aus seiner Unterhaltung mit der Bäuerin reißt. Er bringt es fertig, daß der Geschwätzige auf andre Dinge zu sprechen kommt. Dann findet er einen Vorwand, ihn, der den Teller von sich geschoben, aus der Stube zu bringen. Die Rennerin geht ihnen nach, als sie zusammen die Stube verlassen. Die Violanta hat sich erhoben, hoch und gefaßt wie sonst, sie hat die Kinder dem Fremden die Hand geben heißen und selber zwischen ihnen gestanden,

ruhig jenem Ade sagend. Nun fällt die Tür ins Schloß. Sie aber steht noch immer zwischen den zwei Kindern, deren Hände sie hält. In ihrem Gesicht ist kein Blut mehr, ihr Busen steigt und fällt in stoßweisem Atmen, ihre Augen starren mit einem wilden Blick ins Leere.

„Mutter, komm!" drängt der Adel weinerlich, nach ungeduldiger Kinder Art. Sie hört es nicht.

„Mutter," sagt das Fini und blickt ängstlich zu ihr auf. Der Ton des Kindes ist wie das Zirpen eines furchtsamen Vogels; es trifft die Violanta. Wie ein Ruck geht es durch ihren Leib. „Ja," sagt sie und schiebt die Kinder von sich, heißt sie spielen und hebt an, den Tisch abzuräumen.

„Was hast auch gehabt, Mutter?" fragt das Fini, die ein kluges, weichherziges Ding ist; ihre Augen streifen noch immer alle Augenblicke forschend und ängstlich der Mutter Gesicht.

„Warum?" fragt Violanta mit einem mühsamen Lächeln.

„So — so — Augen hast gemacht, Mutter!"

Da lacht sie lauter, klappert mit den Gläsern, bricht ein Stück Käs in zwei Krumen und „da, da" reicht es den Kindern. „Was werde ich andre Augen machen als sonst!" sagt sie.

VIII

Eine Wolke steht im westlichen Himmel von Oberalpen, eine Wolke in eitel blitzendem, scheinendem Blau. Ihre Ränder sind scharf wie der Bug eines

weißgestrichenen Schiffes, wo er ins klare Wasser taucht. Das Weiß ist so blendend, daß es zu brennen scheint; gegen ihre Mitte verdunkelt sich die Wolke, ihr Innerstes ist schwarz wie schwerer Qualm. Da und dort schaut ein Oberalpener den Himmel an: „Heute könnte es ein Wetter geben," meint er. Auf dem freien Platz vor dem Kreuzwirtshaus stehen zwei, davon murrt einer dem andern wie unter einem Unbehagen zu: „Da oben am Himmel hängt's wie Hagel."

„Hagel im Herbst," lacht der andre, aber auch er windet sich bei den Worten, als trüge er in der Schwüle schweißfeucht gewordenes Gewand.

Am Abend zerflattert die Wolke in Fetzen, die flüchtig mit dem Westwind über die östlichen Berge fahren, aber im Norden kracht es; über den Schöllenen ist der Himmel nachtschwarz, der Widerschein im Tal tobender Wetterschlachten zuckt daran. „Da unten geht es bös zu," sagen die von Oberalpen.

Die Violanta hat aus dem Fenster einer Bodenkammer, wo sie am Morgen Wäsche aufgehängt hat, die Wolke blitzen sehen; seltsam nah ist sie dagestanden, als sollten im nächsten Augenblick ihre Feuerspieße hervorzucken und durchs Fenster niederfahren. Die Violanta hat die Wolke wie eine Erscheinung angestarrt. Wie auf sie geworfen mit aller Macht ist der Vergleich seither in ihren Gedanken, daß auch in ihrem Leben eine Wolke steht. Aber als die am Himmel ohne Schaden zu tun zerflattert ist, steht die ihrige noch da, nur dunkler und schwerer geworden, wie alles dunkler und schwerer wird, wenn es dem Abend zugeht.

Der Adelrich kommt von der niederen Alpe, wo das Vieh jetzt weidet, heim an dem Abend. Ein paar Tage, seit der Viehhändler dagewesen, ist er brummig gewesen, schlecht aufgelegt. Heute bringt er seine ganze frohe Laune mit, scherzt und tollt mit den Kindern schon auf der Treppe und trägt eine laute Fröhlichkeit in die stille Stube hinein, wo die Rennerin über einem Nähzeug sitzt. Er legt Hut und Rock ab, die Kinder fahren ihm um die Beine; er neckt sie; sie schreien, einige Augenblicke herrscht ein tolles Treiben in der Stube. Endlich wirft der Bauer sich außer Atem in einen Stuhl am Tische, der schon die einfachen Bestecke für die Abendmahlzeit trägt. „Wo ist die Mutter?" fragt er die Kinder. „Holt die Mutter!" jagt er sie gleich darauf mit Lachen hinaus. Dann wendet er sich der Rennerin zu; der hat sich die schwarze Haube, die sie trägt, auf dem spärlichen Haar verschoben.

„Eure Haube will Euch fort, Mutter," sagt er, noch immer scherzend. Die Alte hat einen sinnenden Blick; schon geraume Zeit hat ihre Nadel geruht. Gedankenlos schiebt sie die Haube zurecht. Dann ist es einen Augenblick still in der Stube; Adelrich schenkt sich ein Glas Wein ein aus der Flasche, die auf dem Tische steht. „Durst habe ich," sagt er gleichsam entschuldigend; er ist kein Weintrinker sonst. Da sieht die Mutter ihn aus ihren trüben Augen an. „Du, Adi," sagt sie, „nachfragen sollte man dem Marianus doch einmal."

Der Adelrich ist mit einem Schlage ernst, er wendet sich seitwärts, legt dann einen Arm auf den

Tisch und läßt den Kopf nachdenklich vornüberhängen. „Nachfragen, Mutter?“ sagt er.

„Es könnte ja doch sein,“ fährt die Rennerin stockend fort, „ich meine halt — wenn einer viel studiert, fällt ihm manches ein — er könnte sich ja gebessert haben in — in Amerika drüben, und traut sich jetzt nicht heim.“

Adelrich hat ein Wort auf der Zunge: Der Marianus hat viel Zeit gehabt, sich zu bessern, er hat es nie getan! Aber er bringt es nicht über sich, von dem Bruder schlecht zu reden. „Ja, ja,“ gibt er zu, „nachfragen kann man ihm einmal.“ Seine Antwort klingt vielleicht nicht ganz so bereitwillig, wie die Rennerin erwartet. Aber sie kann nicht weitersprechen; das Trampeln schwerer Schuhe tönt unten im Hausflur. Eine Magd tritt mit einer Schüssel dampfender Suppe ein und stellt sie auf den Tisch; dann kommen, eins ums andre, die Knechte und Mägde hereingestampft. Jedes sagt einen kurzen Gruß, geht an den Tisch, rückt geräuschvoll einen Stuhl und läßt sich nieder. So bilden sich die Reihen zu beiden Seiten des Tisches, der Adelrich wendet sich um, und die Rennerin setzt sich ihm gegenüber. Seit er verheiratet ist, hat er den Platz zu Häupten des Tisches inne, noch aber sitzt er heute dort, wo sonst Violanta neben den Kindern ihren Sitz hat. Nun sagt er mit plötzlichem Einfall: „Heute muß einmal die Frau den Präsidenten machen.“ Seine gute Laune will zurückkommen, halb aber sind seine Worte ernst gemeint; denn er tut sich nie genug damit, sein Weib auf alle Art hochzuhalten. In dem Augenblick tritt die Violanta

ein, sie geht in schlichtem, dunkelm Kleid wie immer; wer genau hinsähe, möchte sie bleicher finden denn sonst, und um ihren Mund ist ein Zug herber, fast verbissener Festigkeit.

„Guten Abend," sagte sie, als sie, die Kinder an der Hand, sich dem Tische nähert.

„Guten Abend," antwortet ihr der Gruß des Gesindes. Es ist keine einzige leise oder zögernde Stimme dabei, vielmehr ist es, als springe ein Gruß dem andern rasch und begierig voraus; Violanta kann alle Tage merken, wie sie im Hause die Erste geworden ist. Sie 'tritt an Adelrich heran, dem sie mit einem „Guten Abend, du," die Hand auf die Schulter legt. „Nun," sagt sie dann, während die Kinder auf ihre Stühle klettern, erwartend, daß der Bauer ihr den Platz überlasse. Der nimmt ihr die Arme mit beiden festen Fäusten und drückt sie auf den Stuhl am oberen Tischende. „Präsidentin sollst jetzt einmal sein," sagt er mit Lachen. Sie sperrt sich ein wenig; ein leises Glimmen kommt in ihre Wangen, aber ihre Augen blitzen froh; dann setzt sie sich mit einem „Nun denn," zurecht, lacht den fröhlichen Gesichtern zu, die von unten her sich nach ihr wenden, legt dann die Hände zusammen und spricht das Tischgebet laut, mit klingender Stimme. Alsdann beginnt die Mahlzeit. Der kleine Adel und das Fini kichern und können sich nicht erholen vor Staunen, daß die Mutter so erhöht ist. Der Bauer aber meint ganz ernsthaft: „Immer solltest da oben sitzen, Frau."

„Die erste in der Arbeit, die erste am Tisch," spricht die Rennerin darein; sie ist keine, die Worte

macht. Auch diese Rede klingt ruhig, fast nüchtern, aber Violanta kann kein besseres Zeugnis haben für das, was sie gilt und geworden ist. Sie sitzt frei und lächelnd da; fast will ihr wieder leicht werden, wie in den ersten frohen Zeiten. „Euch selber rühmt Ihr, Mutter," sagt sie, „bei Euch bin ich in die Schule gegangen."

So liegt über dem Beginn der Mahlzeit für alle eine wundersame Behaglichkeit und Zufriedenheit. Die Löffel klappern, es wird nicht mehr gesprochen.

Da geht drüben die Tür auf. Die fleißigen Esser haben keine Schritte auf Treppe und Flur gehört. Mit einem Schlage stockt bei dem jähen Türaufgehen das Geräusch der Löffel. Ein Lachen kommt von der Tür her, ein eigentümlich widerlicher, klangloser Ton, fast wie das gehässige, heisere Kläffen eines Hundes.

„Du?" sagt die Rennerin. Die alte Frau ist weiß wie ein Linnen; sie ist aufgestanden, aber sie tut keinen Schritt näher zu dem, dem sie im ersten Augenblick hat entgegenfahren wollen.

Adelrich dreht sich um. Noch einmal tönt das seltsame Lachen, dann kommt der, der eingetreten ist, herüber an den Tisch. Er ist derselbe, der er immer gewesen ist, ein großer Mensch mit rassigen Gliedern. Die Hose, die er trägt, reicht kaum an die Schuhe, weil die schwellenden Muskeln der Waden und Oberschenkel sie nicht frei fallen lassen. Die Hose ist scheckig, verlottert. Verlottert ist der Rock, auf den Schultern und über den Rücken hinab ist der ehemals dunkle hellgebrannt von der

Sonne, verfärbt vom Regen. Ein schmutziger und zerrissener Hemdkragen schaut daraus hervor; der sehnige Hals und das Kinn sind noch immer schwarz von Bartstoppeln, aber der Schnurrbart ist gewachsen, ist stark und kohlschwarz. Die hellen Augen glimmen aus tiefen Höhlen, aus einem Gesicht, dessen Wetterfarbe nicht zu bleichen ist, aus dem nur das böse Leben Stücke gemeißelt hat, so daß überall die Knochen herausstehen, grob, knorrig.

„Da bin ich," sagt der Marianus. Mit dem einen Bein langt er rückwärts nach einem hinter ihm stehenden Stuhl und zieht ihn, mit dem Fuß einhakend, heran. Zwischen Adelrich und dem Platz der Violanta läßt er sich am Tische nieder, ohne Fragen, klotzig, als wäre er alle Tage zum Essen gekommen.

„Ich habe Hunger," sagt er, „gibt es noch etwas für mich?"

Die Violanta ist aufgestanden. Sie nimmt die leere Schüssel vom Tisch, geht in die Küche hinaus und bringt sie zurück mit Suppe für den Marianus. Fest setzt sie sie vor ihn hin auf den Tisch. Sie ist seltsam anzusehen, die Violanta. Ihre Kraft ist so groß, daß kein Nerv an ihr zittert, nun das an sie kommt, was wie eine Schlange langsam züngelnd an sie herangekrochen ist und dessen Giftbiß jeden Augenblick ihr ins Leben gehen kann. Nur ihre Nasenflügel öffnen sich weit, wie bei einem erschreckten Pferde. Als sie mit der schweren Schüssel über dem Kopf des Marianus steht, zuckt es ihr in den Armen. Sie fühlt es in sich, daß sie sich nicht vor ihm fürchtet; einen Augenblick zuckt es in ihr auf,

die Schüssel niederzustoßen auf seinen Schädel, gleich einem zertrümmernden Hammer, darum kracht es ganz, als sie sie statt dessen vor ihn auf den Tisch setzt. Marianus blickt auf und lacht wieder, dann macht er sich hungrig über die Suppe; die Violanta setzt sich auf ihren Platz neben ihn, weil sie das muß; während des Essens dreht er sich manchmal ihr zu, dann kichert er jedesmal in den Teller hinein, und jedesmal bäumt sich in der Violanta etwas auf, als müßte sie auffahren und ihn anschreien: „Aus meinem Hause, Teufel, du!“ Das Gesinde hat es mit den Käs- und Brotbissen eilig, die den Rest ihrer Mahlzeit bilden. Jedes weiß, daß die oben am Tische allein bleiben müssen; so stampft eines nach dem andern willig hinaus. Die Rennerin richtet indessen manchmal eine Frage an den Marianus. „Woher kommst? Bist weit gegangen?“ und dergleichen. Wenn sie spricht, läßt er das häßliche Kichern, er sieht sie auch nicht an, verdrossen, mürrisch steht er ihr Rede; es sieht aus, als habe er Scheu vor ihr.

Als die Knechte und Mägde hinaus sind, erhebt sich auch die Violanta. Sie ruft die Kinder, die verschüchtert den fremden Menschen anstarren. „Wünscht der Großmutter gute Nacht,“ sagt sie; da trippeln die zwei Kleinen zu dem verkümmerten Weibe hinüber, das sich über sie neigt und sie an sich drückt.

„Sie weint,“ sagt das kleine Fini, als es sich von ihr abwendet, „warum weint sie?“ Niemand gibt Bescheid; die Rennerin hat freilich das Wasser in den trüben Augen stehen. Dann will das Mädchen

dem Marianus, vor dem sich der kleine Adel fürchtet, die Rechte hinstrecken, aber Violanta fährt mit ihrer starken Hand dazwischen, faßt das Kind und zieht es mit dem andern hinaus.

„Nacht, Dadi!" ruft unter der Tür der Adel und streckt dem Vater die Hand hin.

„Der Vater kommt zu euch," sagt Violanta laut; der Adelrich ist vernarrt in die Kinder, es ist kein Tag, daß er nicht vor dem Einschlafen an ihr Bett tritt.

Die Kleinen folgen willig der Mutter, die mit ihnen nach der großen Schlafstube hinaufsteigt. Sie plaudern und lachen; die Mutter gibt spärlichen Bescheid. Während sie die Kinder entkleidet, hört sie die Rennerin schweren Schrittes heraufkommen; die geht an der Tür vorüber, langsam, müde, nebenan tritt sie in ihre Schlafkammer. Der Violanta hämmern die Schläfen, ihre Gedanken jagen einander! Unten in der Stube sitzen die Brüder beieinander, was werden sie reden? Was wird der erzählen, der — der Lump? Sie weiß gar nicht, wie sie die Kinder zu Bett bringt, die jetzt in einer gemeinsamen großen Bettstatt, darinnen sie fast ertrinken, an der einen Wand liegen. Sie fährt auf, als die braunen, schönen Augen des Adel und die hellen der Fini an ihrem Gesichte hängen; aufs Beten warten die zwei. Da kniet sie nieder, faltet die Hände, und der Bub und das Mädchen legen die ungeschickten kleinen Finger zusammen. Die kleine Fini spricht das Gebet, schlicht:

„Vater unser, der du bist in den Himmeln!"

Violanta beißt die Zähne zusammen, es ist ihr,

als müßte sie schreien. Mit den Blicken verschlingt sie die zwei Kindergesichter in den rotgeblumten Kissen. Das Herz klopft ihr zum Zerspringen. Ihr gehören die da, ihr! Herrgott! Und nehmen werden sie sie wollen!

Da kommen Schritte die Treppe herauf, schwere. Der Adelrich muß es sein. Wird er — was will er —, wird er es wissen, das, was der — der Lump erzählen kann?

„Gut Nacht," sagt Violanta, beugt sich nieder und küßt die Kinder kurz, wild. Dann richtet sie sich auf, dreht sich der Tür zu; ihre Fäuste ballen sich. Es soll einer kommen! Wie eine Löwin bäumt sie sich auf vom Bett. Ihr gehören die zwei, ihr!

Dann geht die Tür, und der Adelrich kommt herein, ruhig, ein wenig bleich, ein wenig bekümmert, aber mit einem Ausdruck von Liebe im Gesicht, wie immer, wenn er um die Zeit zu Frau und Kindern eintritt. Die Violanta läßt die Arme sinken, es löst sich etwas in ihr; sie sieht ihn an, den Adelrich; arglos ist er wie immer. Scheinbar ruhig langt sie nach Kinderkleidern, die noch herumliegen, und fängt an, aufzuräumen. Adelrich tritt ans Bett und beugt sich zu den Kindern nieder; er spaßt mit ihnen, der Adel kichert, das Fini stößt einen kleinen Schrei aus.

„St!" macht die Mutter.

Da sagt der Adelrich ein lautes „Schlaft jetzt!" und tritt vom Bett weg. Er tritt hinter die Violanta.

„Er ist fort," flüstert er.

„Fort?" fragt sie, sich jäh nach ihm umwendend.

Unwillkürlich geht sie neben ihm bis zum Fenster, an das er tritt.

„Das ganze Geld, das der Händler dagelassen hat, hat's gekostet," sagt er darauf. Beide sehen zum Fenster hinaus, sehen aber nicht, was draußen ist. Der Himmel ist noch hell, von einem letzten blassen Widerschein der versunkenen Sonne übergossen. Aber in der Gasse unten dunkelt es schon. Ihre beiden Gesichter sind beschattet; so kann keines recht gewahren, wie düster das andre blickt.

„Sein Erbe hat er herausverlangt," flüstert Adelrich wieder, „ich habe es immer gedacht und gesagt, es wird dazu kommen. Für diesmal ist er zufriedengestellt, aber schwer Geld hat's gekostet."

Die Violanta schweigt. Einen Augenblick stehen sie Schulter an Schulter, in Gedanken versunken hinausblickend.

„Das ganze Geld muß ich wieder holen auf der Bank," sagt dann Adelrich. Dabei streift seine Hand unwillkürlich bei einer Bewegung, die er macht, die der Violanta; die Berührung jagt ein seltsames Empfinden durch beide. Die Hände verschlingen sich, die Finger pressen sich zusammen, ganz aufrecht stehen sie nebeneinander, der hagere, eckige Bauer und das stattliche Weib, sprechen nicht, starren nur voll Sinnens hinaus an den fernen Himmel hin, wo es dunkler und dunkler wird. Dabei wird der Druck ihrer Hände fast schmerzhaft, so fest umklammern sie sich, und sie brauchen nichts zu sagen; sie verstehen sich sonst: wir zwei halten zusammen!

„Der Mutter muß ich es jetzt sagen," unterbricht Adelrich ein langes Schweigen. Ihre Finger

lösen sich, und er geht, so sacht es sich auf schwerem Schuhwerk geht, aus der Stube.

„Mutter," hört ihn Violanta in der Nebenstube rufen. „Kommt herunter, Mutter." Dann geht eine Tür, und sie kann hören, wie die beiden über die Treppe hinuntersteigen. Es ist ganz still um sie jetzt, der leise Atem der zwei Kinder, die schon eingeschlafen sind, klingt in die Stube, die immer dunkler wird, sonst rührt sich nichts. Das Dämmerlicht und das leise Atmen kann schläfrig machen; Müdigkeit, freilich nicht Schlaf, fällt auch der Violanta in die Glieder. Sie läßt sich am Fenster in einen Stuhl nieder. Dann verfällt sie in Sinnen. Es ist kein ruhiges Ueberdenken, die Gedanken jagen und hasten. Sie, in der seit manchem Jahr alles klar und groß und ruhig gewesen ist, hat eine Unrast in sich, die selbst in den starken Körper ein Zittern bringt. Er wird wiederkommen, der Marianus! Der Adelrich hat es selber durchblicken lassen in seinen Worten. ‚Jetzt wankt alles das, was du dir aufgebaut hast, Violanta! Du hättest es nicht wagen sollen, hereinzukommen in das Haus! Stark hast du gemeint, bist du, und wirst Herr werden über alles, was aus der alten Zeit wiederkommen könnte. Hast in dir selber den Wurm vergessen, der an deiner Kraft frißt, daß du jetzt zitterst! Das Gewissen hast vergessen, Violanta!'

Sie starrt aus dem Fenster. Im Talboden ist es Nacht, Schatten steigen auf; aus der Tiefe scheinen sie zu kommen, dorther, wo die Schöllenenschlucht ist und es talzu geht. So steigt der Schatten in deinem Leben auf, Violanta! Aus dem Pfuhl

der Intschihütte bist auf den Berg der Gutheit gestiegen, und jetzt langt's herauf mit Armen, die sich näher und näher recken, und will dich wieder in den Pfuhl zurückziehen.

Nein, bei Gott nicht! Das junge Weib fährt mit einem Ruck aus ihrer zusammengesunkenen Stellung auf, ihre Finger krallen sich zusammen, auch über die Stirn geht ein blitzähnliches, wildes Zucken. Das weiß sie: zurück geht sie nicht! Also sich wehren, sich wehren!

Wenn sie es dem Adelrich sagte! Der Gedanke ist ihr manchmal gekommen. Aber — zu spät ist es zum Beichten! Damals hätte sie es sagen sollen, als er sie zum Weibe verlangt hat. Und hat es nicht können.

Aufrecht und brav ist er, der Adelrich! Nicht mehr ansehen könnte er sie! Eine, die sich beschmutzt hat! Freilich, genommen hat er sie, trotzdem er gewußt hat, woher sie kam. Aber: „Nicht, wo du her bist, was du bist, frag' ich," hat er einmal gesagt. „Und du bist eine, vor der ich fröhlich den Hut ziehen darf!" Und jetzt soll sie ihm sagen, daß sie das nicht ist? Kein Gedanke daran! Es geht nicht mehr um ihr Glück allein, um die Kinder geht's, um ihn, ums ganze Haus! Schweigen muß sie darum! Wehren muß sie sich, wehren bis aufs Blut, daß nichts auskommt!

Wieder beißt sie die Zähne zusammen, wieder bäumt sie sich wie zum Kampfe auf. Da geht die Tür abermals sacht und sorglich zurück. Adelrich streckt den Kopf herein. „Wo bleibst auch?" fragt er halblaut, um die Kinder nicht zu stören.

„Ich habe nachdenken müssen,“ sagt die Violanta und steht auf. Er tritt völlig ein; kaum unterscheidet sie in der Dunkelheit seine linkische, hagere Gestalt; aber sie fühlt sich sicher, weil es dunkel ist.

„Komm jetzt,“ sagt er, an sie herantretend. Er schiebt sie mit liebevollem Stoß der Tür zu. Aber ehe sie diese erreicht, tritt er neben sie. Er legt den Arm um ihre Hüften, fast unbewußt lehnt sie sich an ihn. So treten sie auf die Schwelle.

„Du —“ sagt da Violanta plötzlich atemlos und hält ihn zurück. Es ist ihr wie angeworfen: Jetzt mußt du es ihm sagen! Aber dann würgt es sie; die Kehle ist ihr verschnürt, der Herzschlag geht ihr so wild, daß sie zu ersticken meint.

„Was ist?“ fragt Adelrich ahnungslos.

Da faßt sie sich und geht weiter, so daß er folgen muß.

„Eingefallen ist es mir,“ flüstert sie im Hinuntersteigen. „Er wird wiederkommen, der Marianus.“

Er kommt nicht auf den Gedanken, daß sie etwas andres auf der Zunge gehabt haben könnte. „Er wird wiederkommen, sicher,“ sagt auch er. Sie seufzen beide tief aus dem Innersten herauf. Dann treten sie unten in die Stube.

IX

Ein Schatten ist im Leben der Violanta, bald so groß, daß keine Sonne daneben mehr Raum hat. Die blitzt nur manchmal darein, wenn sie die Kinder anschaut, wenn sie in die Gesichter der Rennerin

und des Adelrich blickt, aus denen ihr die Liebe entgegenleuchtet, oder wenn sie das Wesen der Knechte und Mägde beachtet, die vor ihr wie vor etwas Höherem sich ducken. Vielleicht ist es der gewaltige Aufwand an Kraft, dessen sie bedarf, um äußerlich ruhig zu scheinen, der sie noch über das hinaushebt, was sie früher war; eine stille Größe ist an ihr. Aber die Rennerin stößt den Adelrich an: „Was ist mit deiner Frau? Die überschafft sich, die übersorgt sich für uns alle. Siehst, wie sie hohle Augen hat, und weiß ist sie wie die frischgeweißte Wand im Hausgang!"

„Ja, ja," nickt der Adelrich und geht zur Violanta: „Langsam, langsam, Frau, du mußt nicht zu viel wollen, jetzt hast wieder eine Magd weniger und alles nimmst auf dich!"

„Laß mich, laß mich," antwortet sie mit sonderbar gepreßter Stimme, reckt die Arme und richtet sich selber auf: „Schaffen muß ich, sonst kann ich nicht leben!"

Damit läßt sie ihn stehen. Er aber sieht ihr nach; sein Blick ist heiß. ‚Wenn ich dich nicht hätte,' fährt es ihm durch den Sinn, ‚was du für eine bist, du!' So demütig und fest hängt er an ihr.

Heute ist ein Brief gekommen vom Marianus. Er sei das Herumstreichen satt! Geld will er haben, oder heim will er kommen! Den Winter über läuft er nicht auf den Straßen herum!

Der Brief macht nach dem Mittagbrot die Runde vom Adelrich zur Rennerin, von der zur Violanta. Die Rennerin stöhnt. „Laß ihn kommen," sagt sie

zum Sohne, der den Kopf auf der Brust hat und auf den Boden starrt, wie einer, der keinen Rat mehr weiß. Violanta steht auf, rasch, der Boden ächzt, so fest geht sie über die Dielen. Aus einem Wandschrank nimmt sie eine Schachtel, in der Geld klingelt. „Da," sagt sie, „das ist erspart vom Haushalt, schick ihm das."

„Für wie lange wird's gehen," sagt der Adelrich und wiegt den Kopf hin und her, wie das seine Art ist, wenn er Bedenken hat.

„Wenn es nur ein paar Wochen sind!" tönt die Stimme der Violanta wieder, diesmal laut und hart, so daß die Rennerin fast vorwurfsvoll aufblickt. Adelrich aber nimmt das Geld, zählt es, bedenkt sich nicht mehr, steht auf und trägt es zur Post. So ist wieder eine Frist erkauft. Violanta weiß wie alle, daß es nur eine Frist ist.

Ihre Unruhe will sie krank machen. Wenn eine Tür geht, fährt sie zusammen: er könnte kommen! Wenn ein Brief kommt, steht ihr das Herz still: von ihm kann er sein! Die Qual würgt sie. Einmal, ein einziges Mal kommt sie eine Schwachheit an, eine grenzenlose Sehnsucht, einem zu beichten. Die Nagerin fällt ihr ein, die fromme, die wackere. An demselben Abend läuft sie zu ihr hinüber. Aber schon die Luft in der Gasse bläst ihr die Müdigkeit aus den Gliedern. Auf der Treppe besinnt sie sich, ob sie nicht lieber umkehre; fast mechanisch steigt sie bis zur Tür, hinter der sie die Nagerin sitzen weiß, ist dabei so tief in zwiespältige Gedanken versunken, daß sie die Klinke ohne anzuklopfen aufdrückt und plötzlich vor dem schmächtigen, in seinen Lehnstuhl

am Fenster geduckten Weibe steht. Sie erschrickt. „Jesus, jetzt bin ich Euch da so hereingelaufen,“ stammelt sie.

„Sag doch nichts,“ beschwichtigt die andre eifrig, „es ist ja so recht, daß du wieder einmal kommst. Setz dich doch!“ Ihr kleines Gesicht ist von einer stillen Freude durchleuchtet. ‚Auch sie mag dich leiden,‘ muß sich die Violanta unwillkürlich sagen. Der Einladung, zu sitzen, gibt sie nicht Folge. Unruhig, als suche sie schon wieder nach einer Gelegenheit, fortzukommen, blickt sie nach der Tür zurück. „Ich — ich muß gleich wieder gehen,“ sagt sie. „Ich habe Euch nur grüßen wollen.“

„Wie geht's?“ plaudert die Nagerin, „aber nicht fragen muß man dich! Wer so mitten im Glück sitzt wie du! Zwei Staatskinder hast.“

„Ja,“ sagt die Violanta; in ihrem Blick leuchtet es auf wie ein aufflackerndes und zusammensinkendes Licht.

„Und der Adelrich geht herum, als hätte er die Welt geerbt, seit er dich hat,“ scherzt die Nagerin weiter. Violanta lächelt mühsam. „Wie geht es Euch, Frau, und was machen sie zu Anderhalden?“ fragt sie dann, damit sie etwas sagt. Sie hört nur halb hin, was die Alte antwortet; ohne recht zu wissen, was sie tut, spielt sie am Tisch, an dem sie steht, mit allerlei Blumen und Kräuterwerk, von dem die ganze Platte bedeckt ist.

„Gelt, da sieht's schön aus,“ sagt da die Nagerin, auf die Pflanzen deutend, „die hat mir der Lori-Sepp gebracht, der Bergführer; er bringt mir noch immer, wenn ich so brauche.“ Sie steht auf, humpelt

an den Tisch dabei und fängt an, in den Kräutern zu stöbern. Die Violanta weiß von früher, daß es der Nagerin Steckenpferd ist, allerlei heilsame Pflanzen zu trocknen, zu Tee, zu Salben, zu Pflastern, die sie selber bereitet und mit denen sie das ganze Dorf doktert.

„Schöne Sachen hat er mir gebracht diesmal," spricht die Alte eifrig weiter, „keiner weiß so gut Bescheid wie der Lori-Sepp. Kennst das noch?" unterbricht sie sich selber und zieht unter dem Grünzeug einen weißen Wurzelknollen hervor. Aus dem Knollen sind grüne Blätter gewachsen und eine einzige tiefblaue, fleischige Blume.

Die Violanta betrachtet sie; ihr Blick wird plötzlich scharf; eine seltsame Spannung tritt in ihr Gesicht, als sei ihr ein Gedanke gekommen. „Ja, ja," sagt sie, „giftig."

„Wer sollte das glauben," plaudert die Alte, in den Anblick der Pflanze versunken. „Oben so schönen Blust und unten den Tod."

„Wie viel Tropfen sagt Ihr, daß es braucht?" fragt die Violanta plötzlich, sie stemmt zwei Finger der starken Hand auf den Tisch und neigt sich ein wenig vor, ist ganz ruhig dabei und ganz weiß; in den Augen ist etwas, als müßte sie mit dem Blick der Nagerin die Antwort von den Lippen saugen.

„Ein Tropfen," erklärt die Alte in schulmeisterlichem Ton, „ein Tropfen heilt Magenschmerzen; es dürfen schon schlimme sein, bis das nicht mehr hilft. Wer sechs Tropfen nimmt statt einem, hat die letzten Schmerzen gehabt."

„Ja, ja," fährt Violanta scheinbar ganz gleichgültig weiter, „und am Gurschen oben wachsen sie."

Das letzte ist keine Frage mehr; die Nagerin nickt dazu; da nimmt die andre die Hand vom Tisch und streicht langsam damit über Stirn und Haar; es ist wie ein ungesagtes „So" der Zufriedenheit. Ein paar gleichgültige Worte gehen darauf zwischen ihnen hin und her; dann blickt die Violanta aus dem Fenster, und als erinnere sie etwas daran, daß sie heim müsse, sagt sie ein jähes und hastiges: „Jesus, jetzt ist es aber hoch Zeit, daß ich gehe!" reicht der Nagerin die Hand und schreitet der Türe zu. Die Alte humpelt ihr nach. Ihre Hand tätschelt den Arm der andern; es liegt eine seltsame Zärtlichkeit in der Bewegung; wiederum muß die Violanta fühlen, wie auch diese Frau sonderbar an ihr hängt. Als sie über die Schwelle tritt, zieht etwas ihr wie mit Gewalt den Blick zurück in die Stube. „Ade," sagt sie zur Nagerin und wehrt ab: „Bleibt doch," als diese ihr noch immer folgt; ihre Blicke gehen indessen über die Alte hinweg und streifen noch einmal den weißen Wurzelknollen, aus dem die blaue Blume wächst.

Als sie nachher allein über die Treppe hinabsteigt, wird ihr Schritt langsam; sie selber ist ganz ruhig. Warum sie zur Nagerin gekommen ist, hat sie vergessen. Sechs Tropfen, sinnt sie, das muß man wissen, sechs Tropfen! Die Entdeckung beschäftigt sie so völlig, daß selbst das, was sie beim Nachhausekommen erwartet, sie nicht aus ihrer Ruhe bringt.

Der Adelrich tritt aus der Haustür, als sie eben

in diese einbiegen will. Er geht vornübergebeugt; es ist ihm anzusehen, daß er eine Last trägt. Mit den braunen Augen blickt er sein Weib unsicher an; es wird ihm alleweil schwer, wenn er ihr etwas in den Weg wälzen muß, was nicht glatt ist. „Er ist oben," sagt er.

„Der Marianus?"

„Jetzt will er da bleiben!"

„So soll er," sagt sie in verbissenem Ton. Dann gehen sie aneinander vorüber.

Als Violanta die Treppe hinaufsteigt, tritt der Marianus just aus der Wohnstube. Er tut völlig daheim wie das letzte Mal, hat sich auch nicht verändert seitdem, wenn er nicht noch verkommener aussieht; etwas wie Hunger scheint ihm aus den frechen Augen.

„Da bin ich wieder," sagt er zur Violanta, streckt ihr die Hand hin, vertraulich, aber ohne jenes hämische und höhnische Wesen, das er ihr das erstemal gezeigt hat. Fast scheint es, als liege ihm daran, Freundschaft im Haus zu machen. Violanta nimmt seine Hand, fest, wie sie jede zum Gruß drückt. Der soll nicht glauben, daß sie ihn fürchtet! Als sie nachher allein ist, kommt doch wie eine heiße Welle das Angstgefühl über sie, das ihr das Leben vergällt: du bist wie an seine Kette gehängt, tanzen kann er dich machen, wenn er will!

Der Marianus bezieht eine Kammer auf dem Boden der Knechte und Mägde. Damit beginnt das Zusammenhausen. Keines fängt es mit Freuden an, so kann keine Freude daraus kommen. Der Adelrich macht einen Versuch, einen Frieden zustande

zu bringen. „Jeden Abend wollen wir uns besprechen, welche Arbeit jedem am folgenden Tag zufallen soll," sagt er zum Bruder, der halb verdrossen, halb gleichgültig beistimmt. Aber als es an ein Arbeitseinteilen geht, paßt dem Marianus das nicht und jenes nicht; dem Adelrich geht die Geduld aus; er beginnt die Arbeit wieder allein zu tun, so bleibt der andre überzählig beiseite stehen, kann zugreifen, wo er will. Aber es liegt ihm nicht viel am Zugreifen. Er schlendert herum, spät steht er auf; beim Essen ist er meist, bei der Arbeit selten; manchmal weiß den ganzen Tag keins im Haus, wo er sich herumtreibt.

Es ist schwül im Rennerhaus. Die Rennerin geht mit verbissenen Lippen herum; ihr weicht der Marianus aus; es ist, als ob er die Qual nicht sehen könnte, die in ihren Zügen offen liegt. Der Violanta steht er dafür alle Augenblicke im Wege. Er hat ein neues Wesen ihr gegenüber. Sie fühlt, daß seine Augen ihr nachgehen; sie haken sich an ihrem Leibe fest, heimlich, mit einem wüsten Hunger; wo er sie allein trifft, stößt er sie im Vorübergehen an, vertraulich und frech. Die Violanta weiß, daß sie mit ihm ins klare kommen muß; sie wartet nur eine Gelegenheit ab.

Als er acht Tage im Hause ist, hängt sie auf dem großen Estrich des Hauses Wäsche auf; der Adelrich ist nicht daheim, die Rennerin sitzt in der Wohnstube und spinnt. Der Marianus muß sie, die Violanta, haben hinaufsteigen sehen. Kaum daß sie die ersten Wäschestücke über das Seil schlägt, kommt er mit schleichenden Schritten über die Treppe heraufgestiegen. Sie hat ihn kommen hören; einen

Augenblick lang schlägt ihr das Herz wild, dann nimmt sie sich zusammen. ‚Jetzt,' fährt es ihr durch den Kopf. Sie wühlt mit den nackten starken Armen in den nassen Wäschestücken, wartend, daß er hereinkomme. Der Estrich ist lang, vom Balkengefüge des Daches überragt, durch schmale Fenster im Ziegeldach fällt das trübe Licht des Herbstnebeltages herein; eines ist offen, dort weht eine eiskalte Luft hernieder, und wie Rauch schlagen ganze Nebelfetzen herein, losgerissen aus den Schwaden, die über das Dach hinstreichen.

„Schaffst?" sagt der Marianus mit halblauter Stimme, als er, die Hände in den Hosentaschen, herantritt. Er trägt nur Hemd und Hose und ist barfuß, Stallduft bringt er mit; er mag in den Ställen gearbeitet haben. Am Halse steht ihm das Hemd offen, seine Hemdärmel sind zurückgekrempelt, am Arm spielen die harten Muskeln; die Augen in den tiefen, schwarzüberbrauten Höhlen glänzen seltsam.

Die Violanta hat ein Wäschestück in der Hand; sie steht aufrecht da und ist größer als er. „Was willst?" fragt sie. ‚Mach's kurz,' sagt ihr Blick.

Er tritt ganz nahe an sie heran und will ihr die Hand auf den Arm legen. Da wirft sie das Wäschestück in den Korb zurück, ihre Fäuste ballen sich, und sie tut einen Schritt rückwärts. Ihre Augen flackern und die Nüstern blähen sich. „Du," sagt sie drohend und doch leise, „sagen will ich dir es jetzt einmal, rühr mich nicht immer an, nicht herumzerren laß' ich mich von dir, verstanden!"

„Hoho," sagt der Marianus laut und höhnisch. Violanta ist plötzlich unheimlich ruhig. „Es muß

jetzt einmal ausgemacht werden zwischen uns beiden," sagt sie.

„Was?" fragt er. „Da ist nicht viel auszumachen."

„Es ist jetzt einmal so, daß ich deines Bruders Frau bin! Wir haben zwei Kinder! Was einmal gewesen ist — zwischen dir und mir — das — du wirst an die Kinder denken und an — an den Adelrich — sie dürfen nichts wissen!" Als sie das sagt, ist ihr Gesicht so blutleer, daß einer glauben könnte, sie müßte im gleichen Augenblick ohnmächtig auf die Dielen schlagen, aber sie hält sich. Jedes Wort würgt sie hervor, reißt es sich gleichsam selbst heraus, und Fetzen ihres Lebens gehen mit.

Marianus zieht den einen Mundwinkel nach unten und zuckt die Schultern. „Das kann ich jetzt halten, wie ich will!" sagt er.

Die Violanta überläuft es kalt; einen Augenblick schweigt sie, dann hebt sie wieder an, ruhig, verbissen: „Das kannst, ja, das ist schon wahr; aber in dem Augenblick, wo du redest, Bub, gibt's ein Unglück!"

Ihr Ton ist furchtbar in seinem verhaltenen Grimm. Marianus blickt unwillkürlich auf und in ihr totenhaftes Gesicht. Er versucht auch jetzt zu lachen, aber es gelingt ihm nicht ganz. Da tritt er dichter an sie. „Du," sagt er und stößt sie an, „wir können es ja wieder halten wie früher."

Sie reißt die Augen weit auf; sie glaubt nicht recht an seine ganze Erbärmlichkeit.

„Sei doch zahm, Schatz, wie früher," flüstert er zutraulich.

Sie schüttelt sich vor Ekel. „Laß mich," sagt sie mit heiserer Stimme. „Wach bin ich geworden von damals, hörst, ganz wach! Ich weiß, was ich gewesen bin, aber wach bin ich geworden davon, und — und — aus meinem Leben will ich den Fleck hinaustun, und — und" — allmählich ist ihre Stimme lauter, ihre Art heißer, stürmischer geworden. „Du," stößt sie noch heraus, „du, das sag' ich dir noch einmal, wenn du redest, gibt's ein Unglück!" Dann läßt sie ihre Wäsche stehen und geht von ihm, einen Bogen macht sie um ihn herum, als fürchte sie, sich in seiner Nähe zu beschmutzen, und verschwindet auf der Treppe.

„Potz Donner!" murmelt er hinter ihr her, halb erstaunt, halb zornig, aber in seinen Augen glüht die heimliche Gier, während er ihre hohe Gestalt in der Estrichtür verschwinden sieht.

Nach diesem Zusammentreffen ist es wie vorher, gewonnen hat die Violanta nicht viel. Der Marianus redet nicht, aber die Furcht, daß er rede, sitzt ihr nach wie vor wie ein Schwert im Herzen.

Der Herbst will sich in den Winter verlieren. Noch in den letzten Tagen, ehe die Schneehüllen den kahlen Bergen über die schweren Glieder fallen, weiß Violanta eine Ausrede zu finden, um allein am Gurschen oben zu tun zu haben. Sie kommt bald zurück; keines weiß, daß sie im Kleid verborgen weiße Wurzelknollen trägt. Einige Tage später steht in einem Schaft ihrer Schlafkammer, an verborgener Stelle, wo niemand sucht, ein Fläschchen mit farblosen Tropfen. Seit es dort steht, hat die Violanta manchmal ein sonderbares Ruhegefühl. Es ist ihr

zumute wie einem, der, von Feinden ringsum belagert, eine geheime Tür in die Falle lehnt: so, hier ist ein Ausweg, wenn alles fehlt! Und doch hat sie keine Pläne. Vor allem liegt ihr der Gedanke unendlich fern, sich selber zur Flucht aus dem Leben zu helfen. Sie ist viel zu stark dazu! Irgendwie nur hat sie das seltsame Gefühl, daß von jenem Fläschchen ihr ein Schicksal kommen soll.

Der Winter naht indessen; die Bergbrust trägt den Eispanzer; auf den Wegen knirscht der Schnee; aus dem Hochtal geht die letzte Wärme, nur die Schwüle im Rennerhaus weicht nicht. Zwei Mägde haben nacheinander das Haus verlassen: kein ehrbares Mädchen will mit dem Marianus unter einem Dache bleiben. Adelrich, der um des lieben Friedens willen sonst, wenn's not tut, sich selber kasteit, fährt auf, schlägt auf den Tisch und schreit den Bruder an: „Geh, geh, so weit die Welt ist, dich kannst zugrunde richten, aber uns sollst nicht auch noch mitziehen! Geh, oder bei Gott, ich — ich schlag' dich hinaus!"

„Versuch's!" murrt der andre, an ihm hinauflauernd; er fürchtet sich nicht. „Gib mir mein Geld," sagt er dann, „so geh' ich schon!"

„Gib mir mein Geld." An den Worten zersplittert dem Adelrich seine Macht, zerschellt alles, was die im Rennerhaus über den Marianus vermögen. Der treibt indessen sein Wesen weiter. Wie soll er die Wintertage totschlagen, wenn er schon im Sommer zu viel Muße gefunden hat! Jetzt hockt er in den Schenken. Wenn er heimkommt, schwanken ihm Füße und Verstand. Schulden macht

er, die der Adelrich bezahlt, weil — weil der andre Recht auf Geld hat. Die Rennerin nimmt sich zusammen, schafft sich eine Gelegenheit, mit dem Marianus allein zu sein, bettelt, beschwört, zürnt; nur flennen kann sie nicht; ihre Augen sind ausgeweint. Marianus duckt sich wieder in ihrer Nähe wie ein zähnefletschender Köter. Er läßt den Regen ihrer Worte über sich hingehen und schüttelt sich nachher; zu Herzen ist ihm keines groß gegangen. Er vermag sich selber nicht mehr aus dem Sumpf zu reißen, in den er geraten ist. Nach dem Gespräch mit der Mutter ist er ein noch schlimmerer Wirtshaushocker. Und wenn er betrunken ist, läuft er hinter der Violanta her wie der Jäger hinter dem Wild; sie hat Mühe, ihn sich vom Leibe zu halten, hat noch größere Mühe, zu verhüten, daß der Adelrich und seine Mutter ahnen, wie weit jener sich vergißt. Eines Sonntagabends, als die Kinder schon schlafen, auch die Rennerin eben mit müden Schritten nach ihrer Kammer gestiegen ist, kommt der Marianus aus dem Wirtshaus heim und in die Stube gegangen, wo Adelrich und Violanta, die gemeinsame Sorge besprechend, beieinander sitzen. Er ist seiner Füße und seiner Stimme nicht mehr ganz mächtig; aber er kann aus ihren Gesichtern lesen, daß sie gerade über ihn gesprochen. Ein tückisches Licht springt in seine Augen. Die Violanta steht auf. „Ja," sagt sie, als wäre sie längst im Begriffe gewesen zu gehen, „es ist Zeit, sich zu legen. Komm, Adel."

„Hm," hustet der Marianus mit offenem Hohn.

Der Adelrich reckt sich zu seiner hageren Höhe;

er sieht den Bruder nicht an. Als läge ihm daran, aus seiner Nähe fortzukommen, damit er den in ihm kochendem Grimm beschwichtige, nähert er sich der Tür.

„Hm," hustet Marianus. Er zwinkert mit den Augen, als die Violanta ihn fest ansieht. „Soll ich es ihm erzählen?" lallt er dann plötzlich und schlägt ein Lachen auf. Violanta ist starr wie ein Block, und ihre Augen glimmen. Eine mächtige Kraft schwellt ihr die Glieder, ein unbändiger Zorn stürmt in ihr auf. Sie umkrampft die Lehne eines Stuhls und weiß, wenn der Marianus noch ein Wort sagt, wird sie den schweren Sessel zum Schlag erheben. Sie dürstet danach, den Erbärmlichen zu erschlagen. Der Adelrich hat sich nicht umgewendet; er achtet der Worte des andern nicht. Zur Tür geht er. „Komm!" sagt er zur Violanta und geht ihr voran hinaus. Da wendet sich auch die Frau und folgt ihm, zögernd, noch immer gewärtig, daß das Unheil komme, das seit Wochen und Wochen droht.

„Hm," hustet der Marianus hinter ihr her.

X

Am folgenden Morgen, als der Adelrich sich früh von seinem Bett erhebt und sich ankleidet, sagt er nach einer Weile schwülen Schweigens, wie es jetzt oft zwischen die drei im Rennerhaus fällt, deren Herzen doch aneinander hängen: „Du, Frau!"

Die Violanta wendet sich ihm zu. „Ja?" fragt sie.

Er seufzt, sieht sie an, unbeholfen und scheu. Endlich sagt er, der sonst so wenig grübelt und immer seinen geraden Weg geht: „Ueber die Geschichte vom Kain habe ich heute nacht nachdenken müssen, und — und es kann dazu kommen, es kann Zeiten geben, daß einer den Kain verstehen, daß einer selber den Bruder erschlagen könnte!"

Die Worte fallen zerhackt, langsam von seinem Munde. Er sieht ganz gelb aus im Gesicht dabei.

„Nein, du," sagt die Violanta schaudernd, „solches mußt nicht denken."

„Er brauchte nur dir oder den Kindern etwas antun zu wollen," zuckt er aus neuem Brüten auf. Dann kleidet er sich fertig an und geht hinaus; ein zitternder Seufzer ringt sich von ihm, so schwer hat er noch nie sein Tagewerk angefangen.

Weil sie wissen muß, was der Marianus tun wird, geht Violanta dem Adelrich nach. Aber der Marianus weiß nichts mehr von den im Rausch herausgestoßenen Worten oder tut, als wüßte er nichts mehr. So hat sie abermals Frist. Aber gewarnt ist sie. Von da an ist sie wie der Tiger im Ansprung: wenn der Marianus redet, gibt es ein Unglück!"

Der Winter vergeht. Die Schneehüllen lösen sich von den Berggliedern. In der Sonne und unter dem tiefblauen Himmel liegen die riesigen Leiber bloß und ihre Häupter im Greisenscheitel des ewigen Schnees ragen und strahlen.

Statt zu reden, geht der Marianus hinter der Violanta her, eifriger denn zuvor; die Mägde im Haus und die Mädchen im Dorf läßt er laufen;

nur für sie hat er noch Augen. Sie aber weiß, daß es nicht lange mehr dauern kann, so werden dem Adelrich auch ohne Reden die Augen aufgehen. Sie zermartert sich den Kopf nach einem Ausweg und findet nur einen: Der Marianus muß aus dem Leben derer, die im Rennerhaus wohnen, hinaus! Vorher kommt ihr der Gedanke, daß *sie* gehen könnte, und die Tropfen in ihrem Fläschchen fallen ihr ein. Aber was nutzt es, wenn *sie* geht! Der andre bleibt doch zurück, der Schatten im Haus, vor dem alle Sonne gewichen ist! Und der Gedanke kommt wieder und wird zur Ueberzeugung: der Marianus muß fort!

Als dieser Gedanke die Seele des jungen Weibes gefangen nimmt, spannen sich die Sehnen ihres Leibes wie unter einer letzten, großen Anstrengung. Adelrich meint einmal scherzend zu ihr, daß sie noch gewachsen sei; er kann nicht wissen, woher die starre Aufrechtheit ihres schönen Körpers rührt. Noch im Scherzen aber überfällt ihn die Sorge neu, die seit langem auf ihm ist, die, daß sein Weib ihm krank werden will. Das Gesicht der Violanta ist hager geworden, ein Zug, der wie ein Schmerzverbeißen ist, liegt um ihren Mund, ihre schwarzen Augen haben einen fieberigen Glanz. „Was hast auch?" fragt Adelrich; „immer schmaler wirst, immer elender."

Die Violanta sieht ihn an. Ihre Zähne schlagen aufeinander wie in plötzlichem Frost. „Ich weiß nicht," sagt sie, „es ist so etwas in den Nerven, wofür man nicht viel helfen kann, es ist auch nichts Gefährliches. Wenn ich einmal ins Tal komme, will ich zu einem Doktor gehen."

„Ja, ja," sagt der Adelrich. Dann spricht er

davon, daß sie die nächste Woche miteinander ins Tal zum Doktor fahren wollen, ist voller Besorgtheit und doch wieder voller Zuversicht, daß der Doktor helfen wird. Die Violanta drückt ihm die Hand und sagt „Ja" zu allem.

An diesem Abend bei Tisch reden sie von den nahen Alpfahrten. „Nach der Hütte am Gurschen muß ich sehen, nächster Tage will ich hinauf," sagt Adelrich. Dann scheint ihm einzufallen, daß die Violanta im vergangenen Jahre oft nach den Hütten gestiegen ist; ein plötzlicher Plan springt ihm auf. „Oder willst du gehen?" fragt er sein Weib. „Bist schon lange nicht mehr aus dem Hause gewesen. Es möchte dir gut tun, so eine Bergfahrt. Bis am Abend längstens bist wieder zurück."

„Ach — geh du," sagt Violanta. Dann fällt ihr ein, daß der Adelrich gerade jetzt zu Hause nötig ist, wo ein Knecht fehlt, und als sie sich den Gang nach dem Gurschen ausmalt, kommt ihr selbst eine Art Verlangen nach dem Berg, nach der Stille und Reinheit und Ruhe, die dort sind; sie meint zu fühlen, daß es ihr wohltun wird, einen Tag lang aus der schwülen Luft des Hauses hinauszugehen. Sie besinnt sich. „Am Ende hätte ich doch Freude, zu gehen," sagt sie dann.

Darauf reden sie eine Weile hin und her; der Marianus hockt daneben und staunt scheinbar ins Leere zwischen sie hinein. Der kleine Adel, als er hört, daß die Mutter fort will, fängt zu weinen an, schlägt die Aermlein um sie und gräbt den braunen Lockenkopf in ihren Schoß; er ist ihr wie angeschmiedet, der Bub, aber er gibt sich zufrieden

und lacht aus tränennassen großen Guckern, als der Vater ihm verspricht, daß er ihn auf dem Wagen mitnimmt, wenn er Gras einholt. Zuletzt wird es bestimmt, daß die Violanta nach der Gurschenhütte geht.

Sie ist nicht früh bereit an dem Tage, an dem sie den Gang tun will. Immer noch liegt ihr irgendeine Arbeit im Weg, ehe sie fortkommt; sie ist einmal so, daß sie alles schön glatt haben will, wenn sie aus dem Hause geht. „Es kann keiner wissen, ob er wieder kommt," pflegt sie zu sagen. Zuletzt steht sie in ihrem schlichten braunen Kleid, das weiße Kopftuch in den Nacken zurückgestrichen, einen Stock in Händen und den Hüttenschlüssel in der Tasche, wegfertig da. Die Sonne steht hoch; es wird ein heißer Weg werden. Der Himmel ist blau, einzelne weiße Wolken quellen hinter den Bergen auf wie Rauchsäulen, mit Gewalt aus mächtigem Schlot gestoßen und im Blau plötzlich zur Unbeweglichkeit erstarrt.

„So, ade," sagt die Violanta zur Rennerin oben in der Stube.

„Komm gut wieder heim," grüßt die Alte, „und ja du," fügt sie hinzu, „nimm dich in acht am ‚Wilden Stutz' oben; es ist kein Spaß, bei Gott, der Weg dort." Violanta blickt mit einem flüchtigen Lächeln zurück. „Es ist ein Weg wie ein andrer."

Auch der Adelrich lächelt, indem er ihr die Hand zum Gruß hinstreckt. Er sieht mit einer Art andächtigen Stolzes ihre noch immer starke, stattliche Gestalt an: ‚Um dich ist mir nicht angst,' fährt es ihm durch den Kopf.

„Ade!" sagt Violanta.

„Ade!" grüßt er zurück. Ihre Hände verschlingen sich mit dem starken, treuen Druck, den ihre Liebe verlangt. Dann geht sie hinaus. Unten auf der Schwelle der Haustür hockt der kleine Adel in der Sonne, mit nackten braunen Füßen und Beinen, nur Höslein an und ein Hemd. Sein Gesicht ist rund und gesund, seine großen, verträumten Braunaugen sehen sinnend auf die Straße hinaus. Auf seinem welligen braunen Haare liegt die Sonne. Er steht auf, als die Mutter hinter ihn tritt. „Ich mitkommen," sagt er und nestelt die dicke kleine Hand in ihre Linke. Dann kommt das Fini hinter dem Hause hervorgesprungen.

„Mutter — Mutt—utter, gehst jetzt?"

Das Kind ist barfuß wie der Bub. Die gelösten Zöpfe fliegen, die schönen klaren Augen strahlen.

„Kommt! Bis hinters Dorf könnt ihr mit," sagt Violanta. Den Adel an der Hand, das Fini am Rocke, schreitet sie durchs Dorf. „Tag!" geht da und dort ihr Gruß über die Gasse; wer an den Hütten steht und wer ihr begegnet, grüßt froh und eilig und schaut ihr nach, wenn sie vorüber ist: sie ist ein so prächtiges Weib, und wer die Kinder ansieht, dem wird das Herz froh.

Hinterm Dorf heißt die Violanta die Kinder heimgehen. Zum Fini neigt sie sich nieder. „Trag ihm gut Sorg', dem Bub, durchs Dorf," mahnt sie und streichelt ihr den glatten Scheitel. Den Adel hebt sie auf, daß er jauchzt vor Lachen, küßt ihn fest und stellt ihn nieder. „So — geht jetzt!"

Das Fini nimmt den Buben bei der Hand.

Dann trotten sie davon. Die Violanta bleibt stehen und sieht ihnen nach, wie sie in die Dorfgasse einbiegen. Wie in einem dunkeln Höhlengang verschwinden die zwei kleinen Menschen zwischen den zwei Hüttenreihen; die Violanta hat ein Gefühl, als verschwänden sie ihr dort für immer. Es drängt sie, ihnen nachzulaufen, aber sie reißt sich los und geht mit großen, festen Schritten durch die Matten dem Hang zu, an dem hinan der Weg nach der Gurschenalp führt. Der Weg hat eine Bedeutung in ihrem Leben, den Adelrich hat sie da zuerst getroffen, versprochen hat sie sich mit ihm dort; es ist ihr, als müßte er ihr auch heute begegnen. Sie hat ein Heimweh nach ihm im Herzen, es tut ihr leid, ihn heute zu Hause zu wissen, zu wissen, daß er nicht vom Berge herab und ihr entgegen kommen kann. Es ist ihr nach und nach so ins Herz hineingewachsen, daß sie den Adelrich gern hat, still, fest. So mit hundert Fasern, daß es kein Losreißen geben kann, ist sie mit ihm verwachsen.

Als sie über die Mattenebene hinaus ist, wird ihr Schritt steter, emsiger. Die Luft ist heiß, die Sonne brennt ihr auf den Rücken, und sie muß das Kopftuch über den Scheitel legen, aber sie atmet doch frei und leicht, die Stille tut ihr wohl; zuweilen, wenn sie die nackten Arme hebt, streift ihr ein Luftzug die Haut, so daß die Muskeln sich kräftiger spannen. Jetzt stehen die Gurschenalptannen über ihr. Ihr Fuß tritt auf dürre Nadeln, ein wunderbarer Harzduft weht auf sie nieder. Die Lärchen stehen zwischen den dunkeln Tannen im ersten Grün, sie leuchten wie grüne, ruhige, lange Flammen aus

der Nacht der übrigen Stämme. Violanta meint sich nicht getäuscht zu haben: der Tag in der Gottesfreiheit, wo der Marianus nicht ist, der seinen Schatten alle Stund' in ihren Weg wirft, muß ihr wohltun; stärker wird sie am Abend zurückgehen.

Nun ist der Wald bald umschritten, schon leuchtet die Schneespitze des Gurschen über seine breite grüne Brust herab, und dahinter gleißt und blendet und flirrt das fleckenlos silberige Weiß des St. Annagletschers. Violanta tritt auf Alpgras, der Weg führt über den Wald hin nach der Rückseite des Berges, er windet sich aus der Sonne fort an die schattige, steile Seite. Als die letzten Spitzen der Waldstämme ihr zu Füßen stehen, tönt ihr ein „He du!" im Rücken.

Eine Stimme in der Bergstille! Die Violanta ist unwillkürlich zusammengezuckt. „Ich komme auch mit, wenn's erlaubt ist," tönt es wieder, keuchend, denn der es sagt, kommt gerade über den steilen Alpgrund aus dem Walde heraufgestiegen. „Tag!" sagt der Marianus, als er auf den schmalen Weg tritt. Er ist in Hose und Weste, hat schwere Schuhe an den Füßen, auf dem schwarzen Haar den runden Filzhut. Den Rock hat er an einem Beil über die Schulter gehängt.

Die Violanta steht wie angewurzelt mitten am Wege und sieht ihn mit großen, erschreckten Augen an; ihre Knie zittern. Dann packt sie der Zorn. „Wohin mit?" fragt sie. „Da oben wirst wohl kein Holz mehr schlagen wollen."

„Das" — er schüttelt lässig das Beil — „habe ich nur so mitgenommen, falls mich einer sieht!

Ich will dir keine Ungelegenheiten machen, daß die Leute reden könnten, wir seien allein in der Hütte gewesen, wir zwei."

Einen Augenblick lang kämpft die Violanta, die Gedanken stürmen in ihrem Gehirn.

„Es hat mich kein Mensch gesehen," fährt der Marianus flüsternd fort, „kein Mensch in ganz Oberalpen weiß, wo aus ich heute bin."

Die Violanta starrt ihn noch immer an, und noch immer arbeitet es hinter ihrer glatten Stirn. Der Marianus scheint zu glauben, daß sie darauf sinne, ihm zu entfliehen. Sein Gesicht ist plötzlich von einer Flamme Blutes überloht. Etwas wie Wut bebt in seiner Stimme. „Weißt, jetzt — entweder — oder, entweder läßsest mich mitkommen, oder heute abend erzähle ich etwas daheim."

Ihr Blick weicht nicht von seinem Gesicht, es scheint ein eigentümliches Licht darin, so daß er nicht weiß, ob sie ihn sieht oder ins Leere starrt. Ihre Lippen werden schmal; unmerklich härtet sich jede Linie ihres Gesichtes, aber er achtet dessen nicht. Plötzlich sagt sie: „So komm!" Es klingt kaum verständlich; vielleicht läßt die innerliche Erregung die Worte nicht gedeihen. Aeußerlich ist sie ganz ruhig, dreht sich um und hebt an, wieder bergan zu steigen. Marianus lacht. „So," sagt er, breites Wohlbehagen im Ton, „man muß nur ungestört reden können miteinander."

Eine Weile schreiten sie hintereinander her; er kann nicht Ruhe geben, jetzt packt er ihren Arm, jetzt, wenn der Weg ihm Raum läßt, legt er den seinen um ihre Hüfte, einmal überfällt er sie jäh

und preßt den Mund auf ihre Wange. Sie steht nicht still; schweigend, mit verbissenen Lippen steigt sie weiter, kein Muskel zuckt in ihrem bleichen Gesicht, an der Nasenwurzel sitzt eine kleine Falte. Weil sie sich nicht wehrt, glaubt er sie willfährig, meint er, daß sie einsieht, wie sie in seinen Händen ist. Das Blut stürmt in ihm; er vermag nicht klar zu denken.

Jetzt weht eine Kühle sie beide an, der Weg hat sie um den Berg herumgeführt, immer steiler fällt die Halde zu ihrer Linken ab, zwischen dem Gurschen und dem Nachbarberg ist hier ein tiefes, enges Tal gerissen. In seiner Tiefe ist weder Weg noch Steg, nur ein Wildbach braust im steinigen Bett, kommt aus einer Schlucht hervorgebrochen und stürzt versteckt, wie in Fesseln tobend, in andre Engen hinein, der Bündner Bergseite zu.

„Jetzt sind wir bald oben, Schatz!" sagt der Marianus, seine Stimme bebt, er lugt der Violanta von hinten über die Achsel, sein heißer Atem streift wieder ihre Wange.

Der Weg wird schmal. Zu ihrer Linken ist keine Halde mehr, nur starrer, wie eine Turmmauer abfallender Fels; plötzlich wird unten eine weiße, zischende Linie sichtbar, der Wildbach, die Violanta geht weiter, über die Stelle hinaus, es ist kaum zu sehen, daß ihr Blick in die Tiefe gegangen ist. Auf einmal sagt sie ein Wort. „Jetzt!" Es ist kurz, heftig, ein Laut wie ein Schuß, der jäh sich entlädt. Sie dreht sich um, ihr Stock fällt wegaus, und beide frei gewordenen Hände schlägt sie dem Marianus, der ihr auf der Ferse ist, vor die Brust.

Ein Stoß beider Fäuste! „Jetzt!“ sagt sie noch einmal, diesmal keucht ihre Stimme, weil sie alle Kraft zu dem zusammennimmt, was sie tut. Der Marianus will etwas sagen, will rufen, aber er hat nicht Zeit, er taumelt schon, stürzt; stumm, die Züge verzerrt, fährt er dem Stock der Violanta nach in die Tiefe.

Violanta geht weiter, sie schluckt, der Atem kommt ihr unsicher, in kurzen Stößen erst zurück, aber sie hält nicht an, sicher und fast ruhig steigt sie weiter. Dann tut sich wieder grüner Alpgrund vor ihr auf, Sonnenlicht quillt ihr entgegen, der Blick kann ausfliegen ins Himmelsblau, in den heiter strahlenden Tag; sie ist auf der Höhe. Dort liegt auch die Hütte, die Gurschenhütte: graubraune Bretter, rohes Mauerwerk der Unterbau, Fenster und Türe verrammelt. Ein paar Schritte davor bleibt die Violanta stehen, hoch, fest und geradeauf, hat das helle Sonnenlicht auf Kopf und Schulter liegen, und die Höhenluft, die am nahen Schnee sich gekühlt hat, weht ihr das Haar von der Stirn zurück. Sie sieht mit klaren Blicken um sich, und mit just so klaren Blicken sieht sie in ihr eignes Leben hinein und rechnet.

Jetzt! — Was wie ein Blitz ihr in die Seele geschlagen hat, daß sie es hat tun müssen, was geschehen ist — gleichviel, was das war! Ist es ein Herrgottsgeheiß gewesen oder ein wildes, jähes Verlangen ihrer eignen sündigen Seele, gleichviel — es ist geschehen! Was da unten im Bach unterm „Wilden Stutz“ liegt, von dem weiß kein Mensch, das sucht kein Mensch, das findet keiner! Die

Wildwasser zermalmen und zermahlen; was sie forttragen, kennt keiner. Und jetzt könnte sie auch da hinab . . . Nein, das kann sie nicht, eben nicht. Mit ihr muß alles seinen richtigen Gang nehmen, seinen natürlichen Gang. Dazu braucht es Kraft, Kraft, Herrgott, Kraft. Die will sie haben! Die Violanta Zureich — vor sich selber ist sie nicht mehr das Weib des Renner-Adelrich, nicht mehr die Mutter ihrer zwei Kinder, des Adelbub und des Fini — nicht mehr ihre Mutter — die Violanta Zureich ist sie, die aus dem Sumpf gekommen ist und hat zurück sollen in den Sumpf, aber nicht hat wollen — nicht hat wollen!

Sie geht ruhig nach der Hütte, öffnet, schlägt die Laden auf, tut alle Arbeit, die nötig ist, um die Hütte wohnlich zu machen für die Zeit, da der Senn und die Knechte heraufkommen wollen. Stundenlang hat sie zu tun. Dann nimmt sie aus der Tasche das Mittagbrot, das sie mitgenommen hat; essen kann sie das nicht, aber verschwinden muß es; sie trägt es aus der Hütte gegen den Schnee hinauf und streut die Stücke ins Alpgras: die Geier und Füchse mögen sich letzen! Dann geht sie zurück, langsam schließt sie die Hütte ab, schaut sich da um und dort um und macht sich auf den Heimweg. Noch einmal zögert sie vor dem Abstieg, als müßte sie für sich noch einmal hersagen, was sie sich eingelernt hat. Es ist ganz klar. Krank hat sie all die Tage schon ausgesehen! Manch eines stirbt plötzlich hinweg, weiß niemand, was ihm gefehlt hat! Bah — und sie lächelt — wer sollte es zu Oberalpen herausfinden, wenn sie, die Violanta, plötzlich stirbt. Die

alte Babeseppe, die Hebamme, die das ganze Talvolk doktert? Am Herzen hat es ihr gefehlt, wird sie sagen; von allen Leuten sagt sie, daß es ihnen am Herzen fehle!

Violanta beginnt den Abstieg. Und als sie geht, gehen ihr die Gedanken voraus. Sie läuft ihnen nach, unbewußt, froh; denn die Gedanken sind auch froh. Sie läuft wie blind vorüber am „Wilden Stutz", als ob dort nichts geschehen wäre, den frohen Gedanken nach, die schon im Rennerhaus sind: da ist der Adelrich, der große, eckige, seelengute Mensch, dem das Leben so sauer geworden ist. Wie wird er zaghaft staunen, wenn der Schatten nicht mehr ins Haus kommt, erst es nicht glauben, daß er fortbleibt, und dann immer mehr aufleben, wenn er doch nicht wiederkommt! Und die Rennerin? Die wird wieder die Angst überfallen, die Angst um das Unglückskind, das der Mutter immer das liebste ist, und die Angst wird stiller werden, wenn die Zeit geht. Gestorben muß er sein, wird die Rennerin eines Tages von dem Marianus sagen. Und das Leid um den gestorbenen Leib wird nicht mehr so groß sein, wie das um die verdorbene Seele gewesen ist! Ruhig wird sie werden, die Rennerin, ruhig und froh, und aufleben in dem, was ihr nachkommt im Hause, in den zwei Kindern. Und diese, der Adel und das Fini! Die werden wachsen und gedeihen! Eine Großmutter haben sie, die um sie sorgt, und einen Vater, wie man so leicht keinen zweiten findet. Denen kann es nicht fehlen! — Und sie, die Violanta? In ein paar Jahren wird keines mehr wissen, daß sie dagewesen ist, hinter ihr wird

sich das Leben der andern glätten wie der See hinter einem Schiff, das ihn durchschnitten. Gut wird alles sein, mein Gott, ganz recht und gut!

Sie steigt unabläßig bergab, nicht eilig, ganz verloren in Gedanken. Als sie an die Gurschenwaldtannen kommt, setzt sie sich einen Augenblick auf einen Stein. Sie hat das Kopftuch wieder im Nacken, ihr schwarzes Haar glänzt, ein sanfter Strahl der westwärts wandernden Sonne leuchtet herüber, es geht dem Abend zu. Die Violanta legt die Hände in den Schoß. Plötzlich fällt ihr Blick auf diese zwei starken Hände. Sie zuckt zusammen! Es klebt kein Blut daran. Nein, nein, aber eigentümliche Schatten liegen doch darüber, die wie Blut sind. Halt! Mit den Händen darf sie keinen mehr anrühren, den Adelrich nicht, wenn er ihr die Hand zum Gruße bietet, die — Kinder nicht. Die Kinder bringt sie sonst immer zu Bett, heute muß sie warten, hier muß sie warten, bis es spät ist, bis die Großmutter sie schlafen gelegt hat.

An den Waldtannen bleibt Violanta sitzen bis an die Nacht. Die Hütten von Oberalpen verschwimmen zu verworrenen Schatten, Schatten sind die Berge ringsum; schreckhaft große Schatten stehen die dunkeln Stämme ihr zur Seite.

Jetzt schlafen die Kindlein!

Die Violanta schaudert und steht auf. Es ist kalt geworden, auch ihr ist so kalt, daß sie, wie in Fröſten zitternd, unsicheren Ganges hinabsteigt in die Matten. Eine lange Gestalt kommt ihr des Weges entgegen.

„Bist es?“ ruft der Adelrich von weitem. „Wo

bist auch gewesen so lange?" Da rüttelt sie sich auf, immer mit dem Frostgefühl im Innern, und geht ihm mit festem Schritt entgegen. Als sie zusammentreffen, hält sie nicht an. Sie übersieht seine Hand — er mag meinen, daß es in der Dunkelheit geschehen — und drängt vorwärts. „Komm heim," sagt sie, und die Zähne schlagen ihr hörbar zusammen, „es ist mir nicht so recht."

Da geht er schweigend, ängstlich von der Seite nach ihr schauend, neben ihr.

„Komm nur," ermuntert sie, sieht ihn aber nicht an, blickt nur geradeaus. Ihr Schritt ist eilig. „Ich lege mich gleich, wenn wir heimkommen," sagt sie.

„Ja, ja," stimmt er ihr bei. „Hast es auch schon so gehabt, gelt?" sagt er nun und fährt zu fragen fort, ob ihr nicht dann und wann schon so zumute gewesen sei, sagt das, um sich selber zu beruhigen.

„Ja, ja," gibt die Violanta zurück; dazwischenhinein tut sie ein paar hastige, kurze Fragen. „Sind die Kinder gesund? Ist die Mutter noch auf? Ist — ist der Marianus daheim?"

‚Sie fiebert,' denkt der Adelrich. Hastiger schreiten sie weiter.

Der Himmel ist wolkig, aber die Luft still, manchmal zwischen schwarzen Wolkenbergen steht in einem Tälchen blauen Himmels ein schöner weißer Stern.

Als Adelrich und Violanta an die Tür des Rennerhauses kommen, zittert die Frau so heftig, daß sie sich am Türpfosten halten muß. „Sag —

sag der Mutter, daß ich mich gleich lege," flüstert sie und steigt schneller die Treppe hinauf; an der Wohnstube will sie vorübergehen, als die Rennerin schon in der Tür steht. Die Violanta lächelt sie an: ein gräßlich verzerrtes Lächeln, wie unter fürchterlichen Schmerzen erzwungen. „Grüß Gott! Ich bin spät, gelt?" spricht sie eilig. „Ich bin halt — es ist mir nicht so recht. Ich gehe jetzt nur gerade hinauf, mich legen." So redend, weiß sie an beiden, am Mann und an der Mutter, vorüberzukommen, nickt ihnen zu: „Ade! Morgen bin ich wieder zuweg," und steigt die Treppe hinauf.

„Die Babeseppe will ich rufen," sagt der Adelrich.

„Keine Rede!" ruft die Violanta noch mit fester Stimme von oben. „Geh in die Stube! Morgen früh bin ich zuweg."

Adelrich und die Mutter lassen sich beruhigen. „Jetzt warte ich nicht länger, morgen fahr' ich mit ihr zum Doktor," sagt aber der Adelrich, als sie beide in die Stube treten.

Die Violanta ist in schweigender Hast in die Kammer gegangen, herein durch die Tür, geradeswegs, ohne Umschauen, zum Schrank, wo im Winkel ein Fläschchen steht. Sie zögert und zuckt nicht, mit ganz sicherer Hand greift sie hinein. Sie nimmt das Fläschchen, setzt es an die Lippen, trinkt. Alles hat sie vorher bedacht; sie weiß klar, was zu tun bleibt. Hinüber geht sie jetzt an den Tisch, wo die Waschgeschirre stehen; dort wäscht sie die kleine Flasche, stellt sie leer in den Schrank zurück, auf ein Brett, wo offen allerlei Arzneizeug steht,

mitten hinein zwischen andre Flaschen und Salben. So, jetzt soll einer raten, was darin gewesen! Nun wendet sie sich. Bis jetzt hat alles Eile gehabt, nun hat sie Zeit!

Ihr Blick fällt auf die Kinder. Sie schlafen. Da liegt das Fini, friedlich, da der Adel, die dicken Patschhändchen unter dem runden, schönen Kopf. Die Violanta tut einen Schritt gegen sie; ihr Oberleib neigt sich vor, eine wilde Gier kommt sie an, sich über die zwei schlummernden Menschlein zu werfen. Schreien will sie: mein seid ihr, mein! Und doch drängt sie etwas von ihnen zurück, wie ein Eisengitter, an das sie die Brüste preßt und das ihr den Zuweg wehrt; sie ächzt!

Da mahnt sie ein fürchterlicher Schmerz an das, was kommen will. Sie beißt die Zähne zusammen, verkrampft die Hände, dann taumelt sie nach ihrem Bett und legt sich in den Kleidern darauf.

Der Adelrich kommt nach einer Weile über die Treppe heraufgegangen. Sie kennt seine Schritte. Er müht sich, den Tritt der schweren Schuhe zu dämpfen. Sacht öffnet er die Tür: „Schläfst schon, Frau?“

Sie hebt sich ein wenig im Bette auf, ihre Züge sind ruhig, eine seltsame Klarheit liegt auf ihrer Stirn, auf die das rote Licht einer Kerze leuchtet, die sie angezündet hat. Sie hat Schmerzen, grimmige, rasende, aber so groß ist ihre Kraft, und ihr Wille so mächtig, daß sie mit keinem Zucken verrät, was ihr ist.

„Ist dir jetzt besser?“ fragt der Adelrich hereintretend.

„Es kommt schon besser," sagt Violanta. Er steht ganz nahe bei ihr, hemdärmelig, lang und hager, mit seinem erschreckten, gutmütigen Gesicht. „Morgen fahren wir zum Doktor," sagt er. Die Violanta nickt, und da faßt es sie plötzlich, etwas, was sie noch nicht bedacht hat: Wenn sie jetzt stirbt, so denkt alles gut von ihr, das ganze Dorf wird gut von ihr reden, die Nagerin, die Mutter, der Adelrich, rühmen werden sie, nichts als rühmen! Und hintergangen hat sie doch alle! Die Sünde, das, was zwischen dem Marianus und ihr gewesen vor Jahren, das muß sie beichten! Damit keiner sie rühme! „Adel," fährt sie auf, „du — hör."

Er neigt sich herab. „Was ist? Kann ich dir etwas tun?"

Sie stemmt beide Fäuste auf den Bettrand und neigt sich näher zu ihm: „Du!"

Ein Sturm von Schmerzen schüttelt sie.

„In der Intschihütte —"

Sie röchelt.

„Ich und —"

Ein Name will auf ihre Lippen kommen, aber er ist nicht mehr verständlich, jäh schlägt der Oberleib hintenüber, zweimal bäumt sich der Leib im Krampfe auf. „Jesus, Jesus!" stöhnt der Adelrich und hält sie. „Frau, Frau!" stammelt der Unbeholfene, vorwurfsvoll, in bitterer Angst. Da durchläuft ein Zittern ihre Gestalt; nun liegt sie ganz still.

„Jesus Maria — jetzt — jetzt —" stottert der Adelrich und läuft aus der Stube in den Flur. „Mutter!" schreit er hinab.

In ihren Betten erwachen die Kinder.

*

In der Rennerin ihrer Kammer liegt die Violanta aufgebahrt, auf einem hohen, mit Blumen und künstlichem Kranzwerk bedeckten Bett. Eine Menge Kerzen umstehen die tote Frau; es ist eine fürnehme Leiche. Ganz Oberalpen drängt sich an diesem Tage in die Stube. Jeder will die noch sehen, die so plötzlich verstorben ist. „Jesus, wie schön," stammeln ein paar halbgewachsene Mädchen, die in das wachsbleiche Gesicht der Toten starren.

„Die Kraft selber, hab' ich gemeint, ist sie," flüstert ein Weib in einer Ecke.

In einer andern redet die Babeseppe, die Hebamme, eine dicke, behäbige, gemütliche Frau: „Am Herzen hat es ihr gefehlt, ich habe es gleich gesehen! Da ist es eben plötzlich mit einem zu Ende."

Das Flüstern hört den ganzen Tag nicht auf: „Was das für eine gewesen ist! Was für eine Arbeitsame, eine Aufrechte! Herrgott, eine solche kommt gar nicht mehr!"

Gegen Mittag geht auch die Kunde um, daß der Marianus nicht im Hause sei, nach dem schon der eine und andre gespäht hat. „Schon gestern ist er fortgewesen," heißt es dann. „Am Ende ist er wieder auswärts," vermutet einer. Groß fragt ihm keiner nach.

Am Abend steht der Adelrich allein am Bette seines Weibes, ganz zermalmt von Kummer, der lange Mensch, zitternd, die Züge von verhaltenem Weinen zuckend. „Was das für eine gewesen ist!"

Sie kann es nicht hindern, daß sie sie rühmen, die Violanta!

Sie rühmen sie lange, lange: so eine geht keine mehr durch die Gassen von Oberalpen! Aber es kommt so, wie sie gewußt hat. Es wird stille und sonnig im Rennerhaus. Die Kinder wachsen auf; die wissen, wie man eine Gestorbene vergißt, und helfen den andern es lernen. Und der Marianus ist fort! Die von Oberalpen wundern sich, wo er sich herumtreibt; der Adelrich forscht nach und bekommt keine Nachricht, die Rennerin seufzt manchmal und denkt an den Verschollenen. Und heimlich atmen sie alle auf, daß er immer nicht kommt, immer nicht. Und jetzt rühmen sie wieder die Violanta. Die Rennerin sieht die Kinder an. „Immer mehr gleicht das Fini der Mutter," sagt sie.

„Es soll nur werden wie die," sagt der Adelrich und blickt einen Augenblick trübe ins Leere. Es ist noch immer Staunen und Andacht in ihm, wenn er seines Weibes gedenkt.

Und er weiß nicht einmal, wie groß sie gewesen ist!

Lentin

I

Lentin kam mit seinem Vater über den „Buck“ gegen Büren geschritten. Lentin trug die kurze, zierliche Heugabel, Joseph Theiler, der Vater, hielt die Sense geschultert; und sie schritten gemächlich daher mit dem schwerfälligen Schritt der Bauern, den das schwere Schuhwerk ihnen anlehrt. Ihr Weg war ein Fußpfad, schmal, sandig; zuweilen verschwand er im Gras; die ihn beidseitig begrenzenden Matten wucherten über ihn herein. Wo er bloßlag, zeigte er Risse und Sprünge, eine Reihe von heißen Tagen hatte die Erde gespalten. Heuduft füllte die Luft, deren abendlicher Atem über die Wiesen strich, träge, kaum kühlend. Die Bremsen umschwirrten den Burschen und den Mann. Auf dem dürren Rücken des Alten, den das graue Futter der vorn offenhängenden Weste deckte, saßen sie in Scharen. Zuweilen, wenn eine sich an seinen braunen Hals hinauf wagte, fuhr er mit einer kurzen, heftigen Bewegung seines knochigen, sonnenverbrannten Armes auf: „Ganz wild sind sie heute, die Bremsen,“ murmelte er dann, worauf der Lentin stets einen Schritt zurückblieb, dem Vater die Hand flach auf den Rücken schlug und lachte: „Es hat wieder ein paar.“ Dabei trat er mit den nackten Füßen die Stechfliegen vollends tot, die er niedergeschlagen.

So näherten sie sich dem ersten Hause von Büren, einem braunen, ärmlichen, mit einer großen Stickstube im Erdgeschoß.

„Grüß Gott, Theiler!" rief eine Weiberstimme aus einem der oberen Stubenfenster herab, und der lange, zähleibige Mann hob den unbedeckten Kopf mit dem ehrwürdig weißen Haar, sandte ein eigentümlich wohltuendes, heimeliges Lächeln zu der empor, die zwischen den Blumenstöcken ihres Fensters herabgrüßte, und gab im Vorübergehen das „Grüß Gott" zurück. — Es war die Art derer von Büren und andrer umliegender Dörfer, den Theiler nicht ohne Gruß vorbeizulassen; irgendwie war er der wohlgelittenste Mann im weiten Umkreis. Es mochte in seinem Wesen liegen, daß ihm keiner gram war, in seiner offenen, immer gleichen, nie Mißstimmung verratenden Art; vielleicht war das ganze Geheimnis das, daß er nichts hatte, worum die andern ihn hätten beneiden können.

Als der Theiler und der Bub um die Ecke des Hauses und ins Dorf hinab bogen, trat eben der Pfarrherr aus seiner Kirche. Ein bebrillter, grauköpfiger Herr, kam er über die Kirchentreppe herabgestiegen und streckte dem Bauern, mit dem er in der Straße zusammentraf, die Hand hin.

„Vom Tagelohn?" fragte er, und Theiler gab Bescheid: „Ja, in der Stockrüti haben wir gearbeitet." Sein weißer Kopf senkte sich dabei tiefer, und in seiner Haltung lag just so viel Demut, als der geistliche Herr wünschen konnte, und just so viel Stolz, daß dem andern die Demut nicht leid wurde.

„Schafft er brav, der Bub?" fragte der Geist-

liche und lächelte nach dem Lentin hin, der seitab stand und bis unter das blonde, wollige Haar errötete, als von ihm die Rede ging.

„Ja, ja," gab Theiler zur Antwort. Sein Blick streifte den Buben, als er das sagte, und leuchtete. Dann traten sie schon an dem Hochwürdigen vorüber und setzten mit einem „Ade" ihren Weg fort. Ins Dorf hinein schritten sie, und überall ging der Gruß — eine kurze Anrede hier, ein fröhlicher Zuruf dort — derer mit ihnen, die sie vorüberschreiten sahen. So kamen sie hinab, bis wo ein andrer Feldweg aus dem Dorf und in die Thurmatten hinausleitete. In der Ferne standen schon die dunkeln Büsche, hinter denen die Wasser der Thur vorüberzogen. Auf dem schmalen Fußpfad schritt Lentin hinter dem Vater. Seit sie aus dem Dorfe waren, waren beide stumm. Der Bub ging in Gedanken und sah auf den, der vor ihm schritt. Es fiel ihm zum ersten Male auf, welchen schönen weißen Kopf der Vater hatte, er mußte ihn immer ansehen, dem — was er kaum je wie heute abend bemerkt hatte — die von Büren so freundlich taten. Die Brust schwoll ihm unter dem gelbweißen Hemde; er war stolz auf den Vater; wenn es nicht wider Bauernart gewesen wäre, jemand zu liebkosen, möchte er — einen Augenblick juckten ihm die Hände — den Vater von hinten angefallen und ihm die Arme um den Hals geschlagen haben.

Drüben im Dorf sprach der letzte, der sie hatte vorbeigehen sehen, zu seinem Weibe, mit der in seinem Leben nicht alles glatt ging: „Siehst, da sind zwei, die haben den Frieden miteinander."

Den Frieden hatten der Lentin und sein Vater. Sie taten den Rest ihres Weges leicht und glücklich. Sie wußten, was sie daheim zu finden hatten, denn sie hatten niemand, der sie die Hütte anders hätte finden lassen können als sie erwarteten. Nur einmal stand Theiler plötzlich still, legte die Hand an die Seite und schnaufte. „Eng ist mir," keuchte er, „schon wieder ist mir eng. Es sollte einer meinen, ich wäre zwanzig Jahre älter, so wäre ich." Dann kaute er etwas hinunter, was ihm vor den Atem gekommen war, und tat die letzten Schritte bis zu der Brücke, die vor ihnen auftauchte, unsicherer als bisher. Gleich darauf erreichten sie den Steg, einen sonderbaren, baufälligen, den ein Fremder nicht zu betreten gewagt hätte. Er war so schmal, daß zwei Männer kaum Raum nebeneinander fanden, und hing in Drähten, an denen der Rost fraß. Eine rostige Verbottafel besagte, daß der Gemeinderat von Büren sich der Verantwortung entschlage, falls durch Betreten des Steges ein Unglück geschehe. Aber der Gemeinderat von Büren hatte leicht verbieten: die beiden Bauern aus dem Thurwinkel hatten keinen andern Weg nach ihren Höfen, wenn sie nicht eine Stunde umgehen wollten; und um Umwege zu machen, war denen die Zeit zu teuer. Der Steg hatte auch alleweil noch gehalten. Er hing in den Drähten, die verwickelt und verbogen waren, und seine Bodenbretter waren faul, aber am Ende waren ein paar Fußgänger keine schwere Last; so hatten immer noch diejenigen Recht behalten, die ihn täglich mehrmals benutzten, und der Gemeinderat kam nicht in die Lage, sich von seiner rostigen

Verbottafel seine Vorsicht und Weisheit bezeugen zu lassen.

Als Lentin und sein Vater über den Hängesteg gingen, schwankte und zitterte das Gefüge und bog und wand sich unter jedem Schritte wie ein menschliches Wesen, das Fußtritte schmerzen. Unter ihm schoß die grünlich dunkle Flut der Thur vorbei, ein schmaler Wasserarm in einem breiten Bett von Steingeröll und Sand, zu dessen beiden Seiten das Buschwerk hochmütig und aufrecht stand, als stände bei ihm die Herrschaft und nicht beim Wasser, das im Frühjahr und in Gewitterzeit mit hundert Armen an die Ufer hinauflangte und die Büsche einzog, Sand über sie warf und sie durchbrach. Lentin, während sie den Steg überschritten, hielt die hellen Augen westwärts gerichtet, wo die Sonne niederging. Auf dem Hügel, der vor ihnen aufstieg, auf schroffer, felsiger Kante, stand das Kloster Thurburg, stand in einem brennroten Schein, ein mächtiger und stolzer Bau; Lentin staunte es an, als sähe er es zum ersten Male, und senkte den Kopf tiefer, als der Hügel es seinem Blick entzog; der Anblick des fürnehmen Klosters machte den Hüttenbauernbub immer demütig. Der Vater war ihm ein Stück voraufgeschritten. Er war auf dem schmalen, steinigen Pfad dem Wasser entlang schon dem einen der Holzhäuser nah, die in einem grünen Winkel zwischen Hügel und Flüß standen. Lentin holte ihn in ein paar eiligen Schritten ein und mitsammen schritten sie an Haus und Stall des Rütihofbauern vorüber, ihres einen und einzigen Nachbars, des Johann Hagen. Dann tauchte zwischen

den Obstbäumen ihre eigne Behausung auf, klein, bescheiden, wettergrau, Haus und Stall zusammengebaut. Sie stand unterhalb des Weges, der in scharfer Biegung steil am Hügel emporzuklimmen begann. Die freundlichen Fenster schauten auf eine grüne, schlechte, den Thurwassern zugängliche Matte. Die Türe auf der Rückseite, der sie sich näherten, hatte eine eingetretene Steinschwelle und nußbraune Pfosten, ein leeres Weihwasserbecken hing hoch und vergessen daran. Den Heimkehrenden schoß aus einem kleinen, wenig gepflegten Garten ein Kläffer entgegen, ein fuchsähnliches Hundewesen, das an den Männern mit Liebkosungen emporschoß und das Lentin endlich mit den Armen auffing, emporhob und dem er die Wange schmeichelnd an den Kopf drückte.

Ueber die Stangen eines kunstlosen Wiesenzaunes zur Linken des Hauses glotzte eine braune Kuh auf das Bild und muhte. Da wendete sich Theiler im dunkeln Hausflur und sagte: „Hörst sie wieder. Als ob sie auch ‚Grüß Gott‘ sagen müßte, die Braune. Ein kluges Tier ist sie.“

Lentin ließ den Hund zu Boden, wandte sich nach dem Stalle und kam nach kurzer Weile mit dem Melkeimer und Stuhl geschritten; dann saß er in der Matte und begann der Braunen die Milch zu nehmen. Indessen trat Theiler durch den Flur in die Stube. Sie war niedrig und hatte viele Scheiben, so daß sie fast den Lauben zu vergleichen war, wie sie an den schönen Landhäusern der Reichen prangen. Nur war an ihr daneben alles ärmlich, ungefüg und baufällig, es sah sich aus den vielen

Scheiben wie aus einem hellen Käfig in die grüne Matte und auf die Thurwasser hinab.

Theiler hatte die Sense neben die Haustür unter Dach gehängt. Er sah sich in der Stube um, als wäre er mit der Absicht, eine bestimmte Arbeit zu tun, eingetreten, wandte sich aber dann plötzlich einem der Holzstühle zu, die herumstanden, und setzte sich mit einem leichten Aechzen darauf nieder. „Weiß der Herrgott, was das ist," stammelte er in sich hinein, und die Knie zitterten ihm, während er auf dem Stuhle saß. Er legte die Hände ineinander und starrte einen Augenblick vor sich nieder. Dann ging sein Blick durch eines der Seitenfenster hinaus, in dessen Nähe er saß. Ueber den kleinen Garten hin sah sich's gerade in die Fenster des gelbbraunen großen Nachbarhauses hinein. Der Bauer, als sein Blick unwillkürlich hinüberglitt, zuckte zusammen, als ob er erschräke, stand jäh auf und zwang sich, die Arbeit zu tun, die ihm bei jeder Heimkehr vom Tagelohn zufiel. Zwei irdene Tassen stellte er auf den grauen Holztisch inmitten der Stube, legte Brot und Käse hinzu und setzte darauf in der Küche einen Topf aufs Feuer. Während dieser Arbeit zitterten seine starken Hände, und über die Lippen seines hartgeschnittenen Mundes kamen unsichere, mühsam sich durchzwingende Seufzer. Einmal auch, als er den Topf mit Kartoffeln vom Feuer nahm, stand er einen Augenblick wie gedankenlos, das schwarze Kochgeschirr in der Hand und starrte ins Feuer.

In seinem hageren Gesicht, aus dem sonst die faltenumlegten grauen Augen hell und offen schauten, war ein Ausdruck von Sorge; die Striche, die vom

Munde abwärts in dem grauen Bartkranz verliefen, und die in Falten hochgezogene Stirn redeten davon. Endlich setzte er das Kochgeschirr nieder, legte die braune Hand an die bartlose Oberlippe und strich wie einer, der den Mund trocknet, über diesen und das halbrasierte Kinn sinnend nieder. Da trat Lentin mit dem Melkeimer herein. Theiler fuhr zusammen, aber er ermannte sich. Mitsammen gingen sie nach der Stube. Ueber Milch, Käse und Brot saßen sie dann zu Tisch. Zuerst beugten sie die Köpfe tief über die Teller, und der Alte betete. Sonnenwiderschein lag noch über dem jenseitigen Thurufer; die vielen Stubenfenster sogen eine leise Helle daraus herüber und die Scheiben warfen ihn auf die zwei Köpfe, den weißen des Vaters und den blonden des Lentin. Es war ein friedliches Bild, wie sie nah beieinander saßen und beteten. Während des Essens kamen sie ins Gespräch, in ein wortkarges, abgehacktes; Lentin war hungrig und ließ sich Essen über Reden gehen, Theiler, der wenig aß, hatte ein sonderbares, zerstreutes Wesen. Als der Bub einen Seufzer auffing, der dem Alten entwischte, heftete er die Augen forschend auf diesen: „Habt Ihr noch immer Schmerzen?“ fragte er.

Theiler legte einen Bissen weg, den er eben zum Munde hatte führen wollen, und stand auf. „Ich meine, legen will ich mich einmal recht früh heute,“ sagte er, „vielleicht ist mir morgen wieder besser.“ Dabei stützte er sich mit der Rechten auf die Schulter seines schlanken Buben, tätschelte ihm den Kopf und schritt nach einer Nebenkammer. Von dort gab er, die Türe öffnend und im Entkleiden, dem Buben

Weisungen über allerlei Tagewerk, das noch zu tun blieb. Dann hörte Lentin ihn mit einem schweren Aufschnaufen aufs Lager sich strecken, trat an die Türe und fragte: „Kann ich etwas tun, Vater? Ist Euch noch immer leid? Soll ich zum Hagen hinüberlaufen, die alte Frau um ein Pflaster fragen. Sie weiß mehr Mittel als mancher Doktor, die Alte." Theiler aber fuhr mit einer sonderbaren Hast empor und ließ barsche Worte durch die Türe schallen: Was ihm einfalle, zum Hagen laufen zu wollen. Sie wüßten sich schon selber zu helfen. Und sanfter fügte er hinzu, er, Lentin, möge ihn in Ruhe lassen, bis morgen werde ihm schon besser sein.

II

Ehe die von Büren den Bauern vom Thurwinkel den wackeligen Drahtseilsteg gebaut hatten, war eine Fähre über die Thur gegangen. Die Leute in der Theilerhütte hatten sie geführt und einen kleinen Verdienst daraus gezogen. Als Joseph Theiler, der Tagelöhner, geboren wurde, lief die Fähre nicht mehr, aber der Name „Fährbauer" blieb ihm doch und sollte auf den Lentin, seinen Buben, übergehen, wenn der auf dem kleinen Heimwesen blieb. Joseph Theiler, der Fährbauer, war zu seines Alten Lebzeiten gewandert, hatte auswärts gedient und ein Stück Welt gesehen. Reichtümer fand er keine und kam eines Tages fein bescheiden wieder auf die väterliche Scholle zurück, wo er, als sein Vater ins Sterben kam, als einziger Nachkömmling sich ein-

nistete. Ein Mädchen von Büren nistete mit ihm, eine Rechtschaffene, aber am Leibe Bresthafte. Sie starb, als Lentin noch ein Schulbub war; aber sie hinterließ ihm ein Erbe, das er mit einem gewissen Stolz trug, seinen seltenen Namen. Nicht daß Valentin dazuland ein unbekannter Name gewesen wäre, aber die Abkürzung machte ihn zu dem, was er war, eine Ausnahme unter den Namen. Theilers Frau hatte einen Onkel, der in jungen Jahren über See gegangen war. Sie und die Ihrigen nun hatten — wie so viele tun — auf diesen Onkel immer gehofft, als auf einen, der noch einmal reich, alt und ledig wieder kommen würde, um sich beerben zu lassen. Ei, und eines Tages schrieb dieser Onkel — einen freundlichen Brief, dem eine Zehndollarnote beilag: die Anverwandten sollten eines auf seine Kosten trinken. Dieser zu so großen Hoffnungen berechtigende Brief war „Lentin Theiler" unterfertigt. Von dem Schreiber war nachher nie mehr eine Kunde heimgedrungen; aus ihrer großen Hoffnung heraus aber hatte Lentins Mutter ihren Buben mit dem Namen des Briefschreibers benamst, in Gedanken damit ihre Erbhoffnungen auf diesen übertragend. — Sechzehn Jahre trug Lentin nun diesen Namen, hatte sich mancherlei Neckerei gefallen lassen müssen und hatte sich dennoch die Freude an ihm nicht ausgehen lassen, weil — der Name das Erbstück der Mutter war. Der Bub hing an der verstorbenen Mutter. Er hing an jedem, der ihm Liebes erwies; das war die große Eigenschaft des bäurisch eckigen Burschen, daß er dankbar war, fast unvernünftig dankbar; denn wenn ihm einer Gutes

tat, ging er, wie das Sprichwort heißt, für ihn durchs Feuer und wäre es am Ende buchstäblich gegangen. —

Lentin Theiler, der Bub, kam am frühen Morgen aus dem Stalle gegangen. Er trieb die Kuh vor sich her und ließ sie in die umfriedete Matte hinaus. Als er die Stangen schloß, die den Eingang im Hage sperrten, hing sein Blick besorgt an dem Tier, das das Gras beschnüffelnd umhertrabte, aber nicht fraß. Der Hund kam durch die Umzäunung gefahren und rannte auf die Kuh los, mit der er zu spielen pflegte. Diese warf den Schwanz hoch, dann stand sie wie steif und ein Zittern überrann ihren Körper, sie wich vor dem Kläffen des Hundes nicht wie sonst. Lentin tat einen Seufzer. Er stand barfuß, in Hose und Hemd. Die Aermel des letzteren waren aufgestreift und ließen den kräftigen, aber hageren Arm frei. Die Arme lagen auf den Hagstangen und hatten fast die Farbe des graubraunen Holzes, so sehr waren sie wie dieses am Wetter gewesen.

„Was ist mit eurer Kuh?" fragte eine Stimme hinter dem Buben. Er wandte sich rasch. „Sie frißt nicht," gab er Bescheid, „es muß ihr etwas angekommen sein."

„Ruf den Vater! Wenn ihr nicht zu ihr schaut, steht sie euch um." Der Bauer, der das sagte, trat an den Hag und betrachtete das Tier, das sich nicht mehr von der Stelle bewegte. Er trug gelbbraune Hose und Weste und ein rauhes, am Halse offenes Hemd. Sein Kopf war bloß, das rotblonde, grobe Haar war naß, und das blühende, grobzügige Gesicht trug noch überall die Spuren kalten Wassers; Hagen,

der Rütihofbauer, kam just vom Brunnen, unter dessen Röhre er jeden Morgen mit Kopf und Oberleib sich legte. In seinem borstigen, starken, rötlichen Schnurrbart hing es noch wie Tau in Gräsern. Er hatte eine kurz angebundene, rauhe Art, riß jetzt die Stangen am Zauneingang los und trat in die Matte. „Nun, ruf den Vater!“ wiederholte er und wandte sich nach Lentin um, der noch immer wie sinnend dastand.

„Der Vater — er ist im Bett — er ist krank,“ stotterte dieser wie erwachend.

„Was fehlt ihm?“ fragte der Bauer. Kranksein ist keine gewöhnliche Sache bei dem Bauernvolk; viele legen sich erst, wenn es zum Sterben geht.

„Was ihm fehlt, weiß ich nicht,“ antwortete Lentin. „Er hat es schon lang gespürt, ein Stechen in der Seite, ein Beengtsein. Sagen kann er nicht, wie es gekommen ist und was es ist. Nur aufstehen kann er nicht heute morgen. Es hat ihn gleich auf das Bett zurückgeworfen, als er hat aufstehen wollen.“

Hagen wartete das Ende der Erklärung nicht ab; er trat mit raschen Schritten an die Kuh heran, ergriff sie am Glockenband und zog sie dem Mattenausgang zu. Das Tier widerstrebte, aber die Kraft des mittelgroßen, breitschultrigen Mannes war so groß, daß es sich fügen mußte. Im Galopp führte er die Kuh zum Stalle. „So müssen wir ihr helfen, wenn der Vater im Bett liegt,“ stieß er im Laufen heraus. Da kam auch Leben in den Lentin, er lieh dem Helfer Hand, als dieser im Stall die Kuh mit

Tüchern zu reiben begann und ihr einen Trank eingoß, nach welchem er den Buben geschickt hatte. Hagen arbeitete, daß ihm der Schweiß herunterrann. „Hilft's, so hilft's," sagte er ein paarmal vor sich hin. Als er fertig war, stellte Lentin sich vor ihn hin, hatte ein Leuchten in den hellen, blauen Augen und sagte: „Ein Guter seid Ihr jetzt doch beim Eid, Ihr."

„Bah," lachte Hagen, „einer muß dem andern helfen." Dann fuhr er fort: „die Kuh läßeßt jetzt stehen und hungern. Sag dem Vater, was wir ihr getan haben. Es wird wohl recht sein." Damit wollte er gehen. Aber Lentin hielt ihn am Arme: „Könnte wohl," bat er, „die Mutter Toneli dem Vater nicht etwas geben, was ihm gut täte?"

„Ja, sie kann ja einmal nach ihm sehen kommen," beschied ihn der Bauer und ging. Lentin trat ins Haus zurück. Dort lief er nach der Stube, wo der Vater lag und gab Bericht: „Das Bräunli, die Kuh, ist krank geworden über Nacht, hat sich überfressen oder so etwas. Der Nachbar Hagen hat sie in die Hände genommen, sie wird wieder gesund werden, meint er."

„Der Nachbar Hagen?" Theiler fuhr von seinem Kissen auf, und die Augen standen ihm weit und groß und starr im Kopf, als hätte er eine Unglücksbotschaft zu hören bekommen.

Lentin schaute ihn verwundert an. Da war es, als schüttle jener einen Traum von sich ab, und er fragte mit ruhiger Stimme, in der nur noch ein kaum merkliches Zittern war: „Wie kommt denn der Hagen dazu?"

„Er hat sie halt gesehen, die Kuh, auf der Matte," erklärte Lentin. „Er ist doch ein Guter, der Hagen," fügte er hinzu.

„Ja, ja," sagte Theiler, und es kam fast wie ein unterdrücktes Stöhnen aus seinem Innersten herauf.

Lentin trat an das Bett. Der Sechzehnjährige war noch zu leichtlebig, als daß er über das sonderbare Wesen des Vaters nachgegrübelt hätte. Kranke werden so sein, fuhr es ihm durch den Kopf. „Wollet Ihr jetzt etwas nehmen, Vater?" fragte er.

Theiler schüttelte den Kopf. „Geh jetzt, mach deine Sache!" gebot er dem Buben. „Nachmittags will ich aufstehen, wenn ich kann."

Lentin ging zur Tür, da rief ihn der Kranke noch einmal zurück und zog ihn an der Hand ans Bett, näher und näher, als müßte er ihm ein Geheimnis sagen. Dann aber sprach er ihm nur mit einer sonderbar gebrochenen Stimme zu, daß er recht arbeiten möge. Und ihn auf die Hand tätschelnd, sagte er: „Und nimm etwas — rechtes zu essen, Bub, hast gehört." In der einfachen, fürsorglichen Rede war ein eigentümlicher Ton, so wie einer spricht, dem es bitterböse geht und der einem andern viel Gutes wünscht. Lentin hörte nur den wirklichen Wortsinn heraus, lachte und sagte: „Verhungern werde ich schon nicht, Vater." Dann machte er sich los und schritt rasch zur Tür. Zur Arbeit mußte ihn keiner treiben. Vor dem Hinausgehen drehte er dem Kranken noch einmal das hagere, offene Gesicht zu. „Machet, daß Ihr bald wieder aufstehen könnt, Vater," sagte er fröhlich. Wenn der Lentin

lachte, leuchtete sein Gesicht wie von einer inneren Sonne, und der schmale Mund, zwischen dessen Lippen die schönen Zähne blinkten, hatte einen Zug, der einem lieb wurde; er glich dann dem Vater aufs Haar.

Lentin verschwand. Theiler saß aufrecht in seinem Bett und sah die Türe an, die sich hinter seinem Buben zugetan hatte.

So saß er eine ganze Weile, wie mit wachen Augen entschlafen. „Ich und die Kuh in einer Nacht," murmelte er vor sich hin. Er hatte die Gewohnheit, in sich hinein zu sprechen. „Wie geschwind das manchmal geht, das Krankwerden," ließ er gleich darauf einen neuen Gedanken laut werden, der ihm durch den Kopf gegangen war. Nach einiger Zeit legte er sich nieder. Sein Bett stand an einer leeren, schmucklosen Holzwand. Die ganze Kammer war ärmlich eingerichtet, enthielt nur das Nötigste — Bett, Stühle und Ofen. Das Waschbecken, das nur noch ein Scherben war, stand auf einem Stuhl am Bett. Durch zwei Fenster lugte der Tag herein. Die Sonne schien; zwei breite, staubdurchtanzte Bänder waren von der Scheibe auf den sauberen tannenen Fußboden gespannt. Theiler lag mit dem Gesicht der Helle zugewendet und staunte minutenlang in das Sinken und Steigen der goldenen Staubstraße. Hinter seiner schmalen, hohen Stirn schafften die Gedanken immerfort; vielleicht sah er kaum, was seine Augen anschauten. Plötzlich drehte er sich zur Wand; eine Blutwelle war ihm zu Kopfe gestiegen. Dann nach einer Weile wandte er sich abermals herum und nur, um neuerdings sich nach der Wand

zu drehen. So wendete er sich ruhelos hin und her; manchmal fuhr seine braune Hand in das dichte Haar, und diese Bewegung war wie in großer Hilflosigkeit und Zerstreutheit getan.

Am Spätvormittag kamen Tritte durch den Hausflur, die nicht die des Lentin waren. Kurz nachher trat eine alte Frau in Theilers Kammer mit wundersam weichem, vollem weißem Haupthaar, das sie in einer schwarzen Haube trug. Sie hatte ein helles, städtisch zugeschnittenes Gewand an, das aber die Spuren ländlicher Arbeit trug. Die Aermel waren etwas zurückgekrempelt und es schauten zwei dürre, braune Arme daraus hervor, deren Hände lange, schmale Finger hatten. Diese Finger waren von Gicht oder Gewohnheit so gebogen, daß sie Krallen glichen, die immer bereit sind, sich um einen Raub zu schließen. Die Frau hatte ein blasses Runzelgesicht mit feinen Zügen, Frau Toneli Elbener mochte einmal ein hübsches Mädchen gewesen sein; nur hatte die Sechzigjährige unter den weißen, dichten Brauenbüscheln keine Augen. Hinter undenklich schmalen Oeffnungen lauerte der Blick, die Pupille war nicht sichtbar. Zumeist drückte die Alte auch noch das linke Auge völlig zu, so daß das rechte aus seinem Versteck alle Seharbeit zu tun hatte, sie aber wohl weidlich tat, denn die Mutter der zweiten Rütihofbäuerin galt für eine Scharfsichtige, der im Haus und draußen nichts, insbesondere nicht der Splitter im Auge des Nächsten entging.

Die Mutter Toneli kam durch die Tür gefahren, ohne anzuklopfen, ohne Federlesens. Sie rieb die

Hände ineinander, als sie drinnen stand, und machte eine komische Bewegung, die fast wie ein Knicks nach dem Bette Theilers hin aussah. Dann brach aus zahnarmem Mund ein großer Schwall sehr süßer, sehr freundlicher, sehr mitleidiger Worte über den kranken Mann. Also krank sei er und schon den ganzen Morgen im Bett. Erst eben jetzt habe der Hagen, der vergeßliche, ihr davon gesagt, ansonsten sie längst herübergekommen wäre. Und am Herzen fehle es ihm, an der Seite — Stechen habe er. Ja, da habe sie ein Pflaster mitgebracht, das Wunder tun werde. Dann kramte sie aus tiefer Rocktasche ein Papier hervor und kramte gleichzeitig aus einem Schatz von Erinnerungen eine Unzahl Mären heraus, wie das Pflaster dem Hans und der Grete, dem Sepp und der Trine geholfen habe. Dazwischenhinein fand sie Zeit, den Theiler nach einer Kerze zu fragen, holte diese aus einem Schrank in der Stube, zündete sie an und hielt ihr Wundermittel darüber. Theiler saß aufrecht in seinem Bett, seine Augen waren weit aufgerissen, und der Mund stand ihm offen, als wie vor Staunen über so viel Redegewandtheit. Es hätte einer über den erstaunten Mann lachen können, wenn nicht in seinem Blick ein so trübes Licht geschienen hätte. Und der Schweiß lief dem Bauern aus allen Poren.

„So,“ sagte die Mutter Toneli, indem sie ihr Pflaster dem Manne kunstgerecht anklebte, „Ihr werdet sehen, bis morgen ist Euch besser.“ Dann sah sie sich in der Stube um; das Zusammenziehen der Brauen verriet, wie sie scharf ausblickte, als dürfte ihr kein Winkel entgehen. „Es wäre ja jetzt

doch auch zu schrecklich, wenn Ihr sterben müßtet, Nachbar," begann sie plötzlich wieder, „und der Bub allein auf der Wirtschaft zurückbliebe. Er könnte ja nicht allein hausen, der . . ."

Sie stockte. Theiler lag in den Kissen. Er schien erschöpft und blickte zur Decke mit einem Ausdruck verhaltener Pein.

„Am Abend will ich noch einmal zu Euch kommen," versicherte die Mutter Toneli. Ein Sprühfeuer von Freundlichkeitsblitzen zuckte über ihr Gesicht, dann sagte sie ihm Ade, wünschte „gute Besserung" und ging der Türe zu. Auf der Schwelle drehte sie sich um, bekreuzte sich und hob ein lautes Beten an. Es mochten wohl zehn Vaterunser sein, die sie mit einer beängstigenden Schnelligkeit abbetete, während ihre Augen zufielen und ihr Gesicht vor Andacht lang und schmal geworden war. Endlich war sie zu Ende und ging, und als die Tür sich hinter ihr schloß, fuhr Theiler von seinem Bett auf wie ein Besessener, mit den Beinen fuhr er zu Boden und saß auf dem Bettrand, dann krampfte er die Hände zusammen, als ob er beten wollte, aber er kam nicht über ein „Herrgott" hinaus und stöhnte dazwischen in sich hinein: „Gutes tun sie mir jetzt hinten und vorn, Gutes."

So saß er, bis er seinen Buben durch den Flur kommen hörte; da warf er sich ins Bett zurück und wickelte sich ein, als ob er friere oder sich fürchte. Aber es geschah nur, um die Stimmen nicht zu hören, die auf ihn einredeten, auf den Joseph Theiler, die bösen Stimmen, die aus ihm selber kamen.

III

Ueber den wackeligen Thursteg war das Gerücht ohne Schaden gewandelt und erzählte zu Büren, daß Joseph Theiler, der Fährbauer, der rechtschaffene und beliebte Mann, im Sterben liege. Einen Vormittag lang ging im Dorf Theilers Name von Lippe zu Lippe und tönte ein Echo lange und lange hin: „Es wäre doch schade um den wackeren alten Menschen, wenn er schon sterben müßte.“ Es ließ sich auch nicht ein einziger hören, der dem Fährbauer nicht noch das Leben gegönnt hätte. Wer dem Theiler etwas näher bekannt war, ging nach der Thurwinkelhütte und stattete dem Schwerdaniederliegenden einen Besuch ab. Der Pfarrherr war nach Pflicht und Schuldigkeit einer der ersten, die den Theiler aufsuchten, und er kam nicht nur einmal, er kam täglich, und am vierten Tage, an dem ihm der Kranke nicht gefiel, fügte er zum Morgenbesuch noch einen zweiten des Abends. Bei diesem letzten trug er Ornat, und der Sigrist ging neben ihm mit der Sterbeglocke und dem Rauchfaß. Der weißköpfige Priester kam von diesem Gang mit einem ernsten und nachdenklichen Gesicht zurück und ließ, vielleicht aus den Gefühlen heraus, die ihm just zu schaffen machten, im Kirchenrat, mit dem er eine Stunde später zusammensaß, die Rede laut werden, es sei ein eigentümliches Ding um das Sterben der Menschen. Der Dudli, der Zuchthäusler, der vor acht Tagen gestorben sei, habe sich gelegt zu friedlichem Schlafe, so ruhig und froh, als wäre er schon auf Erden ein Engel gewesen, und der Theiler, der brave

Mann, der einer der geradesten und im Leben zufriedensten Menschen gewesen sei, wälze sich auf seinem letzten Lager wie in großer Gewissensnot und habe alle jene Ruhe verloren, die in gesunden Tagen an ihm gewesen sei.

Zur Stunde selbst, als der Pfarrherr diesen Ausspruch tat, saß Lentin an des Vaters Bett und konnte nicht weg von ihm, obwohl der Hund vor der Haustür winselnd Einlaß heischte und die Kuh im Stall muhte und gemolken zu werden verlangte. Melkenszeit war längst vorbei. Die Dämmerung kam in die Stube geschlichen, sie hing Schleier um Schleier über die Fenster, licht und grau die ersten, dann solche von immer dichteren Geweben und dunklerem Stoff. Ein Gewitterwind ging um das Haus, unfreundlich und stoßweise. Man konnte die Uferbüsche der Thur rauschen hören, wenn er sich zwischen sie warf, und der Obstbaum, der in der Matte Theilers nahe der Schlafkammerfenster stand, bog sich tief und schlug mit einem Ast an die Scheiben. Es war jedesmal, als streife eine Gestalt draußen vorüber, deren Mantel an die Gläser schlug.

Theiler lag mit zur Wand gedrehtem Gesicht, als ob er schlafe. Das volle, weiße Haar hob sich schön von dem blaubedruckten Kissen ab, einmal fuhr er sich mit der Hand hinein und riß darin; es war eine wilde Gebärde und zeigte dem Lentin, daß der Vater nicht schlief. Dennoch versuchte der Bub, sich zu erheben; die Stimme der Kuh schnitt ihm ins Herz. Aber Theiler stieß ein heftiges: „Da bleibst, Bub. Gelt, du bleibst? — Du?“

heraus. Da setzte er sich wieder. Und plötzlich richtete der Vater sich auf, ruhig und fest wie ein Gesunder, und sagte: „Jetzt will ich es dir erzählen.“

Lentin bog sich auf seinem Stuhl um ein weniges zurück; die Art des Vaters erschreckte ihn. Dann, als er sah, daß jener bei vollem Verstande war, wurde er ruhig, hielt die hellblauen Augen voll einer ernsten Neugier auf des Vaters Gesicht gerichtet und legte die Hände auf die Knie. Sie waren ein seltsames Bild, wie sie einander gegenüber saßen, Theiler in dunkelm, an der Brust offenstehendem Hemde, hager und gelbbleich, der Bub in Hose und Weste, barfuß, mit altklugem Gesicht. Die große Aehnlichkeit zwischen beiden trat sprechend hervor, ihre scharfen Züge, die beiden eigne starke, mit geradem Bug vorspringende Nase waren so gleich, daß der Junge wie der Schatten des Alten war.

Die Dunkelheit kam über sie, und Theiler begann: „Gelt, es sind viele Leute hier gewesen heute?“ Lentin nickte, und Theiler fuhr fort: „Sie sehen mich für einen rechten Mann an im Dorf, sie meinen es gut mit mir — ja, ja, sie haben mich immer für einen braven Mann angesehen.“

„Seid Ihr es etwa nicht, Vater?“ sagte Lentin mit leisem Lachen, dennoch tat ihm das ungewohnte Wort weh, und es fiel ihm dabei ein, daß der Vater nicht mehr lange brav sein möchte; setzte doch der Tod auch der Bravheit ein Ende.

Theiler war mit einer Bewegung dem Buben in die Rede gefallen. „Red nicht, red nicht,“ stieß er hervor, „es ist nicht jeder, was er scheint.“ Dann

seufzte er tief und sah den Buben mit einem angst-vollen Blick an, als wäre der sein Herr oder sein Richter. „Dem Pfarrer habe ich es nicht sagen können,“ hob er plötzlich wieder an. „Dir will ich es sagen. Ich — muß dir ein böses Erbe geben, Bub, aber du mußt es annehmen; ich kann es nicht mit mir fortnehmen, es erwürgte mich noch, bevor es sonst zu Ende ginge. Du mußt helfen gutmachen, Bub. Wenn ich in der ewigen Strafe bin, mußt du für mich gutmachen; eine Schuld mußt erben, Bub, und mußt sie für mich abzahlen.“

Er hielt wieder inne, Lentin saß jetzt bleich und verschüchtert da; er wußte sich nicht zu helfen in dem, was über ihn kam. Theiler aber langte mit der dürren Hand nach ihm und zog ihn ans Bett, bis er auf dem Rand sich niederließ, und die Hand des Buben mit seinen Fingern umspannend, erzählte er ihm: „Ich bin nicht immer im Thurwinkel gewesen. Der Winkel ist winzig im Vergleich zur großen Welt, und es hat mich gelüstet, mehr als den winzigen Winkel zu sehen. Gesehen habe ich auch viel und viel, aber als ich heimgekommen bin, wäre ich froh gewesen, ich wäre nie fortgekommen. Dem Vogel, der im Käfig zur Welt gekommen ist, ist der Käfig ein gutes Haus. Fliegt er aber einmal aus und wird wieder eingefangen und in den Käfig zurückgesteckt, so läßt er den Kopf hängen und vergißt das Singen, stirbt am Ende gar an heimlicher Unzufriedenheit. Die Unzufriedenheit ist eine böse Krankheit, die böseste, soweit ich weiß. Sie wächst an allen Straßenecken in der großen Welt. Geht so ein genügsamer Bauer aus, die

Welt anzustaunen, so ist die Krankheit schon an ihm, ehe er's recht denkt. Also, krank an der Unzufriedenheit bin ich heimgekommen. Und je mehr ich daheimsaß, wurmte mich etwas, wurmte mich ganz besonders eines, daß — daß es andre Leute gab, die mehr und besser hatten als ich. Eine böse Krankheit ist es; sie frißt und frißt sich in einen herein, und alles Gesunde und Gute, Rechtschaffenheit und Geradheit gehen zugrunde dabei wie Saat unter dem Unkraut. Ich bin ein unleidiger Bursche gewesen damals, und mein Vater hat nicht immer leichte Zeit gehabt mit mir. Vielleicht hat es auch mit an seinem Grab gegraben, daß ich mich nicht mehr in die Heimat finden und schicken konnte. Aber ich lernte nicht mehr, mich hineinzufinden. Auch nicht, als deine Mutter zu mir ins Haus kam, der Vater tot und ich eigner Herr in der Thurwinkelhütte war. Eine Weile ist es freilich besser gegangen, aber als du kamst und alles gar so schmal im Hause war, kam die alte Krankheit von neuem und schlimmer wieder. Da arbeitete ich eines Tages am Sand im Thurbett, eine gute Strecke unterhalb hier, und als ich einmal ins grüne Wasser schaue, wie es so bedachtsam dahinfließt, kommt etwas dahergeschwommen, das wie ein Brief aussieht. Einer, der weniger glückshungrig gewesen wäre als ich, hätte vielleicht den Fetzen vorbeischwimmen lassen; ich aber hatte schon immer darauf gewartet, daß mir von irgendwoher einmal gebratene Tauben ins Maul fliegen möchten, und war auf den Briefumschlag neugierig. Und da kam das Ding daher, nahe meinem Standort, nicht einmal groß zu mühen

brauchte ich mich, einen Schuh voll Wasser zog ich heraus, aber das Papier hatte ich auch; und da fühlte ich gleich, daß es schwer war und daß es nicht leer sein konnte. Ein gelber Umschlag war es und trug keine Aufschrift, nur der Stempel der Stadtbank war darauf. Als ich den sah, durchfuhr es mich heiß: Wenn Geld in dem nassen Fetzen wäre! Ich getraute mich nicht, es aufzureißen, die Stelle, wo ich stand, war mir zu offen; ich sah mich um wie ein Dieb, ob niemand mich gesehen haben könnte, denn — denn — das mag mich wohl gleich gepackt haben: hergeben wollte ich nimmer, was ich jetzt in der Hand hielt.

„Oeffnen konnte ich das Ding doch nicht; arbeiten mochte ich aber auch nicht mehr und machte mich auf den Heimweg. Da fiel mir ein, deine Mutter könnte mich fragen, warum ich vorzeit von der Arbeit weggehe. Und ich kehrte wieder um und fing an, mühselig die Zeit mit Schaufeln totzuschlagen. In der Tasche der nasse Brief brannte mich wie Kohlen. Und dann konnte ich mich nicht halten. In der Tasche habe ich ihn aufgerissen und hineingeschaut: Banknoten waren es, Banknoten, ein ganzes Päckchen. Abend ist es endlich auch geworden, und ich bin heimgegangen, langsam, die Pfeife im Mund, gerade wie sonst, daß nur ja und ja keiner etwas Außergewöhnliches an mir sehe. Siehst, Bub, da war der Teufel Herr über mich: Behalten wollte ich das Geld, behalten auf jeden Fall. Als ich an unsre Hütte komme, ist vor dem Thurrütihof ein großes Geschrei: der Hagen — er ist immer ein gutmütiger, aber jähzorniger Mensch gewesen — tobt

wie ein Rasender, seine Frau, nicht die er jetzt hat, die andre, die erste, eine blasse, ordentliche, stille, steht zwischen Magd und Knecht und flennt. Und just als ich an unsre Tür komme, schlägt der Hagen, der Wüterich, ihr die schwere Faust ein-, zweimal in den Rücken. Zwischen Magd und Knecht! ‚Dich muß man schicken, dich!' brüllt er, ‚wenn etwas ausgerichtet sein soll, muß einer eine Närrin schicken wie dich.'

„Ich blieb stehen und schaute hinüber, das Herz stand mir still, und ich schwitzte wie nach einer schweren Arbeit. Irgendwie war mir, ich sei an den Schlägen mit schuld. Da kam auch schon deine Mutter aus dem Hause, trat zu mir und sagte: ‚Wie der lärmt, der Hagen! Was zu viel ist, ist zu viel! Ein Unglück kann am Ende jedem geschehen.'

„‚Was ist denn?' fragte ich, vielleicht war ich bleich statt rot jetzt, mich fror, und immer ging es mir durch den Kopf: Die Rütihofbäuerin hat das Geld verloren.

„‚Die Frau hat in die Stadt müssen, Geld holen,' erzählte deine Mutter. Mir war, als ob ich selber es mir erzähle. ‚Der Hagen muß einen Schuldbrief von seinem Haus ablösen,'" fuhr sie fort. ‚Den Sack mit dem Silbergeld hat sie glücklich heimgebracht, einen Brief voll Banknoten hat sie unterwegs verloren.'

„‚Wo denn?' frage ich. Und die Mutter gibt wieder Bescheid: ‚Wo, das kann sie selber nicht sagen, die Frau. Der Weg von der Stadt ist weit genug, wer kann die drei Stunden weit nachsuchen gehen? Auf dem Weg würde es doch nicht mehr

liegen. Nur alleweil ist ihr, sagt die Frau, als müßte ihr der Brief auf dem Thursteg aus dem Korbe geglitten sein.' Sie hat einen Mißtritt getan, und der Steg, der wacklige, schlechte, ist ins Schwanken gekommen, so ins Schwanken, daß der Frau schwarz vor den Augen geworden ist. In die Thur könnte ihr das Geld gefallen sein, meint sie jetzt. Die Rütihofkinder suchen schon unten, seit ihr das vorhin eingefallen ist.'

„So erzählte deine Mutter neben mir. Gehört habe ich's; denn ich weiß es heute noch. Die Gedanken aber sind geflogen wie Blitze, haben gehastet wie einer, dem es ans Leben geht. So in der Hast haben sie herausgetiftelt, was ich mit dem Gelde anfangen soll."

Der Lentin hatte sich in den Stuhl zurückgelehnt, als dränge ihn etwas von dem Vater hinweg. Seine Augen waren aufgerissen und seine Lippen zitterten. Theiler sah ihn an und krampfte die Hände ins Leintuch. Er fühlte keine Schmerzen mehr. Es drückte ihm etwas das Herz zusammen, und das tat weher als alle leiblichen Schmerzen. Es war die Scham vor seinem Buben. „Bub," stammelte er, „Bub!" Es klang, als bettelte er, dann kam ein Gurgeln aus seinem Munde, als müßte er ersticken, und dann bezwang er sich und fuhr dennoch weiter; „Hüte dich vor der Sünde, Bub, hüte dich! Wenn sie dich hält, läßt sie dich nicht mehr auskommen. Mich hat sie fest gehabt. Wenn es ums Leben gegangen wäre, hätte ich das Geld nicht mehr hergegeben. Damit es keiner finde, band ich es mir, in ein Stück Leinwand eingenäht, auf den Leib, und stand tausend

Aengste aus, daß ich es verlieren könnte. Währenddessen suchten und suchten die vom Rütihof. Keiner brachte der Frau ihr Geld wieder. An dem Hagen kam eine schlimme Seite an den Tag. Er begann zu zeigen, daß er ein roher und gewalttätiger Mensch war. Seine Frau büßte Tag für Tag mit Prügeln die Banknoten ab. Eines Morgens, eine Woche nach dem Tage, an dem sie das Geld verloren hatte, fanden sie sie in einem Tiefwasserloch in der Thur. ‚Ich will die böse Schuld abwaschen,' hatte sie dem Hagen auf einen Zettel geschrieben. Dem Hagen ist der Verlust nah gegangen, der Verlust des Geldes noch näher. Er hätte ihn beinahe in den Konkurs gebracht. Heute hat er es überwunden, hat eine andre Frau, aber mit dem Geld will es auch bei ihm nicht recht weiter! Vielleicht — hätte er damals die Noten gehabt — wäre er jetzt ein hablicher Mann!"

Theiler hielt inne und schnaufte. Der Wind wuchs draußen. Sturmähnlich fuhr er um die Hütte; es war der Wind, der das schlimme Wetter bringt.

„Siehst, Bub," begann da der Kranke wieder. Seine Stimme war aber plötzlich ganz ruhig, fast müde: „Siehst, so ist dein Vater, den sie für weiß Gott was ansehen, ein Schuft gewesen! — Mir hat das Geld keinen Segen gebracht; wie es gefunden worden ist, ist es wieder verloren gegangen! Fast vom Tage an hat deine Mutter zu fränkeln angefangen; eine böse Krankheit hat an ihr gefressen, und — ich habe sie nicht sterben lassen wollen. Den Doktor habe ich kommen lassen, und der eine Doktor

hat einen andern gerufen. Zum Tagelohn habe ich auch nicht mehr aus können, so ist das Häuflein Geld auch mit den Wochen und Monaten unmerklich gegangen; der letzte Rest hat deiner Mutter noch Grab und Kreuz bezahlt. Weil es so unmerklich vergangen ist, hat auch niemand geahnt, daß der Fährbauer mehr Geld als gewöhnlich und recht im Haus gehabt hat. Sie haben es mir nur zur Ehre angerechnet, daß ich mir über die schwere Zeit so ehrlich durchgeholfen hätte. Sie haben mir immer alles zum Guten ausgelegt und zum Guten gerechnet. — Aber jetzt —"

Langsam glomm in Theilers Augen ein wildes Feuer auf. Es brach hervor wie wachsende Lohe. Dann stand er plötzlich aus dem Bette auf und klammerte sich an den Rand. Sein weißes Haar war wirr, auf seine fahlen Wangen traten zwei rote Flecken. „Bub!" brach er in keuchenden Worten los, „Bub, jetzt weiß ich erst recht, was ich auf mir habe. Immer — immer — viele Jahre lang ist mir die Schuld wie ein Stein im Herzen gelegen. Vor jedem Unrecht habe ich mich gehütet. Jedem Menschen habe ich getan, was ich habe tun können! Frag den Hagen, ich bin ihm ein diensteifriger Nachbar gewesen. Aber jetzt — weiß ich, daß ich mehr hätte tun sollen! — Es geht zu Ende, Bub. Ja! Und ich will keinen Doktor, hörst du, ich will keinen! Ich will es annehmen, wie mich Gott straft, und kein Mensch soll eine Hand für mich rühren. Aber — an dem Hagen und seinen Kindern habe ich nichts getan, nichts, zu wenig. Dem hätte ich meiner Lebtag mit Leib und Seele gehört! Für den hätte

ich schaffen sollen, dem gehörte die — die Thurhütte, dem — und jetzt kann ich nicht mehr — und — du, Lentin, du Bub! Wenn ich gestorben bin, geh zu ihm, er — er soll dich aufnehmen als Knecht — du mußt für ihn schaffen, für ihn hausen, meine Schuld abzuzahlen, hörst, Bub, du — mußt —"

Der verzweifelnde Mann sank auf die Knie. Vielleicht hatte die Schwäche ihn niedergeworfen. Auf Händen und Füßen kroch er an den Buben heran. „Hörst du, Bub! Zu dem Hagen mußt dich verdingen!" stammelte er, und es klang wie das Lallen eines Irrsinnigen oder Fieberkranken. Auch die Augen leuchteten in einem irren Licht. Lentin war bleich wie die Kalkwand. Er stand mit schlaff herabhängenden Armen und sah auf den Vater, aber seine Gedanken waren wirr, und er vermochte nicht Bescheid zu geben. Da brach ein Ton in die Stille der Stube, der das Heulen des Windes übertönte und fürchterlich war, laut, dumpf und doch durchdringend, markerschütternd, der Schmerzensschrei eines Tieres. Eine Stille folgte dem Laut. Der Kranke am Boden wie Lentin hatten gelauscht. Nun fuhr der Bub jäh auf. „Das Bräunli, die Kuh!" schrie er und stürmte aus der Tür. In unglaublich kurzer Zeit war er wieder da. „Sie ist tot, am Boden liegt sie im Stall, die Zunge hängt ihr heraus," berichtete er mit unterdrückter Stimme; die Worte wollten nicht aus der angstverschnürten Kehle heraus. Theiler lag am Boden, als wäre er gestorben, er hatte die Kraft nicht mehr gehabt, sich zu erheben. Lentin sah es erst, als auf seine Worte keine Antwort kam, so verstört war er hereingekommen.

Da faßte ihn ein mächtiges Mitleid, ein Schluchzen sprengte ihm die geschlossenen Lippen, er warf die Arme weit und eilte auf den Daliegenden zu. Stark, wie er war, hob er den Vater auf, der willen- und kraftlos war wie ein Kind, und legte ihn aufs Bett. Ein Seufzer bewies ihm, daß jener noch lebte, aber er sprach nicht mehr, sah nur ihn, den Lentin, mit großen und angstvollen Augen an. Den Lentin schüttelte unsägliche Qual. Er wußte sich nicht zu helfen, so grenzenlos war das Elendsgefühl, das ihn bedrängte. Da fiel ihm ein, daß der Pfarrherr an des Vaters Bett gebetet hatte; und er kniete nebenhin und betete: „Vater unser!" Wenn er zu Ende war, fing er von vorne an. Der Kranke sah ihn an, und sein Gesicht wurde ruhiger, es ging etwas um seinen Mund, das wie ein schwaches, dankbares Lächeln war.

Es war dunkel um die beiden. Das Gemurmel des Lentin ging zuweilen in den Windstößen unter, die an die Fensterscheiben fuhren, als gälte es, diese zum Bersten zu bringen. Dann wurde es taghell und wieder schwarz und dunkel. Ein Rollen ging in der Ferne. Dann zuckte eine rote Flamme so dicht vor den Scheiben, als schlüge der Blitz ins Haus, und der Donner rollte dumpfer und mächtiger und näher. Und dann kam wieder das Brausen der Winde. „Vater unser," betete Lentin.

IV

Die grauen schweren Nebel strichen über Büren dahin. Sie kamen wie faule, graue Riesen über die Thurburg hergezogen, schleppten mit den Säumen am Boden und blieben an Matten und Bäumen damit hängen, rissen sich an Dornbüschen zu Fetzen und standen über der trübe fließenden Thur, als kämen sie nicht über das Wasser. Der Tag hatte die Augen müde aufgetan. Es war, als könnte und könnte es nicht hell werden; wenn der wolkige Tag aufblickt, ist es, als öffne ein steinalter Mann die Lider, schwere, mit langen grauen Wimpern, die er unendlich mühsam aufreißt. Die dunkelgrünen Wiesen trieften, die Lehmwege waren weich und gelb, Lachen liefen über ihnen zusammen, die Kröten schwelgten in den Pfützen; außer ihnen brachte nichts Leben in die weite Mattenebene. Der Regen fiel unablässig, unablässig seit Mitternacht. Er rauschte auf den Schindeln der Thurwinkelhütte, in den Wildreben, die auf der Flußseite sich um die Fenster schlangen, und in den Bäumen neben dem Hause. Was Wunder, daß der graue Tag wieder einzuschlafen drohte, die eintönige Musik der fallenden Tropfen machte auch den Lentin auf seinem Stuhle nicken, den er an des Vaters Bett innehatte. Eine durchwachte Nacht war dem Buben eine fremde Sache; und er war in dieser Nacht nicht aus den Kleidern gekommen. Auch fallen Augen, die viel geweint haben, gerne zu, und Lentin hatte stundenlang geflennt, bis in den grauen Tag hinein und seit der Vater gestorben war. Theiler lag auf seinem

Bett, zugedeckt, ruhig, beide Arme auf die Decke gebreitet, im Gesicht einen Zug befriedigter Sehnsucht. Vor Mitternacht hatte er sich in diese Stellung geworfen. „So," hatte er gesagt, dieses einzige kurze Wort. „So nimm mich," hätte es vielleicht heißen sollen, und es mochte ihm gewesen sein, als lege er sich seinem Heiland in die Arme. So war er gestorben. Dann hatte Lentin geweint. Nicht nur um den Vater, um — er hätte kaum sagen können, um wie viel. Es war ihm nur, als könnte er bis an seines Lebens Ende nicht ausschreien und ausweinen, was ihm auf dem Herzen lag, so schwer drückte es ihn. Und nun nickte er. Auf die Brust fiel der Kopf und schreckte wieder auf; die Augen öffneten sich und fielen wieder zu; der Schlaf bekam ihn sacht in seine Gewalt. Da drang durch den Regen ein Läuten von Büren herüber. Klagend, langsam und unregelmäßig kam es daher, als blieben die einzelnen Klänge unterwegs hängen, als müßten sie auf müden Füßen den Weg über regennassen Boden tun. Lentin schrak auf. ‚Sie läuten dem Vater ins End',' war sein erster Gedanke; dann fiel ihm ein, daß noch niemand wußte, daß der Vater gestorben war, und er legte sich's zurecht, daß sie in Büren zur Frühmesse läuteten. Einen Augenblick saß er und starrte vor sich nieder; er hatte ein Gefühl, daß ihn nichts kümmerte, nichts mehr anging, daß ihm alles gleich war, so gleich, als ginge es nicht ihn, sondern den fremdesten Menschen an. Warum sollte er da nicht schlafen? Aber dann stach ihn etwas. Er hatte nie Ruhe, der Lentin, wenn er nicht seine Pflicht

getan hatte; und auf einmal fiel ihm ein, daß er des Vaters Tod dem Pfarrherrn anzeigen müsse. Als er aufstand, bereit, sich auf den Weg zu machen, erinnerte er sich einer Menge Pflichten, die ein Sterbefall den Zurückbleibenden auferlegt; er hatte in dergleichen Dinge öfter hineingesehen. Er rieb sich die Augen, dann ging er hinaus und hielt den Kopf unter die Brunnenröhre, das machte ihn ganz wach; nachher war ihm die Stirn kühl und frei, und er wußte, was er zu tun hatte. Zum Thurrütihof lief er zuerst hinüber; aber vor dem Hause stutzte er: denen konnte er jetzt nicht unter die Augen gehen. Aber er sah den Knecht aus dem Stalle treten, sagte ihm den Tod des Vaters an und bat ihn, eines der Kinder im Haus zum Pfarrherrn zu schicken. Und der Knecht war der Neuigkeit froh und versprach mit wichtiger Miene, dem Buben zu Willen sein zu wollen. „Die Kuh ist uns auch draufgegangen," sagte ihm der Lentin im Davongehen.

Nicht lange nachher füllte sich die Thurwinkelhütte. Die Mutter Toneli kam zuerst hereingefahren. Sie fand den Lentin im Begriff, zwei Kerzen an seines Vaters Bett zu stellen. Ehe sie ins Haus trat, hatte sie den Kopf in den Stall gesteckt, um die tote Kuh zu sehen, von der ihr der Knecht erzählt hatte. So eifrig wie in den Stall, kam sie in die Totenstube hereingestoben, zwischen engen Lidern wurden die funkelnden Aeuglein sichtbar; eine seltsame Lüsternheit leuchtete aus dem Blick; man sah, wie es dem Weibe wohltat, aus der stillen Alltäglichkeit gerissen zu sein. Als sie

aber an das Bett des Toten kam, schien eine andre Laune sie zu überkommen; denn sie brach plötzlich in eine Flut von Tränen aus. „So ein Unglück, so ein Unglück!“ jammerte sie. Lentin stand an der Wand und starrte sie an. Er kam sich wie verdrängt vor, aber er wehrte sich nicht gegen die aufdringliche Trauer der Nachbarin. In diesem Augenblick trat eine zweite Frau in die Stube, eine hohe, hagere, die in selten sauberen, sorgfältigen Kleidern ging. Sie hatte braunes Haar, das wider alle Bauernart hoch aufgesteckt war, hatte eine flache, von Löckchen überhangene Stirn, ein kleines weißes Gesicht und eine starke, spitze Nase, über die ein ansehnliches Laubfleckenband gespannt war. „So ein Unglück!“ schluchzte auch sie, der andern zum Echo. Dann sprangen auch ihr die Tränen wie auf Befehl zu den stahlgrauen, scharfen Augen heraus, und dann trat die Rütihofbäuerin neben die Alte, ihre Mutter, zog sie neben sich nieder und kniete mit ihr an das Bett des toten Bauern, dessen ernstes Schweigen neben der Geschwätzigkeit der zwei Klageweiber von einer großen Feierlichkeit war. Die beiden Frauen begannen Gebete zu leiern. Währenddessen füllte sich die Stube unmerklich. Hagen, der Bauer, kam herein und blieb mit gefalteten Händen und einem Ausdruck von Unbeholfenheit in seinem derben Gesicht nahe der Tür stehen. Neben und hinter ihn traten seine Buben, von denen zwei in Lentins Alter, der dritte noch jünger war. Auch die junge Magd vom Rütihof drückte sich herein und lugte zwischen den Männern hindurch auf die Leiche, und dann stahl sich ganz

zuletzt ein Mädchen in die Stube, stand wie der Lentin allein und für sich und schaute mit großen braunen Augen auf das, was vorging. Das Kind — es mochte seine zwölf Jahre zählen — hatte nackte Füße, Beine und Arme und stand in einem kaum bis an die Knie reichenden braunen Rock, der durch ein graues, eng anliegendes Leibchen gehalten wurde. Aus dem letzteren schauten die gelbweißen Linnenärmel des Hemdes und die braunen Arme. Elsi, des Rütihofbauern Jüngste, stand mit vor Erregung bleichem Gesicht in ihrer Ecke, und ihr scheuer Blick suchte über die betenden Weiber hin die Leiche. Dabei tat sie unwillkürlich einen Schritt vor und kam dem Lentin nahe, der bildsäulenhaft nicht von der Stelle wich. Heimliche Angst quälte das Kind, das zum ersten Male einen Toten sah, und unwillkürlich griff es mit der linken Hand nach Lentins rechter. Der Bub schreckte aus seiner Erstarrung auf und sah das Kind an; der Blick desselben traf ihn mit herzlichem Schein, ein Ausdruck lag in dem weißen Gesicht mit den ebenmäßigen Zügen, daß der Lentin darin lesen konnte, was die Elsi vielleicht hätte sagen mögen: „Armer, du!" Dann glitt ihre Hand aus der seinen, und sie trat verschüchtert zurück, weil die Stiefmutter und die Mutter Toneli aufstanden und den Toten zu rüsten begannen, als verstehe es sich von selbst, daß sie das Amt übernahmen. Der Bauer und die Buben trollten sich wieder, auch Elsi und die Magd gingen hinweg. Dem Lentin wurde es unbehaglich bei den Weibern; er strich hinaus und schlich ein paar Stunden ziellos im Hause umher. Als er später

der Stunde in der Sterbestube des Vaters gedachte, konnte er nur an eines sich gern, deutlich und freundlich erinnern, an das Gesicht der Elsi, wie es aus dem weichen braunen, in Ringeln auf die Schultern fallenden Haar ihn angeblickt hatte.

Der Tag verging schneller als sonst. Die Hütte wurde kaum je leer von Menschen, die Mitgefühl oder Neugier hertrieb, an des Fährbauers Bett ein Gebet zu verrichten. Der Pfarrherr kam und sagte zu Lentin schöne und wohlgesetzte Worte, daß er sich seinen toten Vater in allem solle zum Vorbild nehmen; worauf es ihm im Leben nicht fehlen könne. Auch ein paar bunte Kränze und Sträuße, geflochten aus geringen Gartenblumen, wie sie eben jetzt in allen Gärten standen, wurden dem Toten aufs Bett gelegt. Als Lentin in die Kammer trat und die Blumen sah, war ihm, als müßten sie den Vater drücken, wie ihn die unverdiente Freundlichkeit der Leute zu Lebzeiten gedrückt hatte, und er hätte sie weggenommen, wenn er nicht die Fragen der Leute gefürchtet hätte. Als es dunkel wurde, weckte die Stille, die im Hause war, den Bub wie aus einem Traume. Die Erkenntnis dessen, was er seit Stunden gesehen, gehört und erlebt hatte, ging erst jetzt durch seinen wirren Kopf. Es fiel ihm ein, daß er Weiber hatte flennen hören, daß viel gebetet worden und ihm viele mitleidige Reden und Klagen über sein Unglück in die Ohren geklungen hatten. Er sah sich um: von den mitleidigen Leuten war keiner mehr da. Da fiel ihm ein, daß sie, der Pfarrherr voran, versprochen hatten, morgen wiederzukommen, um den Vater zu begraben. Darauf

trat er aus der dunkelnden Stube in die Nebenkammer, die von Leichenduft erfüllt war und wo die zwei Kerzen sich langsam und qualmend zu Ende brannten. Dort setzte er sich ans Fenster und sah in die Regennacht hinaus. Er knöpfte sich Rock und Weste auf, weil ihm eng war, aber es half nichts, es lag wie Gewichte auf seiner Brust. Dann begann er zum ersten Male daran zu denken, wie es nun werden sollte. Und als er das übersann, trat alles das scharf und deutlich ihm wieder vor Augen, was ihm der Vater gebeichtet hatte. In der Wirrnis des geräuschvollen Tages hatte er sich keine klaren Gedanken machen können, jetzt fühlte er, daß er eine große Sache sich überlegen müsse, empfand, daß etwas Wichtiges geschehen sei, das er nicht genug in Gedanken um und um wenden könne. — Der Vater hatte bei dem Hagen, dem Nachbar, eine Schuld, eine große Schuld, und hatte ihn, den Lentin, geheißen, sie abzuzahlen. Ein Leichtsinniger hätte sich eingeredet: „Was schert dich das, was ein andrer schuldig ist!" Der Lentin sah den Hagen, den Nachbar, vor sich, und der rauhe Mann erschien ihm plötzlich bemitleidenswert. Was hatte der für Unglück erleben müssen! Und alles durch die Schuld des — seines Vaters. Der Bub war hochherzig. Zu allem Vornherein mochte er den Hagen wohl leiden, seit er sich so um die Kuh gekümmert hatte. Und plötzlich wuchs nun eine fast übergroße Dankbarkeit gegen ihn in ihm auf! Damit stand auch schon der Entschluß in ihm fest, irgendwie dem Rütihofbauern nahekommen und ihm dienstbar sein zu wollen. Nur wie das zugehen

solle, leuchtete ihm nicht ein. Als Knecht würde er ihn nicht wollen, nicht brauchen; der hatte Buben genug und einen Knecht dazu! Aber — und wenn er, Lentin, nachts für ihn heimlich bauen, mähen, holzen müßte, irgendwie wollte er seine Kraft zu seinen Gunsten brauchen. „Gelt, Vater?" Dieses „Gelt, Vater" war ein Wort gewordener Gedanke. Lentin wandte sich unwillkürlich nach dem Bett um, wo der Tote lag, als ließe sich noch mit dem reden. Dann wäre er beinahe aufgestanden und gleich jetzt nach dem Rütihof hinübergelaufen, um zu sehen, was es dort zu werken gäbe. Aber er besann sich, was noch alles vorher geschehen müsse, und während er bis tief in die Nacht hinein saß und sann, fuhr ihm auf einmal ein Schrecken zu Herzen, als er an die Weiber im Rütihof dachte. Ein Argwohn gegen die zwei Frauen erfüllte ihn; er hatte sie schon immer nicht recht leiden mögen, und der Vater hatte nie besonders wohl von ihnen gesprochen. Bei denen zu arbeiten schien ihm keine leichte Sache. Die Bedenken erstickten aber in dem Bluft guter Vorsätze, die in ihm aufgeschossen waren, und als er sich gegen Mitternacht zu Bett legte, hatte der Lentin einen Lebenszweck, an dem er sich aus dem Wirrsal seiner Bedrängnisse aufrichtete.

Lentin, der Bub, war noch jung, aber zäh. Was er sich am Vorabend ausgesonnen, stand am Morgen klar und deutlich vor seinen Augen, und er begann zu tun, was ihm auf dem Weg zum Ziel recht schien. Er ging hinüber nach dem Rütihof und bat die Mutter Toneli, daß sie ihm helfe, den

Gräbtleuten, die doch am Vormittag kommen wollten, das Totenmahl zu richten. Er, Lentin, hatte keine Anverwandten, sie waren alle nach Amerika oder in den Himmel ausgewandert. Die Mutter Toneli machte ein saures Gesicht, als aber die Bäuerin, ihre Tochter, ein süßes schnitt und, den Buben anlachend, sagte, brav sei es von ihm, daß er an sie denke, wenn er Hilfe brauche, er wisse ja, daß sie immer bereit gewesen, dem Herrgott zu Gefallen zu leben, da verwandelte sich auch die Laune der Alten und wurde lieblich; die Mutter Toneli war in dem Augenblick wie das Wetter draußen, aus regengrauem Himmel brach plötzlich ein bleicher, greller Sonnenstrahl. „Komm nur, Bub, natürlich helfe ich dir," sagte sie schmunzelnd und lief auf der Stelle ihm voran nach der Thurwinkelhütte. Lentin aber stand noch, sah die junge Bäuerin mit seinen hellen Augen gerade an und sagte: „Ich will dann gern bei Euch arbeiten für das, was Ihr jetzt für mich tut, Ihr!"

„Ja, ja," gab die Frau eilig und kurz zurück und lief hinweg; Lentin wußte nachher nicht, ob sie gehört, was er gesagt hatte. Aber der Mut sank ihm nicht; er wollte auf dem Rütihof schon ankommen. Und das Schicksal half ihm zu seinem Willen.

Die Mutter Toneli richtete in der Thurwinkelhütte ein Mahl her, das für den hablicheren Rütihof noch üppig gewesen wäre. Sie zeigte einen merkwürdigen Eifer, im Hause alles zusammenzusuchen, was für ein Fest verwendbar schien, und ließ keinen Kasten, keine Kiste und keinen Winkel undurchsucht. Sie geriet über Theilers Truhe, in

der Lentin selber noch nie eine Hand, nicht einmal einen Blick gehabt hatte, und kramte darin, als ob sie in ihrer eignen Tasche suchte. Sie fand auch sorgfältig in ein Tuch gewickelt ein Goldstück darin, und aus dem bestritt sie die Kosten zum Mahl, jagte die Rütihofmagd nach Büren um Eßwaren und um Wein und suchte währenddessen alles Geschirr zusammen, um den Tisch zu decken. Lentin ließ sie gewähren; er staunte sie manchmal an und ein: „Was geht das Euch an! Laßt die Hände davon!" sprang ihm auf die Zunge. Es stach ihm in die Seele, daß das fremde Weib im Hause das Unterste zu oberst kehrte, als ob alles ihr Eigentum sei. Aber dann fiel ihm immer ein, daß er es mit der Frau nicht verderben durfte, und die Kehle war ihm wie zugeschnürt danach. Soviel als möglich begann er ihr aus dem Wege zu gehen. Es kam, während die Zeit zum Begräbnisse näherrückte, eine heftige Unruhe über ihn, der Schmerz um den Vater, der bisher vor all dem, was auf ihn eindrang, noch kaum fühlbar gewesen war, begann ihn zu bedrängen und trieb ihn hin und her. Ein paarmal lief er in den Stall, wo die Kuh mit weit aufgerissenen, hervorquellenden Augen noch immer lag. Es war ihm jedesmal, als müßte sie aufstehen und wieder leben. Dazwischen hinein lief er in die Totenkammer, und zuletzt, als er wieder vor dieser stand, fiel sein Blick auf die Uhr, die neben der Tür hing, und er sah, daß keine Stunde mehr zur Zeit, da sie den Vater holen wollten, fehlte. Da stürzte eine so jähe Flut von Kummer über ihn, daß er in die Kammer glitt, sich am Bett nieder-

warf und weinte, als müßte er sich zu Tod weinen. Wenige Minuten später störten der Dorfschreiner und sein Geselle ihn auf, die mit dem Sarg kamen. Und dann begann das Treiben, das ein Begräbnis mit sich bringt. Als der Tote im Sarge lag, standen schon die ersten Leidtragenden in der Tür der Hütte. Hierauf begannen sich Stube, Flur und Küche langsam mit feiertäglich angetanem Volk zu füllen. Es wurde ein rechtschaffenes Gedränge; die von Büren wollten den braven Fährbauern in Ehren zur Grube fahren lassen. Der Pfarrherr kam zuletzt, tat, was seines Amtes war, und stellte sich nachher vorn an die Spitze des Leichenzuges, der so lang war, daß die ersten am Rütihof standen, als der letzte noch in der Thurwinkelhütte aufs Weiterkommen wartete. Der Lentin, im Sonntagsgewand, schritt hinter dem Sarge, und weil er keine Verwandten hatte, ging der Waisenvogt, der dürre, geizige und von Witwen und Waisen gefürchtete Stuber-Klaus, ihm zur Seite. Am Thursteg fuhr ein Schrecken in die Leidtragenden: Wenn der wacklige Steig gerade jetzt zusammenfiel, da ungewohnt viele ihn versuchten! Aber die zwei Männer mit dem Sarg kamen glücklich hinüber, und glücklich schlichen sich auch die übrigen, Mann für Mann, über die Wackelbretter. Von da an konnte der Fährbauer seinen Weg ins Grab ungehemmt tun. Die Glocken läuteten, und der Schullehrer sang ihm die lateinischen Formeln über den Sarg hin; es ging alles schön ebenmäßig. Rührsame Weiber flennten nach Sitte und Vermögen, am ärgsten flennte der Himmel, dem die bleiche Sonne wieder

verloren gegangen und dem der Regen aus grauen Nebeln troff.

Eine Stunde später saßen die Gräbtleute in der Thurwinkelhütte beim Leichenmahl. Nicht alle! Diejenigen, die den Thursteg fürchteten, andre, die zu Hause zu tun hatten, und ein paar wenige, die dem Winkelbuben nicht unnötige Kosten machen wollten, waren heimgegangen. Da saßen der Pfarrherr und der Waisenvogt, weil es ihre Pflicht war, die vom Rütihof aus nachbarlicher Liebe, alle übrigen, weil sie gerne auf andrer Rechnung tafelten. Die Mutter Toneli gab sich als Gastgeberin und Lentin ging ihr zur Hand. Er füllte die Teller neu, die das erstemal mit wunderbarer Schnelligkeit leer geworden waren und lief siebenmal zwischen Keller und Stube hin und her, die schwere, vom Rütihof hergeschaffte Doppelliterflasche neu zu füllen. Im Keller lag ein einziges kleines Faß. Der Vater war kein Trinker gewesen, hatte aber einen Tropfen Wein immer im Keller haben wollen, auch aus seinem bescheidenen Tagelohn dafür immer einen Batzen gefunden, aber sparsam mit dem Getränk gewirtschaftet. Und nun gluckste beim siebenten Male das Faß und träufelte nur noch. Dem Lentin war, als er den Rest des Weines seinen Gästen hineintrug, als verlöre er nun seine letzte Habe. Als er in die Tür trat, stockte in der Stube einen Augenblick das Gespräch, brach so plötzlich ab, daß Lentin merkte, wie von ihm die Rede gewesen war. Er kam sich wie verkauft vor unter den Leuten. Der Pfarrherr mochte aber erraten, daß dem Bub nicht wohl war. Er nahm

ihn, als Lentin just an ihm vorübertrat, bei der Hand und sah aus dem freundlichen, nicht überklugen Gesichte zu ihm auf: „Jetzt nimm einen Stuhl und setze dich zu uns, Bub," sagte er, „du hast einen schweren Tag, aber wir helfen dir schon weiter, nur keine Angst."

In halber Betäubung langte Lentin sich einen Stuhl aus einer Ecke und ließ sich dem Pfarrherrn zur Seite nieder.

„Was willst jetzt anfangen, du?" fragte ihn ganz unvermittelt der Stuber-Klaus, der Waisenvogt. Aus seinem Ton und aus den Mienen der andern merkte Lentin, daß er laut werden ließ, was sie vorher besprochen hatten. Es schoß ihm jäh durch den Sinn, daß er am Ende in der Hütte nicht werde bleiben können, aber der Gedanke schmerzte ihn kaum; er hatte einen Weg. Dem Waisenvogt konnte er nicht sagen, was er beschlossen hatte. „Arbeiten will ich," gab er zur Antwort.

„Arbeiten, aber wie und wann und wo?" fragte der Klaus mit höhnischem Lächeln.

Da fiel der Pfarrer gütig ein: „Arbeiten wollen ist schon eine schöne Sache, nicht alle wollen es."

„Wir müssen halt sehen, daß wir dich irgendwo unterbringen," wandte er sich zu Lentin. Dann schien ihm plötzlich ein Gedanke zu kommen. „Ihr könntet ihn eigentlich zu Euch nehmen," sagte er zu dem Rütihofbauer, der emsig kauend mit rotem Gesicht dasaß. Er lächelte selbst, als er den Vorschlag gemacht hatte.

„Ja, ja, als ob nicht schon genug Mäuler an

meiner Schüssel wären," brummte Hagen mit vollem Munde.

Der Pfarrherr legte die Hände auf dem Tische zusammen. „Wir wollen hoffen," sagte er salbungsvoll, „daß sich doch in Büren Leute finden, die um Gotteslohn einen braven Waisenbuben aufnehmen."

Zufällig schaute der Hochwürdige bei diesen Worten die Rütihofbäuerin an; der stieg eine schwache Röte in die schmalen Wangen. „Natürlich wird alles sagen," sprach sie in scharfem Ton, „an uns sei es gewesen, den Buben zu nehmen! Wir sind ja die Nächsten."

War es, daß ihr die andern recht gaben; eineweg schwiegen sie alle. Das stach die Bäuerin. Zuerst schien es, als ob sie auffahren wolle, dann rann das dünne Blutströmlein in ihren Wangen rückwärts, sie tat einen Augenaufschlag wie das Huhn, wenn es Wasser trinkt, und sagte: „Um Gottes willen tut man viel; so wird man auch das können." Sie hatte das mit so viel Würde und Ernst gesagt, daß die ganze Tafelrunde sie ansah.

„Narrheit!" brummte Hagen, der Schlemmer.

„Du kannst zu uns kommen," wendete sich aber die Bäuerin plötzlich an Lentin, „der Herrgott wird sehen, daß wir selber nicht zu viel haben und dich doch nehmen."

Hagen blickte auf und wollte Einsprache erheben, doch in diesem Augenblicke nannte der Pfarrherr die Bäuerin eine brave Frau, und er fühlte, daß die Augen des Lentin mit einem Ausdruck unverhüllter

Dankbarkeit auf ihm hafteten; dann trat die Mutter Toneli zum Tisch, legte dem Buben beide Hände auf die Achseln und sagte frömmelnd: „Ja, lieber Bub, um Gottes willen sollst angenommen sein, um des lieben Herrgotts willen.“ Unter ihren schmalen Augenöffnungen standen dabei zwei Seelein von Tränen; es war ein Bild, wie die fromme Flut in der fahlen Hauthöhle lag und glänzte. Hagen konnte nicht mehr reden; er murmelte einen Fluch in sich hinein. Als ihn aber der Pfarrherr geradeswegs um seine Meinung fragte, zuckte er die Achseln und sagte: „Die Weiber sollen machen, wie sie wollen.“ Dabei aß und trank er ruhig weiter, langte aber nachher in aller Gutmütigkeit einmal mit seiner breiten Tatze nach Lentin hinüber, schlug ihm eins auf die Hand und brummte: „Wenn du schaffen willst, soll es mir recht sein.“ Dieses Wort hatte eine große Wirkung auf die Tafelnden; ihre Laune wurde noch besser; Lachen und Scherzen, das sich vorher nur blitzähnlich aus dem Wolkendüster vorgeblicher Trauer hervorgewagt hatte, wurde allgemeiner und lauter. End' aller Ende wurde aus dem Trauermahl ein Freudenessen, und der Hochwürdige, der zuerst hinwegging, war vielleicht der einzige von den Männern, der seiner Füße sicher war.

Lentin war lang vorher beiseite geschlichen. Er saß im Stall bei seiner toten Kuh, trauerte dem Vater nach, sann an vielen Dingen und sprach laut vor sich hin: „Da drinnen essen sie dich arm, du!“

V

Lentin war auf dem Rütihof. Die Thurwinkelhütte war geschlossen, sie gehörte dem Waisenbuben nicht mehr; der Theiler war noch im Grabe in Konkurs geraten; jetzt ging das Verfahren über seine Habe. Lentin war Knecht auf dem Rütihof, doch war Knecht kaum das rechte Wort. Von Lohn war nie die Rede gewesen. Am Morgen nach dem Begräbnis kam die Karline, die Rütihofbäuerin, zu Lentin und sagte: „Komm, du kannst jetzt bei uns wohnen, wie es ausgemacht ist. Der Vater führt Jauche auf die Thurburgmatten, geh und hilf bauen."

So gab sie ihm in einem Atemzuge Obdach und Arbeit. Lentin sah sie mit seinem geradesten Blicke an, sagte: „Ich danke Euch, Frau!" und sprang nach den Thurburgmatten. Dort stand er so plötzlich mit dem Schöpfkübel arbeitend da, daß der Bauer fragte, ob er vom Himmel gefallen sei, und nachher tat er seine Arbeit mit einem solchen Eifer und Geschick, daß Hagen am Abend bei seinen Weibern der Meinung Ausdruck gab, wenn er so fortfahre, der Lentin, so verdiene er sein Brot reichlich ab. Vielleicht hatte dieses karge Lob dem Buben geschadet. Die Mutter Toneli und die Bäuerin, ihre Tochter, hatten enge Seelen und ließen an andern nicht gerne Gutes gelten. So rechneten sie es dem Buben zum Uebel, daß er gerühmt worden war.

Lentin wußte gleich von Anfang an, daß er wenig Freundschaft im Rütihof zu suchen hatte.

Fuchs, der Hund, war da. Der hatte ein Vergehen gegen die oberste Gewalt auf dem Gewissen; denn er war mit Theilers Habe versiegelt worden und trotz des gemeinderätlichen Siegels aus der kleinen Vermögensmasse entlaufen, dem Lentin, seinem Herrn, nach. Der Hund war ein Freund auf dem Rütihof, aber einer, der sich ducken mußte wie Lentin selber, mehr Fußtritte als Fressen bekam und längst verjagt worden wäre, wenn die Elsi, das Kind, nicht gewesen wäre, die bei dem Bauern Macht hatte, Lentins Hund von ihm als Eigentum erbettelte und erhielt. Elsi war auf dem Rütihof der zweite Freund, freilich ein stiller, der wenig sagte und zu sagen hatte; aber sie lief dem Lentin in den Weg wo sie konnte, plauderte gerne mit ihm, setzte sich, wenn sie ihn im Freien an der Arbeit traf, zu ihm und sah ihn an. Es mußte sein, daß sie ihn gerne ansah, denn des Buben Augen trafen oft auf des Kindes sinnenden Blick, und manchmal sagte es ihm ein zutraulich herzliches Wort wie: „Du bist doch ein Fleißiger, Lentin," oder „Lentin, ich bin am liebsten bei dir, die andern sind alle so mürrisch."

Das letztere war wahr: mürrisch waren sie alle auf dem Rütihof. Sie kamen nie aus dieser häßlichen Art heraus, weil eines dem andern immer Gleiches mit Gleichem vergalt. Mürrisch waren sie alle gegeneinander und gegen den Lentin im besonderen. Den mochten die Mutter Toneli und die Bäuerin nicht, gegen den war die Magd grob, weil sie sich einbildete, das eine Maul mehr an der Schüssel brächte ihr mehr Arbeit, den haßte der

Knecht, weil er fürchtete, verdrängt zu werden, gegen den protzten die drei Buben auf, weil es menschlich ist, daß die Jungen mit den Alten singen, und über den schüttete der Bauer seine übervollen Zornschalen aus, wenn er, was täglich geschah, schlechter Laune war. Lentin stand inmitten dieser Feuer von Unduldsamkeit und Uebelwollen, fühlte bald da, bald dort ein Brennen und Schmerzen, zuckte aber nicht und stand, wenn er nachts in das Bretterloch von einer Kammer schlich, wo sein Strohsack an den Boden gebreitet war, kerzengerade vor seinem Bett, legte die Hände zusammen, hielt den Kopf hoch nnd fühlte die Stirne frei, wie von einem kühlen Hauch getroffen. Er sagte sich allabendlich: „Du tust, was sich gehört, Lentin, du zahlst dem Vater seine Schuld ab!" Und er wünschte sich, daß er noch mehr ertragen müßte.

Die Zeit verging. Ein Jahr war herum, und als Lentin an seinem Ende rückwärts sah, war es ihm, als könnte die kurze Spanne Zeit seit des Vaters Tod nicht ein Jahr gewesen sein. Im Rütihof hatte er nun Wurzel geschlagen; von ihm galt, was vom Baume gilt: wenn der verpflanzte ein Jahr überdauert, kommt er durch. In diesem Jahre war Lentin angewachsen, obwohl manche Hand an ihm gezerrt und ihn hatte ausreißen wollen. Wie manchmal hatte ihm die Mutter Toneli das Gnadenbrot vorgeworfen, das er esse, hatte ihm die Bäuerin mit Fortjagen gedroht, und nun war er doch festgewachsen und von Fortjagen war keine Rede mehr. Den Knecht hatten sie entlassen, weil sich fand, daß Lentin kräftiger und williger

war als jener und — nichts kostete, und vor ein paar Wochen hatten sie die Magd fortgeschickt, weil der Lentin noch immer da und dort ein freies Stündlein hatte und in seinem Eifer immer noch mehr Arbeit suchte. Jetzt durfte er für Knecht und Magd arbeiten. Und er tat es, ließ sich stoßen und schelten und jagen und schien manchmal mit seinen Gedanken weit weg zu sein, so daß er, was seine Umgebung ihm antat, kaum empfand. „Der muß schon ein Halbengel sein, daß er nicht fortläuft," sagte Hagen von ihm im zweiten Jahre, und als er eine gute Stunde hatte.

„Ein Halbnarr ist er, ja," fiel die Mutter Toneli ein. Die Bäuerin aber lachte ihren Mann mit ihrem hämischen Lachen an und sagte: „Am Verstand fehlt es ihm, dem Lentin, merkst es nicht, am Verstand und am Ehrgefühl. Dem kannst alle Schande an den Hals hängen, du bringst ihn nicht aus seinem Gleichmut."

Lentin aber ging nur in Träumen; und er sah am hellen Tag manchmal ein Gesicht, sah es immer wieder: den Vater, wie er ihm in dunkler Sturmnacht beichtete.

Der Bub arbeitete von früh bis spät, aber nicht wie jeder treue Knecht arbeitet; er tat seine Pflicht so zielbewußt, daß alles zum Besten des Rütihofbauern geriet. Er hätte für sich selber nicht treuer und kluger hausen und werken können, wie er für den Bauern tat. So gedieh Hagens Land und Vieh, gesegnete Jahre brachten ihm reiche Ernten und er bekam die Hände freier, wuchs langsam aber sicher aus dem Schuldenbauerntum heraus.

„Der Bub ist auch Schuld daran, wenn es gut geht," sagte Hagen in einer andern guten Stunde und schenkte dem Lentin einen neuen Anzug, da seine Kleider in Fetzen hingen.

Inzwischen war der Bub bald kein Bub mehr. Er hatte sich in die zwanziger Jahre hineingewachsen und war ein hagerer Bursche geworden; sein Gesicht war noch immer schmal, die Backenknochen traten eckig heraus, und die starke Nase und der schmale Mund gaben den Zügen einen Ausdruck von Festigkeit. Auf der Oberlippe sproßte ein blonder Schnurrbart; die Haut war wenig gebräunt, man konnte das rasche Blut darunter wallen sehen.

Langsam, langsam, wie die Zeit ging, war es dann, als würde Lentin doch inne, wieviel Unrecht ihm im Rütihof tagtäglich geschah. Wenn die beiden Frauen mit schnöden und ungerechten Reden über ihn herfielen, wenn sie ihm ihren Geiz und ihre Abneigung zeigten, wenn die Buben, die mit ihm junge Männer geworden waren, ihn foppten oder ihn ihr Herrentum fühlen ließen, so brauste er zwar nicht auf, gab auch kein Wort auf böse Rede zurück, aber er stand dann wie sinnend oder in die Ferne lauschend da, und in seiner Haltung lag etwas, das verriet, wie er mit sich selber stritt, ob er nicht ein widriges Joch abschütteln solle. Da ging ihm Erkenntnis für etwas auf, was Hagen, den Bauern, betraf.

Er begann zu fühlen, daß Hagen seiner ersten Frau nachtrauerte und daß ihr Tod nicht nur sein Herz, auch sein Gewissen bedrückte. Anfangs war

ihm das nicht aufgefallen; es trat wohl auch erst jetzt und nach und nach immer deutlicher zutage. Der Bauer hatte kein glückliches Leben. Die beiden Weiber im Hause wuchsen ihm über den Kopf. Langsam hatte die Bäuerin, die Karline, die Herrschaft im Hause an sich genommen. Hagen, der jähzornige aber gutmütige Mann, ließ sein arbeitsames Weib gleich von Anfang an zu sehr gewähren. Weil er sah, daß sie im Haushalt wohl Ordnung zu halten verstand, lebte er sich in eine große Denkfaulheit und Bequemlichkeit hinein. Wenn er aus dieser zuweilen erwachte, sah er mit Schrecken und Zorn, wie wenig er selber mehr bei seinen Kindern, auf seinem Gut zu sagen hatte. Da begann er immer häufiger zu erwachen, quälte sich, daß ihm die Zügel aus der Hand glitten, hatte aber doch nicht die Kraft, sie wieder an sich zu reißen. Mit diesem Erwachen aber gingen ihm auch die Augen auf für den Charakter der zwei Weiber, die er im Hause hatte, und die Geradheit, die der Grundzug seines Wesens war, stach so sehr von der, stets krumme Wege suchenden Verdrehtheit der Frauen ab, daß er begann, sich über diese zu ärgern und ihre Anwesenheit als Last zu empfinden.

Frau Karline und die Mutter Toneli waren zwei köstlich kluge Wesen. Sie gaben sich vor allem große Mühe, den braven Herrgott auf ihrer Seite zu haben. Sie liefen allmorgendlich in die Frühmesse nach Büren, beteten dann am Tisch beim Morgengebet vor und so lange, daß die Buben das Gähnen ankam, beteten zu Mittag und zu Abend, liefen am Sonntag zweimal zur Kirche und wall-

fahrteten bei jeder Gelegenheit nach allen möglichen Stätten des ewigen Heils. Eine Uebereinstimmung und Seelenverwandtheit zwischen Mutter und Kind, wie sie zwischen der Mutter Toneli und ihrer Tochter herrschten, war wohl nie erhört worden. Sie waren völlig einig, daß die ganze Welt aus Sündern bestehe und sich zusammengetan habe, um sie beide zu bestehlen, zu betrügen und anzulügen. Sie hatten denn auch beide eine beängstigende Fertigkeit, andre Leute zu Betrügern, Dieben und falschen Menschen zu stempeln. Alle Händler und Handwerker, die vom Rütihof Verdienst hatten, mußten erfahren, daß ihre Redlichkeit ein sehr fadenscheiniges Ding sei, denn die Bäuerin und ihre Mutter wiesen ihnen in jeder Rechnung Fehler und Ueberforderungen nach. Freilich waren manche so schlecht, zu behaupten, die Rütihofweiber bezahlten nie, was sie schuldig seien, allein solchen gegenüber riefen jene ihren lieben Herrgott hundertmal zum Zeugen, und der Hochwürdige, der Pfarrherr selber, sprach es aus: Wer so viel betete wie die Mutter Toneli und ihre Tochter, der tat nichts wider das Gesetz, tat alles nur mit dem und für den Herrn im Himmel. Daß die beiden Frauen für Arme kein Geld hatten und daß, wenn einer dem Rütihof zins- oder geldpflichtig war, er sich wohl hüten mußte, daß er nicht langsam oder spärlich zahlte, ansonst er alle Strafen, die es für säumige Schuldner gab, zu erfahren hatte, das war den frommen Frauen doch nur zum Guten anzurechnen, wenn man ihren Standpunkt sich zum seinigen macht, daß Schuldner schlimmere Verbrecher als Diebe und Mörder seien. Hagen, der Bauer,

teilte freilich diesen Standpunkt nicht und wand sich allmählich unter der Art seiner nächsten Verwandten als wie in Ketten. Er konnte manchmal vom Tisch aufstehen, wenn das Beten ihm zu lang wurde und ohne Mahlzeit an die Arbeit laufen, konnte sich, wenn er das Markten und Feilschen der Weiber mit ansah, zur Seite wenden und ausspucken. Und er begann zu tun, was freilich ein schlechter Ausweg war — er ersäufte die Abneigung und den Aerger im Weine. Es geschah wöchentlich mehr als einmal, daß Hagen seiner Beine und seiner Gedanken nicht mehr mächtig war. Dann konnte er mitten am Tage Feierabend machen, auf der Bank vor dem Hause sich niedersetzen und seine Pfeife stopfend und schmauchend vor sich hin grinsen, ein bewußtloser Mensch. Dem Rausche folgte jeweilen eine schlimme Ernüchterung, Hagens Gewissen hatte eine laute Stimme und trieb ihn an solchen Tagen ruhelos umher. An einem solchen Tage verriet er dem Lentin, wie es in ihm aussah. Der Bub schnitt Gras auf einer der Thurwinkelmatten, als plötzlich der Bauer hinter ihm stand. Er sah bleich und übernächtig aus, und es schien, als wäre er, ziellos und blind ausschreitend, unbewußt auf den Lentin gestoßen. Eine ganze Weile sah er mit stieren Blicken zu, wie der schlanke Bub, nur in Hemd und Hose, barfuß und barhaupt und die Sense mit festen braunen Händen umspannend, ausschritt und das Gras vor ihm hinsank. Dann griff er einen Rechen auf und fing an, das geschnittene Gras in den nahestehenden Korb zu laden. Es war ungewöhnlich, daß der Bauer sich in die kleine Arbeit seines Knechtes mischte.

„Ich dachte, Ihr wolltet nach Büren hinüber," redete Lentin ihn an, als er vorüberkam, da fuhr der Bauer wie erwachend auf und sah ihn erschrocken an. Aber er faßte sich schnell, fuhr sich mit der Hand über die heiße Stirn und sagte: „Ja, hast recht, das will ich auch." Er blieb aber dennoch stehen und sah ihm wieder sinnend nach, und als der Bub wieder zurückkam, sagte er: „Du hast es auch nicht zu gut im Haus, du!"

Die Rede war so unvermittelt, daß Lentin keine Antwort wußte, aber er fühlte, wie Hagen etwas aussprach, das ihn ganz erfüllte. Da fuhr dieser weiter: „Ja, ja, die andre Frau ist halt eine andre gewesen! Und dann zuckten seine groben Züge in verbissenem Flennen und er schritt davon, gegen die Thur hinab. Von da an bemerkte Lentin erst, wie oft der Bauer den Weg an die Thur hinunter tat. Dort war an der Stelle, wo sie vor Jahren die erste Rütihofbäuerin herausgezogen hatten, ein kleines Holzkreuz angebracht, und dorthin wallfahrtete seit einiger Zeit Hagen wie zu einem heiligen Ort. Lentin erkannte aus seinem ganzen Wesen, daß ihn Gewissensqual nach jenem Orte trieb. Und der Bub, der gewohnt war, in sich alles zu überdenken, legte sich's nach und nach zurecht, wie im Grunde nicht Hagen, der Bauer, wie vielmehr sein, des Lentin eigner verstorbener Vater die Schuld an allem Unglück, das den Rütihof heimsuchte, habe. Und als er sich dessen klarer und klarer wurde, durchfuhr ihn ein heißer Schrecken. Es war ihm, als sei er selber lau geworden in Erledigung seiner Pflichten auf dem Rütihof, und das Gewissen stach ihn, weil

er daran gedacht habe, dem Hause des Hagen den Rücken zu kehren. Er fühlte sich plötzlich wie mit tausend Seilen an den Hof gebunden und blieb — nicht mehr, weil der Vater ihn auf dem Totenbette gebeten hatte, sondern weil es ihn selber drängte, des Vaters Schuld gutzumachen, so ihn drängte, als hätte er sie selbst begangen.

VI

Es war um die Zeit des Mittagmahls im Rütihof. Die Schüsseln standen leer, die gefräßigen festen drei Buben schoben die letzten Stücke zwischen die Zähne. In der geräumigen, niedrigen Wohnstube stand ein langer Tisch längs derjenigen Wand aufgestellt, in die eine Reihe kleiner, sauberer Fensterscheiben eingelassen war. Unter den Fenstern hin lief eine Bank. Auf dieser und auf den jenseits des Tisches stehenden Stühlen saßen die vom Rütihof, vollzählig wie jeden Tag. Hagen, der Bauer, hatte oben am Tisch seinen Platz. Er saß auf einem lehnenlosen Stuhl seitwärts vom Tische abgedreht und hielt ein Zeitungsblatt in Händen. Er war hemdärmelig, die Weste stand offen und der rotbraune Hals schaute aus dem offenen Hemde. Der eine nackte Arm, an dem der Hemdärmel hochgestreift war, ruhte sich stützend, schwarzbraun, haarbedeckt und sehnig auf der Tischplatte. Dem Bauern zur Linken auf der Fensterbank saß die Karline, die Frau. Ihr gegenüber war der Platz der Mutter Toneli, die aber schon aufgestanden war und im

Zimmer herumhantierte. Neben der Stiefmutter saßen zwei Buben, der Johann und der Viggi, ersterer dem Vater gleich an ungeschlachter Gestalt, rotem Kopf und derbem Wesen, dieser kleineren Wuchses, krummbeinig, mit flachsblondem Haar, blauen Augen und weißen Brauen; neben der Mutter Toneli pflegte Elsi, das Mädchen, zu sitzen, und unter ihr leitete Jost, der jüngste Bub, ein breitmauliger, vorlauter braunhaariger Bursch, zu dem bescheidenen Endplatz über, wo der Lentin saß. Lentin war spät hereingekommen; er hatte dafür ein paar scharfe Worte von der Bäuerin eingesteckt und ein paar giftige von der Mutter Toneli, und aß nun den kalt gewordenen Mais in schweigender Hast. Elsi, das Mädchen, kam herein und fing an vom Tisch abzutragen. Der Bauer räusperte sich, schlug die Zeitung zusammen und machte Miene aufzustehen. Die Karline, seine Frau, streifte ihn mit einem plötzlich aufleuchtenden scharfen Blick, zog den bleichen, hageren Hals in die Höhe und ließ dann die Augen nach der Mutter Toneli gehen. Dabei war es, als hätte der graue, klare Blick magische Gewalt; denn die Mutter Toneli sah sich im nächsten Augenblick nach der Tochter um, und in ihren Blicken war ein Frage und Antwort bedeutendes Blitzen und Glimmen. Dann legte Frau Karline die harte, hagere Hand auf den Arm des Mannes, der sich erheben wollte, und ihn so zum Sitzenbleiben auffordernd, sagte sie: „So, jetzt haben wir es richtig gemacht mit dem Notar. Wir nehmen also die Thurwinkelhütte und das Land dazu."

Der Bauer fuhr nach seinem Weibe herum und

starrte es an: „Was habt ihr?" fragte er, und seine Stimme brach sich vor Erregung und zorniger Hast.

„Nun, tu doch nicht, als ob du nichts davon wüßtest," redete die Mutter Toneli auf ihn nieder. Sie war herangetreten und stand mit über das Bäuchlein gelegten Händen.

„Wir haben doch davon gesprochen, daß das etwas für uns wäre," sagte die Frau Karline zornig und hielt den Wutblick des Bauern mit ihrem eignen aus, der gleich kalten Strahlen in seinen heißen stach. Die drei Buben saßen wie angedonnert und gafften mit offenen Mäulern über den Tisch; heimlich zuckte ihnen die Schadenfreude darüber im Gesicht, daß es Streit gab. Lentin hielt mit Essen inne. Man redete von seines Vaters Hütte; die Sache ging auch ihn an.

„Was habt ihr?" schnaubte der Bauer noch einmal. Da schraubte die Bäuerin ihre Stimme auf den Kreischton und erklärte: „Tue nicht so, als hätte man nicht immer noch zum Guten und Rechten gesehen, du! An der Versteigerung, du weißt es ja selber, ist nichts herausgekommen mit dem Theiler seiner Ware, aber heimlich habe ich es mit dem Notar gemacht! Offen kaufen ist wie Krieg; es ist alleweil besser, heimlich und gütlich zu verhandeln. Wirst wohl zufrieden sein können! Da lies, um das Geld kaufst anderswo keinen Gaden, noch weniger Haus und Land, wie ich es getan habe!"

„Natürlich," bekräftigte Mutter Toneli. Hagen war blaurot im Gesicht vor Zorn. „Wer hat dich geheißen, zum Notar gehen?" donnerte er die Frau

an. Das Papier, das sie ihm hinbot, nahm er nicht. Da begannen diese und die Mutter Toneli wie auf Befehl zu flennen. So, ob das jetzt der Dank sei für alles, was man tue? So, ob sie im Hause nichts zu sagen hätten! Sie sorgten doch auch für ihre Habe, wenn sie zu der Hagens schauten, warum man ihnen also nachsage, sie schauten nicht recht! So schwirrten kreischend Jammerreden auf den Bauer ein. Aber in eine Pause hinein scholl plötzlich eine kindlich klare, feste Stimme: „Jetzt muß ich es einmal sagen: Ich meine, den Vater sollte man doch fragen, ehe man etwas tut. Meine Mutter selig hat es auch so gehalten."

Lentin sah die Elsi plötzlich neben dem Vater stehen, sie hatte die Hand auf seine Schulter gelegt, als wollte sie ihn merken lassen, daß sie da sei. In einem braunen, schlicht und recht zugeschneiderten Kleid stand sie da, und Lentin wunderte sich. Er sah zum erstenmal, daß das Mädchen um einen Kopf den sitzenden Vater überragte, daß sie schlank und groß gewachsen, fast kein Kind mehr war.

Einen Augenblick war es nach den Worten des Mädchens still geblieben. Jetzt hatten die Bäuerin und die Mutter Toneli erstaunlich plötzlich wieder trockene Augen, und die erstere fuhr vom Stuhle auf. Was es da dreinzureden habe, das naseweise Geschöpf! Das fehlte ihr noch, daß sie sich von Schulmädchen sagen lassen müßte, was sie zu tun hätte! Eher liefe sie weg und ginge betteln, als daß sie sich eine solche Behandlung gefallen lasse! So und anders klang ein stiefmütterliches Donnerwetter über die Elsi hin, und wo je noch eine kleine

Pause blieb, in der sie sich hörbar machen konnte, ließ die Mutter Toneli ihre scheltende Stimme dazwischen schallen. Es war ein Sturm, gegen den nichts aufkam. Der Bauer saß, den Groll in sich hineinwürgend, am Tisch. Elsi stand wortlos hinter ihm. Sie war ganz bleich geworden. Ihre braunen Augen schienen größer und glänzender, und unter den langen Wimpern hervor leuchtete der Blick halb staunend, halb zornig die redelauten Gegnerinnen an. Die Faust der Bäuerin fuhr ihr unter die Nase. Da wendete sich das Kind ab und ging aus der Stube. Die Weiber schimpften weidlich weiter, ließen aber auf einmal nach und legten die Hände zusammen. Die Bäuerin ging an den Tisch zurück und unterbrach ihr eignes Eifern jäh mit den noch in Entrüstung zitternden Worten: „Ganz aus der Ordnung kommt man mit solchen Streitigkeiten, nicht einmal gebetet haben wir noch!“ Und als ob sie nur auf einen Knopf zu drücken brauchte, um ein andres Gesicht zu haben, nahmen ihre Züge auf einmal einen Ausdruck ruhiger Ergebenheit an und sprach sie andächtig das Tischdankgebet. Einen Augenblick schien es, als wolle der Bauer sie unterbrechen. Er legte beide Hände auf die Tischplatte und richtete sich auf, setzte auch zum Reden an, stieß aber dann nur einen grunzenden Ton aus, als ekelte ihn vor etwas, spuckte zu Boden und ging, unbekümmert um das Beten der Weiber, seiner Tochter nach.

Die Bäuerin betete zu Ende, die Buben hatten gehorsam ihre Köpfe über die Teller geneigt. Lentin allein saß da und staunte in die Luft; es war gut,

daß die andern nicht merkten, wie er vergaß, die Hände zu falten. Er sah noch immer die Elsi vor sich, die er kaum mehr kannte, als hätte er sie nicht alle Tage gesehen. Plötzlich war sie wie aus einem Dunkel in seinen Gesichtskreis hervorgetreten, und an ihr war etwas Frisches, Mutiges gewesen, etwas, was wohlgetan hatte in dem Hause wie ein Strahl rechtschaffenen Tageslichts in dunkler, dumpfer Kammer.

Ein paar Worte weckten ihn: „Nun, wirst bald fertig mit deinem Essen!" Die Mutter Toneli stand hinter ihm und nahm ihm die Schüssel weg, damit ihn nicht nach mehr gelüste. Aber Lentin aß hastig den Rest seines kalten Mahls und trollte sich den Buben nach, die ihm voraus hinausgestampft waren. Als er aus dem Hause trat, sah er sich rechts und links und auf allen Seiten, aber vergebens, nach der Elsi um; es hätte ihn gelüstet, sie wieder und wieder anzusehen.

Wegen des Hütten- und Landkaufs bekamen die Rütihofweiber doch recht, recht wie immer; denn gegen Tatsachen sträubte sich der Bauer nicht. Ja, es war ihnen nicht einmal nachzusagen, daß sie unrecht getan hätten; denn der Kauf war ein so günstiger, daß der Bauer selbst seine helle Freude daran hätte haben können, wenn ihn nicht die Eigenmächtigkeit der Weiber gewürgt hätte. Vielleicht machte der Erfolg diese noch dreister. Frau Karline schaltete und waltete im Thurwinkel selbstherrlich wie ein absoluter Kaiser in seinem Land und ließ niemand gegen sich aufkommen. Seltsamerweise hatte sie die drei Buben auf ihrer Seite. War es, daß sie in

all ihrer Knickerigkeit ihnen hier und da heimlich etwas Gutes tat, war es, weil denen die geldmachende Art zu hausen, die der Stiefmutter eigen war, einleuchtete — eineweg, sie stellten sich gut mit ihr und gehorchten ihr weit mehr als dem polternden Vater. Allmählich bildeten sich zwei Parteien. Die eine, mächtigere, hatte die Bäuerin an der Spitze, hinter ihr standen die Mutter Toneli und die drei Buben. Die andre Partei bestand nur aus dem Bauern und seinem Mädchen, der Elsi. Die erstere hatte das Haus inne, die letztere wurde mehr und mehr in einen Winkel geschoben und ließ sich grollend hineinschieben. Lentin stand zwischen beiden und sah seine Tage schlimmer werden. Irgendwie begannen die Buben auf ihn eifersüchtig zu sein, weil der Bauer ihm manchmal ein gutes Wort gab, für sie aber nur Schelte hatte. Die Buben waren eine lahme Gesellschaft, wenn es zur Arbeit ging. Nicht daß sie nicht hätten arbeiten können, wenn sie wollten; die Sehnen standen ihnen seildick an Armen und Beinen heraus; aber sie schauten sich immer erst um, ob alle andern schafften, ehe sie selber angriffen. Da war der Johann, der baumstarke, vierundzwanzigjährige Mensch, dem wuchs der Speck, als ob er gemästet würde, und der zwanzigjährige, krummbeinige Viggi gab ihm wenig nach; auch bei dem jüngsten, dem Jost, würde es wohl angeschlagen haben, wäre er nicht so giftig und mauleifrig gewesen, daß ihm, wie der Bauer höhnte, der Neid am eignen Fleisch fraß. Die drei Buben begannen dem Lentin feind zu sein, foppten ihn, wo sie konnten, verklatschten ihn bei der Bäuerin und miß-

handelten ihm mit der Grausamkeit der Flegeljahre den Fuchs, den Hund, weil sie wußten, daß jeder Schrei des Tieres dem Lentin in die Seele schnitt.

Alleweil klebte die Zeit währenddessen Tag an Tag und leimte Wochen und Monate zusammen. In Büren, wo das Echo für den Thurwinkel war, ging das Gerede: Oho, denen auf dem Rütihof geriete es: die wären bald reiche Leute!

„So ist leicht reich werden," seufzte der Dorfschuster, dem eben von den Rütiweibern die Rechnung um vier Paar Schuhen beschnitten worden war.

Die Frau Karline und ihre Mutter gingen Sonntags in schwarzseidenen Röcken zur Kirche, der Rütihof bekam ein rotes Ziegeldach, und die baufällige Thurwinkelhütte wurde neu geschindelt. „Wenn ein Bub heiratet, kann er sich hineinsetzen," sagte die Rütihofbäuerin. Warum sie es gesagt hatte, erfuhren die andern erst später. Das neue Dach und das neue Schindelkleid hatte die Bäuerin bestellt, so gut wie ihr eignes seidenes; den Bauern fragte sie jetzt gar nicht mehr. Nun sie aber die Macht ganz in ihren Händen fühlte, begann sie ihren Mann freundlicher zu behandeln. Hagen kam sich vor wie einer, der die Samtpfoten einer Katze fühlt. „Laß uns nur Frieden haben, Mann," sagte sie, „der Herrgott sieht's, ich will nichts als den Frieden."

Und die fromme Frau hatte ganz recht, sie wollte nur den Frieden, aber den, den *sie* diktierte. Dieser Friede dauerte, bis die Frida ins Haus kam.

Die Frida Lerchlein kam an einem frommen,

schönen Sommerabend ins Haus. Ueber der Thur und dem Winkel und dem Kloster in der Höhe, über der ganzen gesegneten Talgegend war ein wolkenlos blauer, reiner Himmel ausgespannt. Die Sonne ging, ein rotglühendes Rad in fernen Nebeln, unter. Die Matten lagen kurzgeschoren, gelblich-grün und still da; es ging dem Herbst entgegen. Den schmalen, braungelben Weg zwischen den Matten hindurch kam die Frida, einen grauen kleinen Handkoffer in Händen, gegangen. Sie schritt langsam und ließ die Blicke suchend umhergehen. Ein paarmal setzte sie den Koffer zu Boden, zog nacheinander ärgerlich erst die eine, dann die andre Schulter hoch und nahm dann ihr Gepäck mit einer heftigen, unmutigen Bewegung wieder auf; das Tragen oder der Weg oder irgend etwas andres schien ihr nicht zu behagen. Sie verzog dabei jedesmal den Mund, einen vollen, kirschlippigen Mund, und zog die Haut der kleinen, zierlichen Nase in Falten, daß es war, als ob eine Treppe zu der weißen, von schwarzbraunen Lockenringeln überhangenen Stirn führte. Als die Frida den Thursteig erreichte, blieb sie abermals stehen, stellte sich auf die Zehenspitzen und reckte den weißen, zierlichen Hals; so blickte sie angelegentlich ans jenseitige Ufer hinüber, wo der Rütihof mit seinen dunkeln Holzwänden aus gelbenden Bäumen sah. Eben als sie den Steg betreten wollte, fiel des Mädchens Blick auf die rostige Tafel, auf der der Gemeinderat von Büren das Begehen desselben verbot. Da schrak sie fast merklich zusammen, ihr schmales, feines Gesicht wurde um einen Schein bleicher, und in ihren schwarzen

Augen, in denen sonst alle Feuer der Keckheit blitzten, leuchtete die Angst. Sie blieb ratlos stehen, wo sie stand, strich sich mit der Hand, die allein ungelenk, groß und zerarbeitet war, über das unbedeckte krause, dunkle Haar und dann wieder gedankenlos glättend über ihr städtisch aufgeputztes Kleid; dabei sah sie sich hilfesuchend nach allen Seiten um. Da aber in weiter Runde kein Mensch zu sehen war, nur das Dengeln einer Sense eintönig und wie zum Hohn vom Rütihof herüberklang, da sich auch kein andrer Zuweg zum Thurwinkel zeigte, raffte sie sich am Ende mit einem Seufzer auf und betrat den Steg. Sie betastete die Wackelbretter zuerst sorglich mit dem Fuß und begann dann den Uebergang. Es war drollig zu sehen, wie sie in stockender Eile mit zitternden Beinen sich hinübermachte. Sie hatte den Mund fest geschlossen, und nur in der Mitte des Steges, als dieser sich bog unter ihrer Last und in ein bedenkliches Schwanken geriet, sprengte ein kleiner Schrei die Lippen, und dann begann sie einen Sturmlauf, daß die Röcke und die Locken flogen und der Drahtsteg ächzte, als müßten alle Drähte springen. Wenn Gefahr war, daß der Steg brach, so war sie jetzt, da die Frida so dahinstürmte, am größten. Aber sie kam sicher hinüber und trat mit einem herzbefreienden „Gottlob!“ auf den festen Thurwinkelboden. Weil sie nun einmal in Hast gekommen war und vielleicht dem Pferd gleich, das den nahen Hafer merkt, schritt sie mit großen Schritten weiter, bis sie hinter einem kunstlos umhagten Wald von Johannisbeerstauden den am Weg sitzen sah, der sie mit seinem Dengeln ge-

foppt hatte. Er sah im gleichen Augenblick auf und staunte sie mit einem Paar sonderbar heller, wasserblauer Augen an, als wäre sie ein vom Himmel gefallenes Wunder.

„Ist die Frau vom Rütihof daheim?" erkundigte sie sich. Da wachte der auf einem Markstein sitzende Dengler, der Lentin, aus seinem Staunen auf und nickte. Das Mädchen aber schritt an ihm vorbei und weiter. „Seid Ihr auch vom Rütihof?" rief sie nach ein paar Schritten über die Schulter zurück, und als Lentin auch dazu nickte, schrie sie: „Seid Ihr etwa einer von den Buben?"

Der Lentin hob den Hammer und dengelte weiter. „Nein," sagte er dabei vor sich hin; die Frida konnte aus seinem Kopfschütteln entnehmen, was er meinte. „Ein Knecht also," fuhr es ihr durch den Kopf. „Was der für eine Nase hat!" fiel ihr nachher ein. Und bei dem letzten Gedanken lachte die Frida, und lange Zeit nachher erinnerte sie sich daran, wie des Lentin Augen sie bei ihrem Kommen angestaunt und die lange, scharfe Nase sie hatte lachen machen.

Der Lentin sann über seiner Arbeit an dem Rätsel herum, wo die mit dem Handkoffer hergeschneit komme, was sie wolle und wer sie sei. Dabei war ihm, als müßte die Bäuerin Bescheid wissen, und es lag ihm wie eine Ahnung in den Gliedern, daß die Herkunft der Hergeschneiten wieder einmal Sturm auf den Rütihof bringen werde.

VII

Die Frida Lerchlein saß in der Rütihofstube am Tisch bei der Bäuerin und der Mutter Toneli und erzählte. Die Köpfe der drei Frauen waren im Eifer des Gespräches nahe zusammengerückt; es sah aus, als verhandelten sie große Geheimnisse, aber sie redeten nur von allerlei wissenswerten Geschichten aus der kleinen Stadt, aus der die Frida herkam. Der Tisch war zum Abendbrot gedeckt, eine Schüssel Suppe stand inmitten der gewohnten Tellerreihe, und ihr Dampf stieg zur Holztäfeldecke. Als die Treppe von schweren Männertritten ächzte, hielten die drei Frauen im Gespräch inne. Die Mutter Toneli stand auf und machte sich am Tisch zu schaffen, die Frida sah gespannt nach der Tür, und Frau Karline räusperte sich; es war, als wetzte sie die Zunge zur Redeschlacht, dann ließ die Tür den Bauern, die Buben und den Lentin in einem Knäuel herein; der Bauer und Lentin waren zuerst zum Eingange gekommen, aber die Buben, die immer in einem Sturm zum Essen gefahren kamen, drängten so eifrig nach, daß alle fünf auf einmal in der Stube standen. Sie stutzten, als sie das Mädchen sahen, aber Hagens gutmütiges Gesicht flog ein Schmunzeln an, und er schritt mit ausgestreckter Hand auf die Frida, die aufgestanden war, zu. „So, kommst auch einmal zum Besuch?“ grüßte er sie.

Die Buben drückten sich an ihre Plätze, worauf die Bäuerin in aufgeräumter Laune ihnen erklärte, da sei nun eben die Frida Lerchlein gekommen, ihrer Schwester Kind, von der sie schon gehört

hätten. In diesem Augenblick trat die Elsi in die Stube. Sie sah die Fremde, ging auf sie zu, reichte ihr die Hand und setzte sich an ihren Platz, ein Wort der Bäuerin klärte auch sie über den Gast auf. Dann begann die Mahlzeit. Sie war anfangs still. Eine Art Schwüle herrschte in der Stube, als läge ein Gewitter in der Luft, nur die Buben spürten nichts davon. Die zwei jüngeren lachten miteinander und rissen mit Seitenblicken auf die Frida ihre dummen Scherze, der Johann, der älteste, saß mit aufgestützten Ellbogen da und hielt über dem ganzen Essen den Blick in das Gesicht der Frida gebohrt, als könnte der nicht mehr loskommen. Da ließ die Bäuerin plötzlich, ohne Erregung, nur wie beiläufig, eine Bemerkung fallen. „Die Frida bleibt nun für immer bei uns," sagte sie. Dabei sah sie zuerst das Mädchen freundlich an und dann den Johann; und der Blick war so bezeichnend, daß er dem, der ihn auffing, eine ganze Geschichte erzählte. Die Frida errötete darunter, der Johann stieß einen grunzenden Ton aus, zog den schweren Leib ein wenig in die Höhe und versank wieder in sein Stieren, schnitt aber ein zufriedenes Gesicht, als ob ihm sehr wohl sei. Dem Bauer war plötzlich der Appetit vergangen. Er legte den Löffel weg, stand bald auf und machte Miene, hinauszugehen. „Du wirst doch einverstanden sein?" fragte die Bäuerin scharf.

„Mit was?" fragte Hagen dagegen. Sein Gesicht war finster und zornrot.

„Damit, daß das Kind dableibt," gab die Frau zurück.

„Bah, was soll ich noch dazu sagen!“ lachte der Bauer rauh auf und ging.

„Kein gutes Werk darf einer freudig tun in dem Haus,“ klagte Frau Karline. Die Mutter Toneli fügte mit weinerlicher und salbungsvoller Frömmigkeit hinzu: „Der Herrgott wird dir's an dem Waislein vergelten, Karline.“

Das Waislein, die Frida, tat, als hätte sie nichts gehört. Sie lachte mit dem Viggi und dem Jost und sah den Johann mit Augen an, als ob sie ihm um den Hals fallen möchte.

Solchermaßen war der Einzug der Frida Lerchlein gewesen. Lentin sah, daß mit ihrem Kommen vieles anders werden würde. Die beiden frommen Weiber, die Bäuerin und ihre Mutter, kamen ihm vor wie zwei Schlangen, die sich in ein Nest geschlichen und nun noch ein Junges nachgeholt hatten. Die Frida war ihm nicht lieb. Dann sah er zwei Dinge werden. Zum ersten kam er dahinter, daß Hagen immer schlimmer ins Trinken kam. „Er will den Zorn und die Sorgen ersäufen,“ erriet Lentin, und „siehst, alles durch die Schuld, die du gutmachen mußt,“ sprach es in ihm. Zum zweiten merkte er, daß die Bäuerin und ihre Mutter und die drei Buben anfingen, eine Art Haß auf ihn, den Lentin, zu haben. „Jetzt wird es härter werden,“ fuhr es ihm durch den Sinn, und er richtete sich auf; ein Gefühl von Kraft und Tapferkeit durchrieselte ihn.

Und es wurde härter. Schon in den ersten Wochen, nachdem das Mädchen, die Frida, im Hause war, zeigte sich, warum die Bäuerin sie hatte

kommen lassen. Frau Karline machte gar kein Hehl daraus: den Johann sollte das Mädchen heiraten! In die Thurwinkelhütte sollte sie sich setzen, der Rütihof sollte nach allen Seiten wachsen!

Aber die Bäuerin begann auch hinter den drei Buben her zu sein, daß sie mehr arbeiteten. „Es ist ein Maul zuviel an der Schüssel," sagte sie laut und zu jedem, der es hören wollte. „Der Lentin, der Vielfraß, muß aus dem Hause."

Das Fortschicken des Lentin hatte nur zwei Haken, zum ersten arbeiteten die Buben alle drei trotz allen Treibens nicht die Hälfte so viel wie der Lentin, zum zweiten wußte keiner wie der Theilerbub Bescheid beim Vieh, im Stall, auf dem Mattland, im Wald. So wurde das Fortschicken von Monat zu Monat verschoben, und langsam sahen die Rütihofweiber ein, daß der Lentin nicht zu entbehren war. Aber gerade darum war er ihnen ein Dorn im Auge. Und nun begann für den Buben eine Hungerzeit. Das Essen kürzten sie ihm, so daß er manchmal kaum seine Gier zu stillen vermochte. Hielt ihn eine Arbeit länger fest, so daß er später zu Tisch kam, fand er oft nichts als einen Bissen harten Brotes oder fand kalte, verdorbene Speise; manchmal hatte er den Verdacht, daß ihm das Essen mit Willen verdorben werde. Zu dem kargen Essen bekam er eines reichlich: Schelte, grobe Worte und Püffe. Wo er nicht allein war, war er den lieben Tag lang in einem Kreuzfeuer von Schmähungen und Fauststößen. Und der große, starke Mensch ging oder stand dazwischen, biß die Zähne aufeinander und redete sich

zu: „Für den Vater ist es, für dem Vater seine Sünde."

In diesen Tagen geschah es, daß ihm der Viggi und der Jost den Hund erschlugen. Am Stalle war's und an einem Abend. Der Lentin trug just die frische Milch ins Haus. Da, als er zurückkam, hörte er das wütende Gebell des gelben Hundes. Er pfiff, aber das Tier kam nicht wie sonst gehorsam gesprungen. Sein Kläffen tönte heiser vom Stalle herüber und hörte sich an, als sei der Hund in die Enge gedrängt und wehre sich gegen Verfolger. Der Lentin zögerte, dann schritt er der Stelle zu, von der der Lärm herüberschallte. Er fand die zwei Buben dort, den Viggi und den Jost, die den Hund an der Stallmauer in der Enge hielten und mit Fußtritten neckten. „Laßt ihn doch in Ruh!" rief er ihnen von weitem zu. In diesem Augenblick fuhr der Hund auf den krummbeinigen Viggi zu und erwischte seine Hose, in die er sich verbiß. Mit einem Fluch schleuderte der Bub ihn hinweg. Dann waren die beiden plötzlich wie toll vor Wut. „Was, beißen will es noch, das Vieh?" schrien sie und fuhren hinter dem Hunde her, der sich langsam um die Stallecke stehlen wollte. Ihr Angriff geschah so plötzlich, daß der Hund sich duckte, statt davonzulaufen, da fielen die zwei mit faustgroßen Steinen über ihn her. Nach dem dritten Wurf lag das Tier zuckend am Boden.

Der Lentin war hinzugesprungen. „Jetzt hört auf!" schrie er den Buben zu; er war totenbleich; seine Augen flackerten, und er fuhr mit beiden Armen durch die Luft, wie zum Schlagen. Der Viggi, der

ältere, wich zurück, aber der Jost hatte inzwischen schon den tödlichen Wurf getan. Als der Lentin sein Hündlein zucken sah, sott ihm das Blut. Er langte nach dem Halse des Jost und faßte ihn am Hemdkragen, mit der Linken erhaschte er den Viggi vor der Brust. Ein Ringen begann, die Fäuste der zwei Buben schlugen zu, er zog sie an sich und wollte sie werfen, da löste er plötzlich den Griff und starrte nach dem Weg hinüber, der vom Drahtsteg her nach dem Rütihof führte. Dort kam Hagen, der Bauer, hergetrottelt, schwerbetrunken, mühsam sich aufrechthaltend. Der Lentin stand, wie von einem plötzlichen Traum überkommen. Die Burschen ließen Faustschläge ihm auf Gesicht und Schultern regnen, zerrten ihn hin und her und überschütteten ihn mit Schimpfreden. Aber der Lentin hörte nicht diese, er hörte etwas in sich selber reden: „Was hast tun wollen? Dreingeschlagen hast, wo du dich ducken mußt. Siehst, was dein Vater denen getan hat, siehst, und dreinschlagen willst noch!“

An der Rütihofstube flogen die Fenster auf; von dem Lärm gelockt, fuhren die Bäuerin, die Mutter Toneli und die Frida mit ihren Köpfen heraus. In diesem Augenblick strauchelte drüben am Weg der Bauer und schlug schwer zu Boden; und Lentin, als spüre er die Schläge der Burschen nicht, riß sich von ihnen los und schritt Hagen zu Hilfe. Er hob den Betrunkenen auf und stützte ihn, und während er ihn zum Hause führte, merkte er erst, daß er selber am Kopfe blutete. Die Schmähreden der Weiber empfingen ihn, als er nachher den lallenden Bauer nach der Wohnstube brachte.

Am Abend des folgenden Tages schnitt Lentin am Gaisberg, der dem Rütihofbauern gehörte, das letzte Gras des Jahres. Er war ganz allein, es war nun einmal so, Denken, Lenken und Arbeiten fiel, soweit es den Landbesitz Hagens betraf, ihm zu. Die Buben halfen nur mit, wenn es ihnen gefiel. Der Bauer, der sonst so fleißige, geriet immer häufiger ins Wirtshaus statt auf die Matten.

Es war ein schöner, stiller Abend. Lentin schritt mähend hin und wieder. Es wehte eine kühle Luft, die Sonne war versunken, im Westen standen rot und gelbe Streifen am Himmel und wurden dunkler und glühender, als stehe ein fernes Land in Brand. Ein schwarzer Hügelzug hob sich ab davon, auf dessen Rücken einzelne schwarze Bäume wie Wahrzeichen in die Lohe ragten. Das Land zu Füßen des Gaisbergs lag still, und während unmerklich die Dämmerung über Dörfern, Wäldern und Matten sich vertiefte, war es, als versänken diese in einer dunkeln See. Es führte ein Weg über den Hügel von einer Talsenkung zur andern. Lentin trat aus der Matte, die ihn begrenzte, auf ihn hinaus, wischte seine Sense und stand einen Augenblick in Schauen verloren. Das Herz war ihm schwer. Er mußte an den Hund denken, den sie ihm erschlagen hatten. Wenn es auch nur ein Tier gewesen war, er, der Lentin, hatte nicht so viel zu verlieren, daß es ihm nicht gezählt hätte.

In seinem Rücken nahende Schritte weckten ihn; schon wollte er in die Matte zurücktreten, als sein Blick zufällig und ohne Neugier nach der Richtung ging, woher die Schritte klangen. Da sah er die

Elsi heransteigen. Er wußte, daß sie in einem jenseits des Hügels liegenden Dorfe gewesen war, aber der Weg über den Hügel war nicht der nächste, und er wunderte sich, daß sie ihn ging. Zögernd trat er in die Wiese, Rock und Wetzstein zu holen, die er abgelegt hatte.

„Grüß Gott!" grüßte die Elsi und blieb stehen. Ihr Blick ging frei und vertraut zu ihm aus. Es wurde ihm zumute, als sei die Sonne noch einmal zurückgekommen von dort, wo sie vor einer halben Stunde hinabgesunken war. „Grüß Gott!" erwiderte er ihren Gruß.

Die Elsi lehnte sich an einen Bretterhag, der zweier Bauern Güter schied. Sie trug ein dunkles Kleid, sah noch fast so schlank aus wie ein Kind, aber ihre Haare hingen nicht mehr auf die Schultern, sondern waren in schönen Flechten um den Kopf gelegt. „Jetzt haben sie dir den Hund erschlagen," sagte sie plötzlich und unvermittelt.

Eine Röte flog die Wangen des Lentin an. „Ja," sagte er.

„Es wird immer besser," fuhr die Elsi fort. „Wie es bei uns zugeht, das ist nicht mehr schön zum ansehen."

Lentin schaute zu Boden und schwieg. Die Elsi sprach wieder: „Es ist nur ein Wunder, daß nicht der Hof und alles zugrunde geht über dem Unfrieden, der darauf ist."

Als Lentin jetzt aufblickte, trafen seine Augen die ihren, und es wurde ihm warm. Die Elsi sah ihn dankbar, ernst und doch freundlich an, es wurde ihm sonderbar wohl bei dem Blick.

„Wenn du nicht wärest, wer weiß, wie es ginge. Aber du arbeitest ja für sechs," sagte die Elsi wieder.

Lentin zuckte die Schultern. „Was tue ich denn?" sagte er.

„Ja, ja, ich weiß schon," entgegnete die Elsi, und dann streckte sie ihm die Hand hin. „Ich bin da vorübergekommen, weil ich dir sagen wollte, daß ich auf deiner Seite stehe. Ich will mit dir Freundschaft halten; du verdienst es und einen mußt doch auch haben."

Lentin faßte des Mädchens Hand und hielt sie mit linkischer, schüchterner Gebärde. Dann sagte die Elsi: „Du machst Feierabend; komm, wir gehen zusammen heim."

So schritten sie bald Seite an Seite den Hügel hinab.

„Wenn ich es nur mit dem Vater ändern könnte," flüsterte die Elsi nach einer Weile wieder. Sie ging langsamer, ihre Lippen zitterten, und es glänzten Tränen in ihren Augen.

„Ja eben," sagte Lentin. Die Elsi schluchzte einmal leise in sich hinein. Dann sagte sie: „Er muß ja zugrunde gehen, wenn er so weitertrinkt," und dann: „Das ist alles nur durch die Stiefmutter gekommen!" Die Tränen funkelten jetzt hell in ihrem Blick. Eine heiße Zornglut stand auf ihren Wangen. „Wie du nur so stillhalten kannst alleweil, du!" wendete sie sich hastig gegen Lentin. Und dieser sah sie sonderbar an und sagte: „Ich weiß schon, warum." Aber, als sie seinen Grund wissen wollte, gab er keinen Bescheid mehr. Schweigend schritten sie dann am Kloster Thurburg vor-

über und stiegen hinter demselben einen steilen Weg hinab nach dem Winkel.

Seit diesem Zusammengehen war dem Lentin, als hätte ihm jemand einen kühlenden Verband über eine brennende Wunde gelegt. Wenn er die Elsi von weitem sah, wenn er an ihr vorüberging, dann fiel alles Schwere, das jeder Tag ihm anhängte, plötzlich von ihm ab; und wenn je einmal das Mädchen in ihrer freien und stillen Weise zu ihm sprach, dann war ihm, als sei der Rütihof die Hölle nicht mehr, die er für ihn bedeutete.

VIII

„Die Elsi, das hinterrückse Ding, läuft dem Lentin, dem Knecht, nach," berichtete die Bäuerin laut und eifrig ihrem Mann, und redete von Verstößen wider die Ehrbarkeit, von Falschheit und Gottes Strafgericht. Die Frau konnte manchmal predigen wie der Pfarrherr selber. Die Mutter Toneli, die sonderbarerweise immer hörte, wo etwas Wichtiges besprochen wurde, kam in diesem Augenblick durch die Tür gepustet und sang das Lied der Bäuerin mit. Die beiden zogen die Töne hübsch hoch und ließen an der Elsi und dem Lentin keinen guten Fetzen. Der Bauer saß unter dem Wortregen wie unter einer Traufe, sah mit seinen rot unterlaufenen, weinseligen Augen den Tisch an und blies das aufgedunsene Gesicht noch mehr auf. Als die Weiber schwiegen, nickte er schläfrig vor sich hin und meinte, das junge Volk sei heutzutage nicht

mehr scheu. Der Johann, der Bub, stecke bald allnächtlich in der Frida ihrer Kammer.

„Was?“ fuhr die Bäuerin auf, besann sich aber, daß sie nicht wohl ableugnen konnte, was klar am Tage war, und erklärte deshalb mit der würdigsten Miene der Welt, der Johann und die Frida wüßten aber, daß sie einander heiraten würden; zwei Versprochene dürften ...“

„Versprochen,“ lachte der Bauer dazwischen, „das Mädchen sagt dir's alle Tage ins Gesicht, daß ihr viel zu wohl ist zum Heiraten. Wo nimmst da den Verspruch her?“

Das Geplänkel dauerte noch, bis der Bauer sich erhob und brummend die Stube verließ. Dann gab die Mutter Toneli das Urteil ab, mit dem Schwiegersohn sei nicht mehr zu reden, er habe für nichts mehr Verstand als für Wein und Schnaps. Die Bäuerin schwieg und sann vor sich hin. Als aber die Mutter Toneli hinwegging und bald darauf die Frida in die Stube trat, rief Frau Karline sie zu sich, setzte ihr mit viel frommen Worten auseinander, daß ihr Tun und Treiben nicht löblich sei, daß aber die Thurwinkelhütte bereitstehe und der Johann, der Bub, auch, so möge sie den heiraten, wenn sie nicht in die Armut zurückwolle, aus der sie, die Bäuerin, sie herausgerissen habe. Die Frida Lerchlein verzog den weichlippigen Mund, zuckte die Schultern und tat der Strafrede der Bäuerin gegenüber widerspenstig, aber zuletzt erklärte sie kleinlaut, daß ihr die Heirat doch lieber als das alte Elend sei. Nur eilen täte es ja nicht so. Frau Karline sprach ihr nicht weiter zu, legte aber in Gedanken

schon die Papiere zurecht, die zum Hochzeithalten nötig waren. Sie hatte den Ehrgeiz, den Rütihof für ihre Sippe zu erobern.

Daß die Frida die Mahnungen der Verwandten nicht just ernst nahm, zeigte sie am selbigen Abend. Da saß der Lentin im Stalle unter einer der Kühe beim Melken, als die Tür leise aufging und die Frida hereinglitt. Sie zog die Tür sorglich hinter sich zu; Halbdunkel herrschte darauf im Stall, und dem Lentin war plötzlich, als sei eine heißere Luft mit dem Mädchen hereingekommen.

„Gott grüß dich!“ begann die Frida und stellte sich hinter den melkenden Burschen. „Schaffst brav?“

„Bah, es muß halt gemacht sein,“ erwiderte Lentin, dem die plötzliche Freundlichkeit des Mädchens wie aus den Wolken gefallen vorkam. Die Frida hatte sich sonst wenig um ihn gekümmert, manchmal war ihm gewesen, als schaue sie ihn länger als nötig von der Seite an, und ein-, zweimal hatte er einen ihrer sonderbar leuchtenden Blicke aufgefangen. Was sie jetzt wollte, begriff er nicht.

„Du, ist es wahr? — Du, ich — muß dich etwas fragen,“ stotterte die Frida jetzt, es war, als fehlte ihr der Atem. Lentin hatte seiner Kuh die Milch genommen und stand auf. In der einen Hand den Melkstuhl, in der andern den Milchkübel, stand er da; die Frida versperrte ihm den Weg.

„Was ist?“ fragte er fast barsch.

„Ist es wahr? Hältst es mit der Elsi?“ flüsterte die Frida. Sie trat dicht an ihn heran,

legte ihm beide Hände auf die Schultern und sah ihn mit einem Blicke an, der sein Blut wallen machte. Sein Atem ging rascher, und er sog unwillkürlich den des Mädchens ein. Wie unter einem Zwang wand er sich. Dann stieß er die unwirschen Worte hervor: „Wer sagt das? Wen geht das etwas an?"

„Gelt, es ist nicht wahr?" raunte die Frida. Lentin fühlte ihren Herzschlag an der eignen Brust, und es war ihm, als kröchen ihre Arme wie zwei Schlangen ihm um den Hals. Er zog die hagere Gestalt höher auf und machte sich frei.

„Laß mich weiterarbeiten," sagte er und trat, sie unsanft beiseiteschiebend, aus der Ecke, in die sie ihn gedrängt hatte, in den Stallgang. Seine Wangen waren rot, als schämte er sich; es war ihm gewesen, als hätte ihm die Frida den Mund zum Kuß geboten. „Daß du mir nicht mehr in den Stall kommst!" stieß er erregt und wild heraus, als er sich unter die nächste Kuh setzte. Die Frida kam ihm nachgeschlichen.

„Wenn es ja nur nicht wahr ist," sagte sie; es klang ganz demütig.

„Was?" fragte der Lentin in hellem Zorn.

„Das mit der Elsi," gab sie im vorigen Ton zurück.

Da fiel helles Licht in den Stall; die Tür ging auf und der Johann stand auf der Schwelle. Das Halbdunkel machte seinen Blick unsicher; dann sah er die Frida und wurde rot und bleich im gleichen Augenblick. Weil er aber im Nähertreten den Lentin an der Arbeit sah, drängte er die wilde

Rede zurück, die ihm auf die Zunge gefahren war, und hielt mühsam an sich. „Brauchst du Besuch beim Melken?" sprach er den Lentin an, und es klang zitterig. Da wendete sich die Frida ihm zu und schlang ihm ohne Scheu den Arm durch den seinen. „Hast es etwa nicht auch gern, wenn ich zu dir komme?" fragte sie, ein freches Lächeln lag um ihren Mund und leuchtete ihr aus den schönen dunkeln Augen. Dabei zog sie ihn nach der Türe und hinaus; und er folgte willenlos, der Druck ihres Armes verdrehte ihm den Kopf; die Wut gegen den Lentin war kleiner als die Leidenschaft für das Mädchen. Als die beiden hinaus waren, trat Lentin in die Helle, die durch die offene Tür hereinströmte, und atmete tief auf. Er wäre am liebsten ins Freie, in die Luft hinaus gerannt; nur die Arbeit hielt ihn fest. Was wollte das Mädchen von ihm? Was war die für eine, die sich einem fast an den Hals warf! Der Lentin hatte noch wenig von der Welt gesehen, hatte auch zeitlebens so viel zu arbeiten gehabt, daß seine Gedanken nicht hatten Seitensprünge machen können; jetzt stand er vor der Aufdringlichkeit des fremden Mädchens wie vor etwas Unglaublichem, und es empörte sich alles in ihm wider die schmeichlerische Art und das verliebte Getue derselben.

Die Frida Lerchlein war einmal in seinen Weg gekommen, nun fand er sie immer auf seinem Wege. Wo er sie am wenigsten vermutete, überall, wo es still und heimlich geschehen konnte, kam sie über ihn. Aber sie war klug und sprach mit ihm von allerlei unverfänglichen Dingen; nur in dem weichen Ton-

fall ihrer Stimme lag etwas, was ihm verriet, daß sie ihm gefallen, ihm zuliebe leben wollte. Sie wurde selbst dienstfertig, dienstfertig gegen den Knecht. Wo sie ihm etwas an den Augen ablesen konnte, tat sie es für ihn.

„Bah, für was tust das?“ fragte dann der Lentin ungeduldig.

„Für was?“ gab das Mädchen zurück und sah ihn nur an. Und der Lentin wendete sich ab; es war ihm immer, als würfe ihm einer etwas Unreines ins Gesicht, wenn die Frida ihn so ansah.

Daß die andern es merkten, wie das Mädchen dem Knecht nachhielt, war nicht zu verwundern. Die drei Buben steckten die Köpfe zusammen wie Verschwörer. Vor ihnen hatte die Frida keine Schuld; der Lentin war der Verführer. Sie konnten ihm nur immer nichts nachsagen, nichts beweisen. „Wenn wir ihn erwischen, daß er sich mit der Frida einläßt, schlagen wir ihn tot,“ raunten sie einander zu. Und sie hielten schon die Fäuste in den Taschen geballt, und die Herzen schlugen ihnen vor heimlicher Lust und Gier, die Worte wahr zu machen. Die Bäuerin, als sie gewahr wurde, was vorging, war anzusehen wie ein Hüterhund, der die Ohren spitzt. Ein paar Tage lang stand sie auf der Wacht, dann nahm sie die Frida auf ihre Kammer und hatte eine Unterredung mit ihr, von der jene sehr kleinlaut zurückkam. Von dem Tage an war das Mädchen wenig mehr allein, die Bäuerin oder die Mutter Toneli hatten sie immer um sich. Sie schleppten sie zum Pfarrherrn und in die Kirche und beteten zu Hause mit ihr, als müßten sie einen

Vaterunserberg abbeten. Die Frida sollte besser werden auf diese Art. Daneben betrieb die Bäuerin die Heirat des Johann eifriger; eines schönen Tages standen er und die Frida zu ihrem eignen Erstaunen im Amtsblatt; die Bäuerin hatte alles eingeleitet. Damit schien es aber der Frau Karline nicht genug. Einmal nach dem Mittagessen hielt sie die Buben zurück. „Von nun an müßt ihr anders angreifen," sagte sie, „der Lentin, der falsche Schleicher, muß mir aus dem Hause, und einen andern Knecht schaffe ich keinen an." Die Buben wären einverstanden gewesen damit, daß der Lentin fortginge, mit dem Mehrarbeiten konnten sie sich nicht befreunden. Darum zögerte auch jetzt noch die Bäuerin Tag für Tag, den Lentin wirklich fortzujagen. Das Fortgehen legte sie ihm schon immer nahe. Bei jedem Zusammentreffen fand sie etwas zu keifen und zu sticheln. Und tat sie es nicht, nahm ihr die Mutter Toneli das Geschäft ab. Ein Hund hatte es besser als der Lentin; und zu allen Tageszeiten schrien ihm die Weiber ins Gesicht: „Warum gehst nicht? Du kannst doch sehen, daß du übrig bist!"

Der Lentin wurde bleicher in der harten Zeit. Manchmal war er daran, fortzulaufen. Wenn er den Bauer ansah, blieb er. „Den hat dein Vater zugrunde gerichtet! Halt aus bei ihm!" klang es ihm in den Ohren.

„Warum gehst nicht?" Dieses Wort hörte er endlich auch von der einzigen, die es wohl mit ihm meinte, von der Elsi. Das war eines Tages nach Feierabend. Lentin war ohne Abendbrot geblieben. Die Mutter Toneli hatte ihn aus nichtigem Grunde

mit Schmähreden zur Tür hinausgejagt, als er sich hatte zu Tisch setzen wollen. Arbeit war keine mehr zu tun. So schritt der Bub vom Hause hinweg, ohne just zu wissen wohin, nach Stille verlangend. Irgendwie kam er an die Thurwinkelhütte und fühlte es plötzlich an einem Schmerz am Herzen, daß er in die dunkeln Fensterscheiben blickte. Die Hütte hatte ein neues Dach und neue grüngestrichene Fensterladen; sie stand bereit, den Johann und seine junge Frau aufzunehmen. Aber Lentin spähte ins dunkle Innere und besann sich, warum das, was darinnen war, nicht mehr sein war. Sein Herz brannte. Es war doch ein elendes Leben, das er jetzt führte! Es war kein freudiger Tag, keine rechte Stunde darin! Der Kopf war ihm dumpf, eine stumpfe Gleichgültigkeit kam über ihn; fast unbewußt schlenderte er von der Hütte hinweg an das Thurufer hinunter. Es war ein kurzer Weg, über den Grasbord hinab, beinahe wäre er geradeswegs in den Fluß hineingelaufen; plötzlich sah er im Dunkel vor sich die Wasser vorbeischießen. Da hielt er an, staunte eine Weile hinab und setzte sich dann; er war so müde, als wäre er weit gegangen. „Da ist dem Hagen seine Frau hinab. Darum mußt bei ihm bleiben," fiel es ihm ein. Er fühlte dieses „Muß" gleich einer Kette, die ihn unlösbar festschloß, und weil er sich nicht dagegen wehren konnte noch wollte, versank er in ein dumpfes, gedankenloses Brüten. Es war dunkel um ihn, am Uferrand standen einzelne Büsche gleich Wachtposten. Bäume und Steine ragten als schwarze Gestalten aus den Matten; manchmal war es, als umlauerte

und umschleiche ein feiges Volk den Dasitzenden. Der Himmel war voller Wolken. Schwarz und schwer hingen einzelne daran. Violett und weiß und blau blitzten Fetzen andrer zwischen ihnen, und manchmal schwamm in einem kleinen blauen See unverhüllten Himmelsgrundes ein ferner Stern.

„Lentin! Lentin!" An der Thurwinkelhütte oben rief jemand leise den Namen des Theilerbuben. Lentin fuhr auf und fühlte, als ob ihm das Herz stillstünde; er meinte, der Vater hätte ihn gerufen.

„Ja!" gab er Antwort hinauf. Es klang so gepreßt, daß der Ton kaum bis zur Hütte reichte. Dennoch kam die Elsi von dort auf ihn zugegangen, die Elsi vom Rütihof. Er war unwillkürlich der Stimme nachgegangen, immer im Gefühle, der tote Vater rufe nach ihm. Als ihre Gestalt aus dem Dunkel tauchte, schrak er zusammen; er unterschied nicht, ob ein Mann oder ein Weib ihm entgegenkam, und meinte, die Toten ständen auf. Erst an der Stimme erkannte er das Mädchen.

„Wo bist auch? Ueberall habe ich dich gesucht," sagte die Elsi; der Atem war ihr kurz wie von raschem Gehen. Dann reichte sie ihm, in Papier gewickelt, ein Abendbrot. „Du hast ja nichts gegessen! Arbeiten und nicht essen, das kann ja nicht gehen."

Sie konnte in der Dunkelheit nicht sehen, wie seine Augen sie anleuchteten. Er dankte. „Wenn es die Frau merkt," sagte er, „mußt du es büßen. Das mußt nicht mehr tun."

Die Elsi war einen Schritt zurückgetreten; es

war, als beobachtete sie ihn, mit scharfen Augen durch die Nacht spähend. „Wie du bei uns bleiben magst und kannst, das verstehe ich nicht,“ sagte sie nach einer kleinen Weile, während der Lentin sich halb unbewußt hinter sein Essen machte. Lentin gab keine Antwort; aber ihre Worte waren ihm nicht lieb; er fühlte, daß er ihr nicht sagen konnte, warum er im Hause blieb, und er fürchtete sich vor ihren Fragen.

„Keine frohe Stunde hast,“ fuhr sie fort. „Das Vieh im Stall ist besser besorgt und angesehen als du.“

Da gab er zu: „Gerade leicht machen sie mir das Leben nicht.“

„Warum gehst nicht?“ brach dann plötzlich die Elsi leidenschaftlich los. „Wie kannst nur noch bleiben? Stellen findet doch einer wie du genug. Und so braucht sich doch kein Mensch quälen zu lassen.“

Lentin war wieder stumm. Er tat ein paar Schritte vorwärts in der Richtung nach der Hütte zu. Elsi folgte ihm. Sie legte ihm die Hand auf den Arm: „Jetzt sag mir,“ drängte sie, „warum gehst nicht? Ich kann es nicht mehr mit ansehen wie sie mit dir umgehen.“

„Warum ich nicht gehe?“ sagte der Lentin in einem Tone, als rede er im Traume. „Das kann ich nicht sagen, warum ich nicht gehe.“

Sie hatten sich indessen der Hütte genähert und sprachen noch leiser und verstohlener als vorher. Die Elsi meinte ihn belehren zu müssen. „Du bist nicht aus dem Thurwinkel fortgekommen, du meinst,

du könntest anderswo nicht unterkommen. Ich glaube gar, du hast Angst, in die Welt zu gehen, Bub."

Lentin schüttelte den Kopf. „Nein, nein," sagte er, „ums Fortkommen ist mir noch nie angst gewesen." Doch als die Elsi wieder begann: „Aber wie kannst dann noch bleiben?" unterbrach er sie fast heftig mit den Worten: „Frag mich nicht mehr, ich kann es doch nicht sagen."

Darauf schwiegen beide eine geraume Zeit; Lentin verzehrte sein Abendbrot. Er war hungrig und aß mit Behagen. „Du bist ein Gutes, daß du an mich gedacht hast," sagte er, als er damit fertig war. Dann gingen sie an der Hütte vorüber und dem Hause zu. Die Elsi schien in Gedanken versunken. Als sie dem Rütihof nahe waren, blieb sie stehen. „Laß mich zuerst hineingehen," sagte sie, „sonst merken sie, daß wir zusammen gekommen sind." Der Lentin hielt an, und sie zögerte einen Augenblick neben ihm. Ein Seufzer brach von ihr. Dann faßte sie nach seiner Hand und drückte sie. „Am Ende," flüsterte sie, „bin ich ja froh, Bub, daß du dableibst."

Darauf verließ sie ihn mit leichten, ruhigen Schritten. Lentin schaute eine Weile in die leere Luft. Es war ihm plötzlich ganz friedlich zumut geworden. „Am Ende bin ich ja froh, Bub, daß du bleibst." Die Worte läuteten in seinen Ohren nach, und er lauschte nach ihnen wie nach einer schönen, stillen Musik.

IX

Auf dem Rütihof war Hochzeitleben. Der Fremde, der über den Hängesteg nach dem Thurwinkel gekommen wäre, hätte sich über die laute, ungebundene, sorglose Freude gewundert, die da herrschte, und hätte gemeint, in ein Paradies von Friedfertigkeit und Sanftmut hineingefallen zu sein. Am frühen Morgen waren der Johann und die Frida in der Kirche von Büren ein Paar geworden. Jetzt ging es schon dem Abend zu und der Hochzeitsjubel war auf seiner höchsten Höhe. Die Sonne schien; sie schien vom feiertäglich blauen Himmel auf die Rütihofmatten und schien aus allen Gesichtern derer, die an den Hochzeitstischen saßen. Diese Tische standen im Freien vor dem Rütihof, waren mit Speisen, Getränken, Eß- und Trinkwerkzeug überladen und hatten um sich herum die halbe Bevölkerung von Büren sitzen. Ein so schreiend sonniger Tag war noch selten gewesen, die Strahlen, die vom Himmel herunterstachen, waren wie Speere; darum mußten die an den Tischen sich auch so ausgiebig innere Kühlung: Bier, Wein, Branntwein zuführen. Die Köpfe aller waren erhitzt. Die Männer schwitzten, die Frauen hatten zum Teil glänzende Augen, aber alle blickten wie die Sonne selber voll einer eifrigen, stichigen, unnatürlichen Freundlichkeit. Am sonnigsten schauten die Rütihofbäuerin und die Mutter Toneli. Sie gingen zwischen den Tischen umher und teilten schöne Worte aus; es war ein ansehnliches Geschäft und war erstaunlich wohltuend, zu sehen, wie

die beiden Frauen in nagelneuen Röcken mit neumodisch buntem Schleifen- und Krausenzeug besetzt, immer wieder zwischen den Gästen die Runde machten. Hierbei hatte die Frau Karline, deren langer weißer Hals turmhaft aus grellroter Krause stieg, die ungemein heimelige Angewohnheit, jedem und jeder, mit denen sie sprach, die Hände auf die Schulter zu legen, als wollte sie sie umarmen, und wußte in hunderterlei zuckerigen, mit singender, butterweicher Stimme gesprochenen Worten immer dasselbe zu sagen, welch ein Glück es für den Rütihof sei, den und den und die heute einmal zu Gast zu haben, wie bedauerlich es aber bleibe, daß der und der und die sich nicht öfter sehen ließen. Die Mutter Toneli brauchte zu ihrer Reise um die Tische länger. Ihr schönes weißes Haar schimmerte wie feinster Flachs in der Sonne, ihre unendlich kleinen Augen lauerten aus kaum zum glauben tiefen Höhlen; da sie kurzsichtig war, blieb sie hinter dem oder jenem Gast stehen, gleichsam als ob sie ihn beschnuppere, in Wirklichkeit nur, weil sie eine kleine Weile brauchte, um ihn zu erkennen. Hatte sie ihn dann erkannt, dann redete sie in geigensanften Lauten: „Ja, jetzt lug, ist das nicht der Herr so und so oder die Frau so und so?" Hatte sie dann die bestätigende Antwort erhalten, dann setzte sie sich jeweilen an den Tisch zu der begrüßten Person und ließ den ganzen Honig ihrer freundlichen Seele aus ihrem Mund und jener in den Schoß fließen.

Es waren drei Tische da, und unter diesen, während am dritten gewöhnliche und geringere Gäste

saßen, insbesondere zwei bemerkenswert. Am ersten, dem Rütihof, also der Getränkequelle am nächsten stehenden, saß obenan Hagen, der Bauer. Er hatte eine rote, steife, ganz neue Stallbluse an, über die sich die Gäste anfangs gewundert hatten, die aber der Bauer in einer sonderbaren Laune durchaus zu Ehren der Hochzeit zum ersten Male hatte anziehen wollen. Seine breite, schwere Gestalt saß schwerfällig im Stuhl, seine Glieder schienen gedunsen und sein Gesicht schimmerte bläulichrot. Mit seinen rot umränderten Augen glich er einem blutdürstigen Metzger, und den Durst konnte ihm keiner ableugnen; wenn auch kein Blut, so trank er doch Wein, der Hagen, trank lästerlich. Neben ihm saßen der Pfarrherr und der Stuber-Klaus, der Waisenvogt. Eine ganze Menge der Bürener Häupter schlossen sich an, vom Ratspräsidenten bis zum Dorfweibel, vom Feuerwehrhauptmann bis zum Landjäger, zum Riedi, dessen grüne Uniform eine schöne Abwechslung in die Reihe der Bauernkittel brachte. Unter einer Herde mauleifriger Weiber am unteren Ende desselben Tisches saß die Elsi. Auch sie trug ein schwarzes Feiertagskleid, aber sie war die einzige, die keine Sonne im Gesicht hatte. Sie saß zumeist still da; die worteifrigen Weiber achteten ihres Schweigens kaum, sie aber suchte mit dem Blick immer wieder das Gesicht des Vaters. Ihre Wangen waren bleich, um so schöner hob sich das volle und weiche braune Haar vom Gesicht ab, und ihre ernsten braunen Augen waren unter den unruhig glänzenden, wässerigen, weinseligen, erregt funkelnden oder rauschschläfrig blin-

zelnden der andern wie zwei schöne, still brennende Lichter inmitten einer Menge roter, zuckender Flämmlein.

Am zweiten Tisch saß das Brautpaar unter der Jungmannschaft von Büren. Der Viggi und der Jost hockten wie zwei Leibwächter dem Johann, dem Bräutigam, zur Seite. Der Johann selbst war das erstaunlich getreue Ebenbild seines Vaters. Er schluckte wie ein Faß ohne Boden das Getränk hinab, er hatte ein rotes, gedunsenes Gesicht, und seine Augen blickten manchmal wie die eines abgestochenen Hammels. Auch klang seine Stimme zuweilen unsicher und lallend; er übte aber die Zunge immer wieder in zärtlichen Worten, die er mit heißem Atem der Frida, seinem jungen Weibe, ins Gesicht blies. Diese lehnte den schlanken Oberkörper weit über den Tisch vor, die schwarze Seide ihres Kleides schmiegte sich wohl um die schönen Formen. Ihre Augen versandten Blicke, die den Tisch entlang gingen wie Bettler und sich aufdringlich bald an das, bald an jenes Männergesicht hingen. Auf die plumpen Schmeichelreden ihres Mannes gab sie selten Bescheid, lachte zwar manchmal laut auf, erwehrte sich seiner aber mit mancher unwilligen Bewegung. Dem Wein jedoch sprach sie fast so fleißig zu wie der Johann, und eine von Zeit zu Zeit in einem wüsten Wort plötzlich hervorbrechende Ausgelassenheit bewies, daß er über sie Herr zu werden begann.

Das Leben an den Tischen wurde lauter. Rundgesänge gingen herum, die Stimmen klangen nicht immer ganz rein; manchmal brach ein gellender

Juchheiruf aus dem übrigen Stimmendurcheinander hervor, wie wenn aus dem Gewirr einer Krähenschar ein einzelner Vogel kreischend aufstößt. Einmal drehte der Viggi Hagen sich zufällig nach dem Hause um und sah den Lentin mit der Melkter in der Hand heraustreten. „Lug, der Lentin geht melken," raunte er dem Bruder zu.

„Bah, der hat auch nicht viel von der Hochzeitsfreude," brüllte der Jost, der in der Weinlaune ein gutes Herz hatte.

„Herkommen soll er, Bescheid tun soll er," sprudelten dem schwerbetrunkenen Johann die Worte hervor. Da scholl auch schon der Ruf: „He, Lentin! Lentin, daher!" zu dem Knechte hinüber, der im Begriff war, in der Stalltür zu verschwinden.

Lentin wendete sich um; er glaubte, sie wollten ihn foppen, machte halb ein gezwungen freundliches, halb ein ungläubiges Gesicht und öffnete die Stalltüre, um hineinzutreten. Da rief der Pfarrherr nach ihm, und er mußte wohl oder übel herankommen und denen am Behördentisch Bescheid tun. Dabei luden ihn auch die Rufe der Jungen immer dringender ein, und nach einer kleinen Weile trat er auch zu diesen, ergriff eines der ihm gebotenen Gläser, stieß mit einer Reihe der Schwelger an und tat Bescheid. Auf seinem Gesicht malte sich eine leise Verlegenheit, das Blut wallte unter der weißen Haut und seine blauen Augen blickten unstet, mit einem Ausdruck des Unbehagens bald dahin, bald dorthin, als müßte er nach allen Seiten hin vor Uebelwollen auf der Hut sein.

„Komm, setz dich zwischen uns!" luden zwei

gutmütig dreinblickende Jungburschen von Büren ihn ein und gaben ihm auf der Bank einen Raum frei.

„Ich muß an die Arbeit," sagte der Lentin und wandte sich halb ab.

„Komm doch, setze dich!" fuhr eines andern Einladung dazwischen. Einer, der auch nicht mehr nüchtern war und mit forschendem Blick die schlanke, aufrechte, aber hagere Gestalt des Lentin gemessen hatte, meinte: „Wärest noch ein ganz strammer Bub, du dort, Knecht, du, Lentin! Eine Nase hast freilich wie ein Elefantenrüssel."

Ein Sturm von Gelächter brach darauf über den Tisch los. Der Johann, dem der Witz wohlgetan haben mochte, hob noch einmal mühsam sein Glas, streckte es dem Lentin hin und schrie: „Du, komm her, tu Bescheid, Bub!"

Zögernd folgte Lentin, er nippte nur. Dann murmelte er wieder etwas von „arbeiten müssen" und drückte sich beiseite, ging dem Stalle zu, ohne bemerkt zu haben, daß die Frida ebenfalls ihr Glas erhoben und es ihm geboten hatte. Erst als er neues Gelächter vom Tisch her hörte und die Stimme des jungen Weibes vernahm, die nach ihm rief, drehte er sich noch einmal um und sah die Frida mit einem vollen Glas ihm folgen.

„Jetzt will ich doch gern sehen, ob du mir nicht auch Bescheid tun mußt!" rief sie laut. Dabei war es, als trügen ihre Füße sie nicht mehr ganz sicher.

Die am Tische krähten vor Lachen, als wäre es ein besonderer Spaß, daß die junge Frau dem Knecht nachlief.

Lentin ergriff fast heftig das Glas und setzte es an den Mund. Da fühlte er den Atem der Frida ganz nah, und dann flüsterte sie etwas. Er verstand ein paar hastige, zitterige, aber wilde Worte:

„Den dort am Tisch, den heirate ich — dich, hast gehört — ich will es dir nun einmal sagen — dich habe ich gern."

Lentin gab das Glas zurück. Er war rot geworden, als würfe ihm einer die größte Schande nach. Dann zuckte er heftig die Achseln, wandte sich und ließ die Frida stehen. Die lachte ein wenig gezwungen auf, drehte sich um und ging an den Tisch zurück. Dort empfingen die Gäste sie mit Scherzen und Gelächter; ihr Mann, der Johann, machte ein Gesicht wie ein zorniger Puter; den hatte die Eifersucht wieder am Kragen. Das Gelage ging darauf weiter. Einer der Jungburschen langte eine Handharmonika hervor und begann zu spielen. Die Buben und Mädchen hoben an, im Reigen sich zu drehen.

„Juhe!" schrie plötzlich Hagens Stimme schrill über die Tische; einige, die, aufgerüttelt, nach ihm sich umschauten, sahen ihn bocksteif und mit blaurotem Gesicht dort stehen, dann wurde er plötzlich weiß wie der Tod und schlug seitwärts zu Boden, wie ein an der Wurzel abgesägter Baum. Der Festlärm verstummte nicht sogleich; die den Bauern hatten fallen sehen, glaubten ihn vom Rausch geworfen. Erst als sich einer nach dem andern von denen, die mit ihm am gleichen Tische gesessen hatten, über den Daliegenden bückten, wurden die übrigen aufmerksam und entstand ein Gedränge um

den Bauern, bei dem der Pfarrherr niedergekniet war. Die Elsi schaffte sich Raum und ließ sich auf der andern Seite neben dem Vater ins Knie nieder. „Er lebt noch," sagte der Pfarrherr und riß dem Bauern Bluse und Hemd auf. Hagen atmete keuchend; er blutete am Kopf; im Fallen hatte er die Schläfe an den Tisch geschlagen. Die Bäuerin kam. Sie drängte sich nicht ganz durch die Menge, sah über die andern hinaus und war ganz ruhig, wenn sie auch bleich war. „Tragt ihn hinein!" sagte sie mit scharfer, entschlossener Rede. Hinter ihr wollte sich jemand in Jammern überschaffen. „Ach, der Gute, der Liebe, der Arme!" Die Mutter Toneli stand mit gefalteten Händen da, schluchzte die Worte hervor und hatte eine ganze Ueberschwemmung von Mitleid im Gesicht.

„Tragt ihn ins Haus!" rief es aus der sich dichter zusammendrängenden Menge.

„Vorwärts, faßt an, und bringt ihn mir in die Stube!" gebot die Bäuerin. „Er wird zuviel getrunken haben," versetzte sie mit hartem Ton zu einem Weib, das gefragt hatte, wie das Unglück geschehen sein möchte.

Inzwischen griffen ein paar Männer den Körper des Bauern an. Zu seinen Häupten stand der Lentin und legte die Arme unter die des Kranken. Er stand plötzlich da, sie achteten erst auf ihn, als sie sahen, wie er den schweren Oberleib des Bauern mühsam hob und zwei andern Männern mit entschlossener, fest klingender Stimme Weisung gab, wie sie zu helfen hätten. Dann trugen sie den Hagen ins Haus.

X

Johann Hagen, der Bauer, lag in seiner Schlafkammer. Es war am Tag nach dem Feste. Die Tage nach den Festen sind meistens Jammertage. Heute jammerte alles, vorab das Wetter, als hätte auch das gestern sich zu viel Gutes getan. Wie es gestern heiß und hell gewesen war, so war es heute dunkel und kühl. Der Himmel flennte wie ein rührsames Weibsbild, und der Wind fuhr unter dem Himmel hin, stoßweise, als ob ein riesiger Vogel mit rauschendem Flügelschlag vorüberstriche. Wann er daherkam, faßte er die Regentropfen und warf sie in Wellen vor sich hin. Dem Johann Hagen, dem Bauern, warf er alle Augenblicke mit peitschendem Geräusch einen Guß von Tropfen an die Kammerfenster. Sie flossen in hundert Bächlein außen am Glase hinab, es war ein eintöniger Vorgang, der sich ansah, als würde immer und immer wieder ein grauer Schleier an den Scheiben hinuntergestreift. In der Kammer war ein trübes Licht. In allen Ecken, an den an die Wand gerückten Betten, am Tisch, der unter einem alten Spiegel stand, und hinter jedem Stuhl kauerten dunkle Schatten, als füllte allerlei unheimliche Gastung die Stube. Zwei Schatten, die dunkler waren als alle andern, hockten in der Nähe des Bettes auf zwei Stühlen. Es war schwer zu erkennen, daß das die Bäuerin und die Mutter Toneli waren. Sie saßen vornübergebeugt da und hielten den Rosenkranz in den Fingern, den sie unablässig drehten. So unablässig wie draußen der Regen, fielen von den Lippen der

zwei Weiber die Gebetworte. „Vater unser“ und „Gelobt seist du, Maria.“ Es war, als wickelten die beiden Bänder und Bänder ab, und man meinte sich's am Boden schlängeln und wachsen zu sehen. Lentin, der auf des Bauern Verlangen eine Weile in der Stube gewesen war, hatte sich gewundert, daß die beiden Frauen nicht in dem Haufen „Vaterunser“, die sie schon an den Boden hinab gebetet hatten, ersoffen.

Die Mutter Toneli tat einmal einen Seitenblick und sah, wie der Bauer, der von unruhigem Schlafe erwacht war, mühsam auf einen Arm sich stützend, Kopf und Oberleib um ein weniges erhob und sie anstarrte. Da schien ihr doppelter Eifer Pflicht, und sie beugte sich tiefer über den Rosenkranz und leierte emsiger weiter. Die Bäuerin hatte ihr Murmeln nicht unterbrochen. Aber der Bauer ächzte und hob sich langsam, langsam höher auf. Sein Kopf ragte über das Bett hinaus und sein Gesicht schien zur Fratze verzerrt aus dem Dunkel. Seine Augen, die rot unterlaufen waren, quollen hervor, leuchteten wie zwei Lichter in dem Kopfe und funkelten die zwei Weiber an. Sein Haar war gesträubt; sein Atem ging ruckweise und die Unterlippe hing herab wie bei einem Blödsinnigen. Die Beterinnen hörten das Stöhnen des Mannes nicht, der aber krallte plötzlich beide Hände in die Matratze, auf der er saß, und tat einen Schrei:

„Lentin!“

Der Ruf war so fürchterlich laut und schrill und plötzlich, daß die zwei Frauen wie von einem Windstoß angeblasen auf ihren Stühlen wackelten

und keine ein Kreischen des Schreckens zu unterdrücken vermochte. Beide fuhren empor und wendeten sich dem Bauern zu, die Bäuerin hatte ein zornmutiges Gesicht, aber selbst sie erschrak vor dem Anblick zurück, den ihr Mann bot. Er sah aus wie einer, der sich von unerträglicher Fessel loszureißen strebt, Schaum stand ihm vor dem Mund, und mit der einen Hand riß er sich das Hemd vom Halse los, als sollte er ersticken. Dann kam noch einmal der schauerliche Schrei: „Lentin!" und die geballten Fäuste gegen die Weiber schüttelnd, wies er sie hinaus.

Eine kleine Weile später kam Lentin. „Der Mann verlangt nach dir," hatte die Bäuerin gesagt, die in ungewohnter Eile nach ihm gesprungen war. Sie trat bis an die Tür, als Lentin in die Kammer ging und sah, daß Hagen noch in der vorigen Stellung verharrte und noch immer mit wild rollenden Augen um sich blickte. Er ächzte und keuchte wie ein Ertrinkender; als Lentin zu ihm trat, schien er ihn nur halb zu kennen. „Bist du da, Bub?" fragte er und starrte ihn an. Dann ging es wie ein Erkennen durch sein Gesicht, und er fragte: „Sind sie hinaus, die zwei?"

„Wer?" fragte Lentin.

Da griff Hagen mit seiner schweren Hand nach ihm und zog ihn ans Bett. „Da," sagte er laut und in herrischem, klarem Ton, „da vor den Heiland gehst!"

Es hing an der einen Wand ein kunstloses Christusbild; der Gekreuzigte war aus Bein geschnitzt und leuchtete aus dem Dunkel hervor. Zu dem hin

schob der Bauer den Lentin. „Ersticken muß ich in der falschen Frömmigkeit, die hier im Hause ist,“ stammelte er. Dann wurde er ruhiger. Er blickte nach dem Lentin, der mit gefalteten Händen vor dem Heiland stand. „So,“ sagte er laut und herrisch wie zuerst. „Jetzt sag dem ein einziges, rechtschaffenes, lautes Vaterunser, ein einziges, hast gehört. Aber eines, das von Herzen kommt. Du bist noch einer, der von Herzen reden kann. Also sag's.“

Lentin begann.

„Lauter!“ gebot der Bauer. Da betete Lentin aufrechtstehend, laut und mit Eifer. Als er in der Mitte des Gebetes war, fiel ihm ein, daß er für einen armen Mann betete, einen durch die Schuld eines andern armen Mann. Er vergaß ganz, wo er war, und betete mit einer heiligen Inbrunst. „Jetzt sag noch: ‚Und mach den Hagen wieder gesund,‘“ befahl der Bauer, als er geendet hatte. Da betete der Lentin: „Und mach den Hagen wieder gesund.“

Die Bäuerin stand in der Tür und sah auf den seltsamen Vorgang. Dann erwachte sie wie aus einer Erstarrung und schoß plötzlich in die Stube hinein. Mit den Armen in der Luft herumfuchtelnd, stellte sie sich vor Lentin hin. „Du machst, daß du weiterkommst!“ kreischte sie. Und als der Bub schweigend ging, wendete sie sich zu dem Bauern: „Du brauchst auch noch so zu toben, du, und dich zu beklagen. Sei du froh, daß einer für dein Seelenheil sorgt, du wärest ja längst dem Teufel verfallen.“ So und ähnlich sprudelte Frau Karline einen Gewittersturm von Worten über den Kranken

hin, der sich hatte in die Kissen zurückfallen lassen, nur den Kopf noch leise über den Bettrand hinausschob und irgendwohin ins Leere starrte. Er muckste nicht unter den Worten; beinahe schien es, als hörte er sie nicht. Erst als die Bäuerin innehielt und sich der Tür zuwendete, räusperte er sich und spuckte auf den Boden. Dabei murmelte er etwas in sich hinein, das weder Liebkosung noch Schmeichelei für sein Weib bedeutete.

Dem düsteren Tage folgte eine fürchterliche Nacht. Der Wind war zum Sturm gewachsen; der Regen rauschte, als brächen Ströme aus den Wolken. Unheimliche Geräusche gingen um den Rütihof, dessen ganze Bewohner auf den Beinen waren. Selbst der Johann und sein junges Weib, die Frida, waren aus der Thurwinkelhütte herübergekommen und hockten mit den übrigen in der großen Wohnstube, denn der Bauer wollte sterben. Der Pfarrherr war noch in allem Unwetter dagewesen; der hatte es gesagt: „Die Nacht wird er kaum überdauern."

Bald nach der Stunde, da er den Lentin gerufen hatte, hatte den Bauern ein neuer Schlaganfall getroffen und hatte ihm die Sprache geraubt. Er lallte nur noch, aber es war, als bringe ihn der Verlust der Sprache in eine fürchterliche Erregung. Durch wilde Zeichen gab er zu verstehen, daß er den Lentin um sich haben wolle. Anfänglich sträubte die Bäuerin sich, ihn zu holen, aber der Bauer tobte, und damit sie nicht schuld an seinem Tode habe, tat ihm die Frau den Willen. Jetzt saß der Lentin am Bett und legte dem Kranken von Zeit zu Zeit kühlende Ueberschläge auf den Kopf. Der

Bauer war ruhiger geworden; es schien, als schlafe er; aber zuweilen riß er die Augen weit auf und starrte an die Decke. Die Elsi kam und ging und sorgte für alles, was der Vater bedurfte. Sie litt er bei sich; wenn er eines der andern erblickte, schüttelte die Wut ihn so, daß jenes gern genug sich wieder entfernte. Die Elsi kam dann und setzte sich neben Lentin nieder. Eine ganze Weile hielten sie die Wacht am Bett. Reden und Schnarchen drang aus der Wohnstube herein. Die Weiber saßen dort beisammen, bald betend, bald sich unterhaltend; der Johann, der Viggi und der Jost hockten jeder in einer Ecke und schliefen. Die beiden am Bett fühlten sich wie in einem Käfig, an dessen Tür die Wächter saßen; sie wußten, daß die draußen in der Stube der Neid und der Haß fressen wollte, darum daß sie bei dem Sterbenden sitzen durften. Als sie den Bauern die Augen schließen sahen wie zum Schlafe und bald nachher ruhige Atemzüge hörten, rückten sie vom Bett hinweg und begannen eine leise Unterhaltung.

„Wenn er stirbt, der Vater, habe ich niemand mehr auf der Welt," sagte die Elsi mit zuckenden Lippen. „Ich will fortgehen und mir einen Dienst suchen," flüsterte sie nach einer Weile wieder, „hier kann ich nicht bleiben, ich bin ihnen schon jetzt im Wege."

„Ja, ja, das tu nur," flüsterte Lentin zurück.

Nun lauschten sie wieder. Wenn Wind und Regen einen Augenblick verstummten, konnten sie noch immer Hagens Atemzüge hören.

„Aber du, du kannst auch nicht hierbleiben,"

wandte sich Elsi wieder an Lentin. Der schaute wie geistesabwesend zu Boden.

„Du wirst doch auch fortgehen?“ fragte Elsi dringender.

„Ich weiß nicht,“ gab er ganz leise Bescheid.

Elsi erzürnte; sie wollte reden. Da fiel ihr auf, wie still es auf einmal im Zimmer war. Wind und Regen setzten aus. Aber auch die Atemzüge des Bauern verstummten plötzlich. Elsi hörte sie noch still werden. Es war wie das Stocken einer Uhr, als sie auf einmal zitterten und verklangen. „Jesus,“ sagte das Mädchen. Das Herz pochte ihr, sie stand auf, ergriff eine Kerze, die auf einem kleinen Tische stand, und leuchtete über das Bett. Hagens Gesicht war starr und bleich. Elsi griff rückwärts und haschte nach Lentins Hand. „Siehst,“ sagte sie und wies auf den Daliegenden, „ist — ist er tot?“

Ihre Züge arbeiteten, sie war einen Augenblick kraft- und willenlos; der Tod erschreckte sie; vielleicht fürchtete sie sich. Sicher war, daß ein Gefühl der Einsamkeit und des Verlassenseins sie befiel. Sie drängte sich an den Lentin wie ein Vögelein, das sich verkriechen will; der Bub mußte unwillkürlich den Arm um sie legen.

„Ja, er ist gestorben,“ sagte er. Da weinte die Elsi an seiner Schulter, und sie standen am Bett und waren wie Bruder und Schwester. Draußen setzten Wind und Regen wieder ein. Lentin schaute auf den Toten. Plötzlich durchfuhr ihn ein Gedanke: der Bauer lag da im Bett wie sein, des Lentins, Vater gelegen hatte! Das war auch in einer solchen Nacht gewesen, in einer düsteren, un-

vergeßlich grausigen! Plötzlich schienen ihm die zwei Nächte wie Marksteine, zwischen denen ein böser Weg lag; es war ihm, als stände er jenseits des letzten Steines und blickte verwundert zurück auf das, was gewesen war. Das Herz war ihm auf einmal voll von Dingen, von denen er sich aussprechen mußte. Und auf einmal sprach er der Elsi davon. Er zog sie auf einen Stuhl nieder. „Siehst, jetzt muß ich es dir sagen," begann er, und nun erzählte er hastig und ganz verstohlen alles, was der Vater vor Jahren gebeichtet hatte. „Dir kann ich es sagen, dir," sagte er zuletzt, und fügte hinzu: „Siehst, darum habe ich dableiben müssen."

Er hatte noch mehr zu sagen, aber vor der Kammertür, ganz nah, als hätte sie gehorcht, scholl die Stimme der Bäuerin laut und grob: „Jetzt könnte auch wieder einmal eines herauskommen und sagen, wie es geht! Ich meine, die sind alle eingeschlafen da drinnen."

Lentin stand auf und ging hinaus. Als er über die Schwelle trat, blickte er in lauter verschlafene Gesichter; die Buben waren aufgeschreckt; die Stimme der Bäuerin mochte sie geweckt haben; auch die Weiber schauten auf ihn; vielleicht erwarteten sie, daß er das sage, was er zu sagen begann. Er stand aufrecht an der Schwelle; bisher hatte er sich geduckt, einer knechtlichen Demut sich allezeit beflissen, nun hob ihm etwas den Kopf, über das er sich selbst nicht Rechenschaft zu geben vermochte: und er blickte die in der Stube anders an als sonst, freier, fast stolz; er hatte das Gefühl, daß sie keine Macht mehr über ihn hatten. Die Frida

hing mit sonderbar glänzenden, durstigen Blicken an dem schlanken, hageren Buben.

„Ich muß euch sagen, der Meister ist — gestorben,“ sagte Lentin, eine scheue Feierlichkeit lag in seinem Ton.

„Jesus, mein Gott!“ schrie die Bäuerin auf und stob nach der Sterbekammer hinüber. Die Mutter Toneli folgte ihr jammernd und betend. Bedächtiger schlenderten die Buben hinterdrein, der Johann hatte die Kappe auf den Ohren sitzen und behielt sie auf, als sie in die Kammer traten. Erst als der Viggi ihn anstieß, zog er sie mit einer faulen, verdrossenen Bewegung herunter, dann standen die drei und gafften auf das Totenbett und legten mechanisch die Hände zusammen, weil sie die Weiber beten hörten. Die Frida war die letzte, die in die Kammer trat; sie sah sich nach dem Lentin um und streckte ihm heimlich die Hand hin, als lade sie ihn ein, an ihre Seite zu treten. Lentin sah es nicht, da berührte sie seine Finger, und er erschreckte; als er fühlte, daß ihre Hand sich um die seine schmeichelte, streifte er sie mit einer heftigen Bewegung ab und wendete sich hinweg und hinaus.

XI

Der Bauer war begraben. Vor Frau Karline, der Bäuerin, stand sein Knecht, der Lentin, und sagte: „Ihr habt mich so oft fortgeschickt. Der Meister hat mich behalten wollen; so bin ich geblieben. Jetzt will ich gehen. Wenn es Euch recht ist, gehe ich

heute noch." In der Stube, wo sie sprachen, saß noch die Frida, die herübergekommen war, weil sie beim Erben dabei sein wollte; und der Waisenvogt wollte heute kommen, das Erbe zu ordnen. Die Frida hob den Kopf von ihrer Strickarbeit, die sie in Händen hielt. Sie hörte die Worte Lentins und wurde blutrot. Dann stand sie auf und ging hinaus. Die Bäuerin kramte im Schreibtisch ihres Mannes. Sie war bleich und machte ein böses Gesicht. „Jetzt gerade, von heute auf morgen, kannst du nicht fort," sprach sie über die Achsel zurück und für den Lentin gemeint. Zuerst muß wieder Ordnung im Heimwesen sein. Alles auf einmal kann ich nicht übernehmen. Die nächste Woche oder die andernächste, dann kannst gehen."

Die Worte klangen unfreundlich genug. Sie brauchte das: Und froh bin ich, wenn du fort bist, nicht hinzuzusetzen; es hatte im Ton ihrer ganzen Rede gelegen. Aber sie hatte selbst zu dem sich schwer aufgerafft; und Lentin hätte erraten können, was er für den Rütihof geworden war, wenn er eitler gewesen wäre. Er besann sich einen Augenblick, dann dachte er an die Elsi. Das Herz schlug ihm rasch und warm. Er hätte gerne gewußt, was sie, die Elsi, beginnen, wo sie hingehen würde; es war ihm lieb, noch zu warten.

„Gut, wenn Ihr es so haben wollt, will ich noch bleiben," sagte er und ging aus der Stube; dabei fiel ihm selber auf, wie ganz anders er jetzt hin und wieder ging; er fühlte sich sonderbar frei und stark, und wo er stand und war, lag die Welt gleichsam wie eine schöne weite Ebene vor ihm, und er wußte,

daß er bald in die Ebene hinausschreiten würde und freute sich auf die rechtschaffen weite Wanderschaft.

Am Abend, als das Erben vorüber war, saßen die vom Rütihof alle beisammen in der Wohnstube. Keines von allen machte ein freundliches Gesicht; die Elsi einzig saß abseits an einer Näharbeit und hatte in ihren Zügen einen friedlichen Ernst; der Viggi und der Jost blickten verdrossen darein, die aus der Thurwinkelhütte, der Johann und sein Weib, hatten eben erst ein ausgiebiges Schelten und Schimpfen beendet, und die Bäuerin und die Mutter Toneli saßen mit weißen, spitzen Gesichtern gerade und würdig da; aus ihren Mienen redete ein: Halt! Jetzt haben wir die Hand darauf!

Das Erben ist eine kitzliche Sache, die vom Rütihof hatten es erfahren; wäre der Rütihof teilbar gewesen, sie hätten jeder ein möglichst großes Stück herausgerissen und wären auseinander gegangen. So hielt jeder krampfhaft gleichsam einen Zipfel fest, und wohl oder übel blieben alle an dem unzerreißbaren Ding, dem Rütihof, sitzen. Es sah sich an, als ob knurrende Köter sich in ein Sacktuch verbissen hätten. Frau Karline, die Bäuerin, war aber doch den andern über, sie hatte die Leitung in die Hand genommen und gab auch jetzt die Weise an, wie weitergelebt werden sollte. Sie brach plötzlich mit einer Anordnung ein unbehagliches Schweigen, das eine kurze Weile gewährt hatte: „In acht bis zehn Tagen wird der Lentin fortgeschickt,“ sagte sie, „bis dahin müßt ihr Bescheid wissen, Buben. Du, Johann, nimmst das Land auf dich, du, Viggi,

das Vieh, du, Jost, wirst den zweien aushelfen, wo es not tut."

Die hagere, spitznasige Frau hatte eine Art zu reden, als ob die Worte Nägel wären, die sie in ein Brett trieb. Wo sie sie einschlug, saßen sie. So duckten sich auch die drei Burschen und machten nicht Miene, andrer Meinung zu sein als die Stiefmutter. Es schien fast, als kümmerten die ihnen zugeteilten Pflichten sie weniger als der Umstand, daß der Lentin fortging; denn eine Stunde später standen sie noch unten am Hause beisammen und tuschelten.

„Jetzt geht er also fort, der Lentin," sagte der giftige, kleine, krummbeinige Viggi.

„Ja," sagte der Johann, „und gut ist es, daß er geht." Er dachte an seine Frau; die Worte kamen ihm aus dem Herzen herauf.

„Die Prügel sollte er aber doch noch haben, der Schuft, die wir ihm versprochen haben," raunte der Viggi.

„Ja, beim Eid," zollte der Jost Beifall.

Der Johann zuckte die Achseln. „Wegen nichts kannst einen nicht prügeln. Die Hauptsache ist, daß er fortkommt." Damit schieden sie. Der Johann, als er nach seiner Hütte hinüberschritt, hatte einen Wurm in sich, der an ihm fraß; es reute ihn plötzlich, daß er den Brüdern die Prügel ausgeredet hatte. Er wußte selbst nicht, woher ihm die plötzliche Vernunft gekommen war, jetzt lechzte er selbst danach, den Lentin unter den Fäusten zu haben.

Der Lentin tat indessen seine Pflicht, tat sie nicht mehr still und geduckt, sondern tat sie mit

Summen und Pfeifen und Singen, wie jeder Mensch, der an der Arbeit Freude hat. Er merkte nicht, daß die Bäuerin und die Mutter Toneli ihn mit giftigeren Blicken ansahen als je vordem, merkte nicht, daß die Buben bald da, bald dort beieinander standen und mit Blicken oder Händen nach ihm deuteten, als zettelten sie eine Verschwörung an. Nur daß die Frida ihm eifriger nachstrich, merkte er, denn sie querte seinen Weg an allen und an unglaublichen Orten. Es war ihm schwül in der Nähe der jungen Thurwinkelbäuerin; wenn er nachher irgendwo die Elsi antraf, war es ihm, als müsse er die Arme recken und schnaufen: „Gottlob, jetzt habe ich wieder gute Luft!"

Die Elsi fragte er offen und am heiterhellen Tag: „Weißt schon, wo du hingehst, Mädchen?" Und als sie verneinte, fuhr er fort: „Meinst, werden wir einander auch noch hier und da einmal sehen, nachher?"

„Natürlich, ich hoffe es," gab die Elsi Bescheid, und sie drückten sich unwillkürlich am heiterhellen Tage und unbekümmert, ob es jemand sehe, die Hände.

Am nächsten Tage — die zehn waren nun bald herum, die Lentin noch hatte bleiben sollen — ging der Bub in eines der Nachbardörfer. Ein Großbauer suchte einen Knecht, er wollte sich verdingen. Erst nach Einbruch der Dunkelheit war er auf dem Rückwege. Die auf dem Rütihofe hatten heute zum ersten Male allein fertig werden müssen. Er eilte auf seinem Heimwege nicht. In Büren war die Dorfstraße vom roten Schein der Lampen hell,

der durch die Hüttenfenster fiel. Hinter dem Dorfe und auf dem Feldwege, der durch die Matten an die Thur hinabführte, war es doppelt dunkel danach. ‚Gut ist es, daß du den Weg kennst,‘ dachte Lentin; dann fiel ihm ein, daß er den Weg nicht oft mehr gehen werde. Am Mattensaum standen die Flußuferbüsche; es war, als sei dort der Weg durch eine dunkle Wand versperrt. Manchmal kam ein Windstoß hinter dem Lentin hergefahren, dann rauschten die Büsche, denen er sich nahte. Das Rauschen schwoll an wie ein tief aus der Brust geholter Seufzer und brach jäh ab, als ob ein Atem stockte. Am schwarzen Himmel schimmerten die Sterne, eine Unzahl kleiner unruhiger Lichtflammen, die wie im Winde flackerten und keine Helle gaben. Einzig im Osten hinter dem waldigen Bergrücken war ein weißer, schimmernder Lichtstreif, dessen Glanz wuchs gleich dem weißglühenden Eisens. Dort durchbrach der weiße Schein die Waldlücken, stach zwischen Hunderten von Zweigen, Aesten und Kronen hindurch, bis es schien, als lohe der Tannenwald in silbernen Flammen auf. Lentins Blick war zufällig zurück und hinüber gegangen; einen Augenblick blieb er stehen und sah dem langsamen Heraufwachsen des Mondlichtes zu. Da war es ihm, als höre er flüchtige Schritte hinter sich, und erschrak, als er im Umwenden eine Gestalt neben sich auftauchen sah. Gleich darauf erkannte er die Frida und fühlte ihre Hände seinen Arm umspannen.

„Jetzt habe ich dich doch erwarten können,“ sagte sie und drängte sich an ihn. Er sah ihre Augen nahe vor seinem Gesicht leuchten und wunderte sich

über das heiße Licht, das aus ihnen brach. Sie standen in dem runden, weißen Gesicht wie schön leuchtende geschliffene Steine. Ihr Blick rührte ihn halb; er mochte nicht zornig sein. „Was fällt dir ein?“ sagte er nur. „Lauf doch heim! — Was hast denn wollen von mir?“

Die Frida antwortete nicht; sie hielt seinen Arm fest und zitterte: „Du gehst ja fort,“ stammelte sie endlich.

„Natürlich gehe ich,“ sagte Lentin und versuchte weiterzugehen. Aber sie stellte sich immer wieder wegsperrend vor ihm auf. Dennoch gewann er den Steg. Auf der Höhe der Thurburg wurde es hell. Der Mond leuchtete, und langsam floß das Licht am Hügel hernieder und in den Thurwinkel hinein. Die Frida stand auf dem Steg und hatte zur Rechten und Linken eine Hand in die Drähte gehängt, so dem Lentin den Durchgang verschließend. „So, jetzt lass' ich dich nicht durch,“ sagte sie.

„Mach keinen Unsinn!“ gebot er, „wenn uns eines sähe, könnte man meinen, wir hätten Gott weiß was miteinander.

„Haben wir etwa nicht?“ fragte die junge Frau. Ihre Augen sagten das Dreifache zu ihren Worten hinzu.

„Laß mich durch jetzt!“ befahl Lentin, und der Zorn faßte ihn nun doch. Statt aller Antwort begann die Frida ein demütiges Betteln: „Du, Lentin, Bub! Geh doch nicht fort, bleib doch bei uns! Ich ...“

„Ach, rede kein solches Zeug!“ schmähte er dagegen, sie unterbrechend. „Der Erni in Bach-

wyl hat mich als Knecht eingestellt. Uebermorgen gehe ich."

„Ich kann dich nicht — ich will dich haben," stieß die Frida heraus; sie schien selbst nicht zu wissen, was sie sprach. Da begann das Mondlicht den Weg zu beleuchten. Und plötzlich sprang am jenseitigen Ende eine Gestalt auf die schwanke Brücke. Die Drähte zitterten, der ganze Steg krachte in seinen morschen Fugen; so kam jener auf ihm dahergefahren. Es war der Johann Hagen. Hinter ihm schritten der Viggi und der Jost, bedächtiger, aber so den schmalen Durchweg auf dem Stege sperrend, daß dem Lentin auf einmal klar wurde, was sie wollten. Der Johann kam dahergefahren wie ein wildes Tier. Der Lentin wurde in diesem Augenblick an ein Bild erinnert, das vor Jahren der Lehrer von Büren seinen Buben, darunter ihm, gezeigt hatte, das Bild eines großen bösen Affen. Gerade so sah der Johann aus. Mit herabhängenden Armen und vorgebeugtem Leibe kam er daher. Der Mond zündete ihm ins Gesicht, das graubleich war statt rot, und die Augen rollten darin wie glitzernde Räder. Der Lentin wunderte sich nur, daß kein Fauchen aus dem offenen Munde kam. Die Frida hatte sich, vom Schwanken des Steges geweckt, umgedreht. Sie stieß einen Schrei aus, als sie den Johann erkannte, dann schlüpfte sie an Lentin vorüber und stob ein Stück weit in die Matte hinein. Erst als sie keinen Verfolger hinter sich merkte, stand sie still und spähte nach dem Steg hinüber. Dort war der Johann auf den Lentin getroffen, der ihm ruhig entgegengegangen war, so, als setzte

er einfach seinen Weg über den Steg fort. Der Johann sagte kein Wort; er fuhr mit beiden Händen nach dem Halse des Lentin. Dieser packte seine Handgelenke. „Was willst?“ sagte er. „Komm mit und ich will mit dir reden.“

„Du — du,“ keuchte der Johann und rang mit dem andern, der Steg kam ins Schwingen, die Drähte klangen und girrten. In der Tiefe schoß dunkles, hastiges Wasser vorbei. „Willst, daß wir beide in der Thur ertrinken?“ stieß der Lentin hervor. Seine Kraft war der des andern gewachsen, aber er vermochte sich von den Griffen des Rasenden nicht freizumachen. In diesem Augenblick kamen die Brüder heran. Sie langten über den Johann hinüber und krallten sich in des Lentin Rock an den Schultern fest. Dann begannen sie zu ziehen; eine Gruppe von Ringern, von denen der eine rückwärts geht, der andre ihm folgt, gingen sie über den Steg nach der Rütihofseite zu. Lentin sträubte sich nicht. Drüben gedachte er sich ihrer zu erwehren. Aber als sie vom Steg auf den Weg hinaustraten, stolperte er und kam auf die Knie; da fielen sie wie bissige Hunde über in her, und dann geschah etwas Wildes, Schändliches. Der Johann bekam einen Arm frei und hatte irgendwie ein Messer herauslangen können; mit dem stach er auf den Lentin ein. Ins Gesicht, in den Rücken, in den einen Arm, blindlings stach er zu, bis der Griff des Buben kraftlos wurde. Dann sank der Lentin vornüber; der Johann war von seinem Blut bespritzt.

„Der hat's,“ sagte der junge Bauer; er atmete

auf wie einer, der nach schwerer Arbeit behaglich sich emporrichtet und streckt.

„Wenn er nur nicht zu viel hat," meinte der Viggi. Der Johann glotzte den Daliegenden an, dann zuckte er mit den Achseln und ging davon. „Komm du mir nur heim!" drohte er über den Steg hinüber in der Richtung, in der sein junges Weib davongelaufen war. Die Brüder schlenderten ihm nach.

Der Lentin lag reglos. Ein kleiner Blutbach sickerte unter dem Steg hin, als suchte er sich den Weg hinab nach dem großen Wasser, das unten vorbeifloß. Und der Mond stieg höher und leuchtete weit. Am Ende war die Erde wie die Fliesen einer mächtigen Kirche, und der Mond leuchtete als das ewige Licht über einem vor dem Altar aufgebahrten Menschen.

Wohl eine Stunde später kam die Frida über den Steg gehuscht, bückte sich über den Lentin, hörte. ein Stöhnen und sah, wie er sich aufzurichten versuchte Da stob sie von Entsetzen geschüttelt mit fliegenden Haaren nach dem Rütihof hinüber. Sie jagte mit Geschrei und Gezeter die Weiber auf. „Am Wege liegt der Lentin erschlagen!" Während sie den Fragen der Bäuerin und der Mutter Toneli Rede stehen mußte, glitt die Elsi stillschweigend aus Stube und Haus und eilte dem Steg zu. Sie suchte und suchte; den Lentin fand sie nicht mehr.

XII

Wo der Weg aus dem Dorfe Büren und in die Thurmatten hinabbog, stand ein kleines, grüngestrichenes Haus; mit seinen zwei Stockwerken und dem niederen Schindeldach sah es fast aus wie eine große Schachtel, die auf den Boden gestellt war. Die Fenster der unteren Wohnräume waren so niedrig, daß von der Straße aus jeder in den hintersten Stubenwinkel sehen konnte, und da nur eine dünne Holzbrüstung diese Fenster trug, mochte es den Insassen der Stube erst recht manchmal zumute sein, als säßen sie in einer Kiste mitten in der Straße. In dem Hause wohnte der Schullehrer von Büren, ein frommer, nicht ganz unhablicher und ein rechter Mann, der Fritz Steinegger. Er hatte eine Frau und vier Kinder, hatte viel Arbeit und Mühe mit der Jugend von Büren, hielt aber gute Freundschaft mit allen Alten im Dorf. Das Haus war sein eigen. Im oberen Stock saß ein Fabrikarbeiter mit den Seinen, im unteren wohnte der Lehrer selber. Dort zu ebener Erde in einer kleinen, hell getünchten Stube, die mit einem einzigen Fenster nach einem bescheidenen, mit grünen Holzlatten umhagten Gärtlein schaute, stand ein Bett, auf das das freundliche Licht eines hellen Tages fiel. In dem Bett lag seit ein paar Wochen der Lentin Theiler. Der Lentin hatte keine Verwandten mehr, aber um Leute, die es gut mit ihm meinten, brauchte er nicht bange zu sein. Dem Steinegger, dem Lehrer, war er vor nicht gar zu langer Zeit ein guter Schüler gewesen; mit dem Vater war der

Lehrer gut gestanden und hatte immer gesagt, aus dem Lentin, dem Buben, würde just ein so goldlauterer Mensch werden wie der Theiler vom Thurwinkel einer gewesen wäre. Darum hatte der Steinegger den Burschen aufgenommen, der eines Nachts blutüberströmt, kaum imstande, sich noch aufrechtzuerhalten, an sein Fenster geklopft hatte. Und jetzt lag der Lentin in des Lehrers eignem Bett; hätte der ihn nicht hineingenommen und an jenem Abend in aller Hast den Arzt gerufen, auch alle nur mögliche Sorge ihm angedeihen lassen, so läge der Lentin jetzt in einer engeren und dunkleren Kammer und brauchte keinen Besuch mehr, wie er ihm doch fast alle Tage kam. Der Pfarrherr ging fleißig ein und aus, eine ganze Herde mitleidiger Weiber war schon dagewesen; von denen hatte jede sich von der Lehrerin des Lentin Leidensgeschichte erzählen lassen, wie er an jenem Abend gekommen sei, entsetzlich anzusehen, wie der Arzt ihn verbunden, wie Tage nachher der Dorfarzt und ein zweiter, der herbeigerufen worden war, an dem Buben herumgeschnitten und geflickt hätten und wie er nun daliege und genesen könne, freilich ein armer, verstümmelter Mensch, dem ein Auge und ein Arm verloren gegangen seien. Ein stattliches, gesundes Blut sei er gewesen, jetzt sei er ein Krüppel, für den das Dorf wohl werde sorgen müssen.

„Für den das Dorf werde sorgen müssen!" Dieser Frage halber machte der Stuber-Klaus, der Waisenvogt, Besuch bei dem Lentin. Er ging hinein zu ihm, der eben wieder anfing, ein sachtes Rot in das bleiche Gesicht zu bekommen, und fragte

ihn über allerlei Dinge aus, die alle darauf hinausliefen, zu erfahren, was er, der Lentin anzufangen gedenke. Das Ergebnis war, daß der dürre, geizige Stuber-Klaus im Hinausgehen zum Lehrer äußerte, dem Dorf werde er wohl zur Last fallen, der Lentin; aber das ärgerlichste daran sei, daß der Bub gar nicht zu trauern scheine über sein Unglück, daß ihn der Verlust seiner Arbeitsfähigkeit gar nicht zu kümmern scheine. Der Lehrer schüttelte den Kopf dazu. Er war ein großer, hagerer Mensch, hatte ein runzliges Gesicht, um das ein roter, dünner Bartkranz lief, sonderbar rötlich schimmernde Augen, aber einen wohltuend freundlichen Ausdruck in den Zügen. „Das glaube ich von dem Lentin nicht," sagte er, „eher glaube ich, daß er weiß, wie er sich auch mit einem Auge und einem Arm noch durchbringen will. Vielleicht will er gar nicht haben, daß Ihr für ihn zahlt, Waisenvogt."

Der Lentin lag in seinem Bett; lag er ruhig auf dem Rücken, so sah er die weiße, schmucklose Gipsdecke an, drehte er sich zur Seite, dann ging sein Blick in den Garten hinaus. Dort blühte wenig vornehmes Blumenzeug, Sonnenblumen, grellfarbige, dickköpfige Dahlien und Gänseblumen, Bienen und Wespen summten um den Bluſt, manchmal kam von der Straße her eine Staubwolke und legte sich schleierartig auf das wirre Gartengewächs, Wind und Sonne trieben in Sträuchern und Blumen ihr Spiel. Die Sonne vornehmlich war voll Spieleifers. Sie legte die Lichttellerlein da und dort auf ein Blatt oder auf eine Blüte, leuchtete in die grünen Tiefen der Sträucher hinein und ließ manch-

mal mitten in dunkelm Zweigwerk eines ihrer goldenen Feuerlein brennen. Der Lentin sah dem allen mit einer stillen, fast kindlichen Freude zu. Es war ihm, als hätte er so etwas noch nie sehen können, und er war voller Verwunderung über das reiche, kleine Leben, das auf einem so engen Fleck wie des Lehrers Garten sich entfaltete. Es war ihm nicht bewußt, daß er alles bewunderte, weil er nahe daran gewesen war, es zu verlieren. Er mußte den Blick manchmal von dem Garten nehmen und an die eintönig weiße Decke heften, damit er nachdenken konnte, damit er die Gedanken von dem kleinen Geschick des Gartenzeugs auf sein eignes zu lenken vermochte. Es war aber eine seltsame Brücke für ihn aus dem Stilleben des Gartens zu seinem eignen Leben. Es war ihm, als trete er aus einem Frieden in den andern. So friedlich wie jetzt hatte der Lentin Theiler sich in seinem Leben noch nie gefühlt, nicht einmal zu der Zeit, als er noch mit dem Vater auf den Tagelohn ausgegangen war und jenen für den besten und wackersten Mann der Welt angesehen hatte. Es war ihm, als sei er durch ein langes Tal gewandert, barfuß über Dornen, in glühender Hitze und in großem Frost, und sei nun in eine frühlingsschöne Gegend gekommen. Das Leben auf dem Rütihof war eine Art Dornenweg für ihn gewesen; er erinnerte sich im Augenblick kaum der Einzelheiten dieses Lebens, wußte nur, daß es ihm schlecht, zum Erbarmen schlecht gegangen war, und daß es ihm jetzt gut ging. Aber dann war noch eines. Seit ein paar Nächten war es und war nun auch am Tage. Immer kam, wenn er so ruhig dalag, etwas

zu ihm ans Bett, ein Mensch mit einem ehrwürdigen weißen Kopf, einem freundlichen Gesicht und wohltuendem Wesen, ein so rechter, so achtenswerter Mensch. Und der sagte: „Jetzt hast meine Schuld bezahlt, Lentin! Jetzt hast meine Schuld bezahlt!“ So, während er mit offenen Augen an die Decke starrte, oder nachts während des Schlafens hatte er den Besuch seines Vaters. Und nun war es ein so wohliges Bewußtsein, eine gute Tat getan zu haben, eine Tat, die groß genug war, daß man davon ausruhen durfte. Und diese Ruhe war köstlich.

Freilich drang auch in den Frieden des Lentin manchmal ein Empfinden, daß ein Unglück ihn getroffen hatte, daß er ein elender Mensch war, aber sein Mut war zu groß und sein Wille zur Arbeit zu stark, als daß er damit nicht das Gefühl der Trauer überwunden hätte. Es mochte sein, daß ihm dabei eine Botschaft half, die ihm die Lehrerin dieser Tage gebracht hatte und die von der Elsi vom Rütihof stammte.

„Die Elsi Hagen läßt dich grüßen,“ berichtete die Lehrerin dem Lentin.

Sein Gesicht leuchtete auf. „Die Elsi; — wo — wo habt Ihr sie gesehen?“ fragte er.

„Sie ist hier gewesen,“ gab die Lehrerin Bescheid. „Fast jeden Tag ist sie hier gewesen und hat nach dir gefragt. Jetzt will sie dich einmal besuchen kommen eines Tages.“

„So,“ sagte Lentin, und das rasche Rot glühte wieder in seinen Wangen. Es schien ihm eine so außerordentliche Gunst, daß die Elsi ihn besuchte,

daß er nicht wußte, wie er es der Lehrerin erklären sollte. Diese, eine redselige Frau, berichtete weiter: „Der Johann Hagen sitzt. Den wird die Sache tief ins Zuchthaus bringen, wirst sehen."

„Ja, ja," sagte Lentin; es hörte sich an, als hoffte er das Gegenteil.

Seitdem — seit er den Besuch der Elsi erwarten durfte, war der Lentin erst recht sorglos und zufrieden. Und eines Nachmittags, als er aus kurzem Schlaf aufwachte, stand die Elsi bei ihm am Bett. Er wußte nicht recht, ob er träumte oder ob sie es leibhaftig war. Er sah sie an, wie sie schlank und zierlich gewachsen, im einfachen schwarzen Kleid dastand. Ihr Gesicht war so weiß und rot wie zarter, junger Lenzblust, die braunen Haare waren in Zöpfen um den Kopf gelegt und die braunen Augen blickten mit einem freundlichen Ernst auf den Lentin nieder. „Gott grüß dich!" sagte sie und reichte ihm die Hand. Lentin hob den Arm und legte die Hand in die ihrige und hielt sie fest. Es schien ihm, als gehöre es sich so, daß er sie festhielt, er hatte noch wenig darüber nachgedacht, aber die Elsi stand ihm so nah, als wäre sie seine Schwester oder mehr; wenn er kein Krüppel gewesen wäre, würde er sie ums Heiraten gefragt haben. In diesem Augenblick schmerzte ihn der Gedanke, daß er elend war, zum erstenmal; das Herz schlug ihm; er hätte die Elsi herabziehen mögen und sagen: „Küß mich!" Es war merkwürdig, wie bei ihrem Anblick auf einmal und zum Verwundern plötzlich die Liebe in ihm aufsprang.

„Hast viel durchmachen müssen, gelt?" hörte er

die Elsi sagen; dann wandte sich jene zu der Lehrerin; die es dem Anstand angemessen gefunden hatte, mit hereinzukommen. „Ihr könntet uns jetzt allein lassen, Frau," sagte sie lächelnd und mit freundlicher Bitte. „Ich möchte mit dem Lentin reden."

Die Lehrerin machte keine Umstände und ging; „es wird wohl etwas sein zwischen den beiden," legte sie sich die Sache zurecht. Die Elsi zog sich einen Stuhl an des Lentin Bett und ließ sich darauf nieder. Bis dahin war sie sehr ruhig und sicher gewesen, als tue und sage sie alles nach festem Entschluß und klugem Ueberdenken. Jetzt schien Verlegenheit sie plötzlich zu bedrängen, und ihre Wangen röteten sich. „Ich bin noch immer im Rütihof," sagte sie dann.

„So, so," gab Lentin zurück, hielt noch immer ihre Hand und hatte nicht minder rote Backen als das Mädchen.

„Ich habe warten und dich fragen wollen, wo ich hingehen soll," fuhr Elsi stockend weiter.

„Mich?" Lentin drehte das Gesicht ein wenig mehr dem Mädchen zu. „Mich?" wiederholte er. „Als ob ich dir raten könnte! Wenn es mir nach gehen soll, darfst nur nicht weit weg, Mädchen — nicht so — so — daß wir so weit voneinander sind."

Sie schauten einander an. Auf einmal raffte sich die Elsi zusammen. „Hörst, Lentin, ich will es dir sagen. Du — ich — Jesus, mein Gott, wie soll ich es nur recht sagen!" Sie stockte; dann fuhr sie fort: „Du bist elend geworden, wirst nicht mehr viel schaffen können, wirst schwer haben, Verdienst zu finden. Ich — ganz arm bin ich auch nicht.

So viel habe ich ererbt, daß wir etwas anfangen könnten damit, einen kleinen Handel im Dorf oder so etwas. Und — und — dann wären wir auch nicht weit weg voneinander."

Der Lentin lag ganz still, als ob ihn ein Schlag getroffen habe. Es arbeitete in seinem Kopfe, und das Herz schlug ihm zum Springen. Ueber allem aber blieb ihm noch das Bewußtsein seiner guten Tat, die alles um ihn friedlich machte; und es war ihm, als sagte ihm jemand in die Ohren: ‚Jetzt kommt der Lohn, jetzt kommt der Lohn.' Die Elsi schwieg, sie fühlte am Zucken und Zittern seiner Hand, daß er reden wollte. Endlich beugte er sich zu ihr und flüsterte: „Du — du Gutes! — Aber was denkst — einen, der nur einen Arm hat und nur ein Auge."

„Gerade darum komme ich. Wenn du wärest wie sonst, hätte ich dir doch das nicht sagen können."

Die Elsi hatte nach diesen Worten wieder zu warten. Und Lentin schwieg so lange, daß das Mädchen sich zu ihm neigte. „Bei meinem Vater hast deinem Vater seine Schuld abverdient," sagte sie, „jetzt — jetzt — darfst mich bei dir wohl meinem Bruder seine Schuld abverdienen lassen."

Nach einer langen Weile legte der Lentin den Kopf auf die Schulter der Elsi. „Ich will es überdenken," sagte er. „Und ich danke dir auch."

Das Fenster stand offen; draußen summten die Bienen und die Wespen, und die Sonne spann in den Sträuchern und Blumen, und die Sonne schien herein in die Kammer; gleich einer durchsichtig goldenen Leiter hing es zwischen Himmel und Kammer-

fliesen. Vielleicht — wenn der Segen vom Himmel kommt — war auf dieser Leiter irgendein heimlicher Himmelsbote herniedergeklettert zu den zweien, dem Lentin und der Elsi, und hatte ihnen den Glücksfreibrief zugesteckt; denn sie waren just so wie zwei, denen das Glück vom Himmel in den Schoß gefallen ist.

*

Der Lentin und die Elsi haben eine Hütte und einen kleinen, bescheidenen Handel. Sie sind Mann und Frau, sind nicht reich, aber sie kommen ehrlich durch die Welt. Sie sind die zwei, die zu Büren und vielleicht weit im Umkreis die größte Freundschaft haben. Die Leute grüßen sie mit freundlicher Rede, wo sie sie treffen, und schauen ihnen nach, wenn sie von ihnen gehen, gerade wie sie es bei dem Theiler-Joseph getan haben, und hinter ihnen reden sie: „Siehst, die zwei haben den Frieden miteinander."

Das Muttergöttesli

Sie sitzen in dem kleinen Hause zur Seite der Brücke, die den Dorfbach hoch überbiegt, in desselben kleinen, baufälligen Hauses niederer Erdgeschoßstube: der Lußmann-Baschi, der alte, übelhörige, die dreizehnjährige Stina und der Hund, der Schnauzer. Das Haus ist einstöckig. An der Straße liegt ein Granittritt, darüber eine halbfaule Holzschwelle! Durch die Glastüre über ihr stolpert sich's gleich in die Stube und trägt einer den ganzen Straßenkot mit hinein. Zwei Fenster schauen zu beiden Seiten der Scheibentür in die Straße hinaus; ihre Gläser sind trüb und scheel; an ihnen und an der Tür sind Streifen und Flecken aus Papier über klaffende Löcher geklebt, wie die Verbände in eines verhauenen Studenten Gesicht. Geradeso krumm wie dem Studenten sein Käppchen sitzt dem Haus das Dach. Es sieht aus, als hätte es im Kot gelegen und wäre dem armen Ding, der Hütte, mühselig wieder aufgestülpt worden. Hier und dort wächst das Moos aus den Schindeln, andernorts hängt der lange Dolden einer blühenden Hauswurz darüber hinab; überall ist das Holz faul. Die Hütte steht mit zwei Seiten so nah an den Nachbarhäusern, daß an denen nie ein Sonnenstrahl sie bescheint. Die Bergbachseite ist die freieste. Aus

deren Fenstern läßt sich's schnurgerade in die klaftertiefe Bachschlucht hinunterblicken. Das Haus steht dicht an deren Rand und sieht sich an wie irgendein vor dem Hinabstürzen banges, zusammengekauertes Wesen. Die Hauswand auf der Bachseite ist schmierig, das Abwasser der Küche hat dunkle Streifen in den Kalkverputz gezeichnet, Rußflecken stehen über den Fenstern, deren Kreuzstöcke, unbemalt und verwittert, dunkel vom Mörtel abstechen.

Trotz allem und allem liegt es wie ein Lächeln über der zerfallenen, armseligen Wohnstatt.

Die Sonne bescheint die Front mit der Lottertür und den scheelen Scheiben. Sie steht hoch in einem blauen, warmen Himmel und trifft das alte Bauwerk, sacht, warm und freundlich, gleichsam streichelnd. Ihr Gruß geht durch die beiden Scheiben hinein in die Stube, so daß die unsaubere, luftarme hell wird. Der ferne Ewigschneehorngletscher, der breit und groß über dem Tal steht, wirft seinen Glanz hinzu. So liegt ein wohltuender Schein über drei Gesichtern, dem Sebastian seinem, der Stina ihrem und dem struppigen des Hundes.

Aber die drei hocken in der Stube, als hätten sie ein böses Gewissen, hocken in drei verschiedenen Ecken mit niedergebeugten Gesichtern, blinzeln nur zuweilen wie halb im Schlaf einander an und sind ganz still. Die Stube ist unwohnlich, sie enthält kein einziges Gerät, das sie hätte traulich machen können. Der Tisch, der inmitten des schmutzigen tannenen Bodens steht, ist so steif und roh, als hätte ihn irgendein Pfuscher aus Kistenholz zusammengezimmert; wie der Tisch sind die drei Stühle,

auf deren einem der Baschi hockt. Die Wände sind kahl, die ehemals weißgetünchten haben alle Mißfarben. An einer der zwei fensterlosen Mauern steht ein mit unsauberem rotgeblümtem Bezug überdecktes Bett, daneben ist eine gelbgemalte Kiste hingeschoben, das ist der Kleiderschrank. Bett und Kiste gehören dem Lußmann, dem jüngeren, dem Chrisostomus. Und diesen sind die drei Hocker gewärtig; denn es geht auf Feierabend- und Essenszeit.

„Meinst, hast nicht falsch gesehen?" hebt auf einmal der Sebastian von seinem Stuhl her nach der Stina hinüber an. Seine Stimme ist zitterig. Er hebt den hageren Oberleib um ein weniges aus der vornübergebeugten Stellung und zeigt, daß er ein hochgewachsener Mann ist, dessen dürre Gestalt aus lauter Knochen und Sehnen gebaut scheint.

Die Stina schüttelt den blonden Kopf, und als sie die tief in den Falten versteckten Augen des Alten noch immer halb fragend auf sich gerichtet sieht, steht sie auf, geht nahe an den Halbtauben heran und sagt ihm, die beiden schmalen, hageren Hände auf seine erdbraune Tatze legend, laut ins Ohr: „Bei dem Göhrig seiner Pinte ist er gestanden mit noch zweien zusammen. Jeden Augenblick kann er hier sein."

Der Sebastian schnauft, als lüfte er eine Last ein wenig, die ihm auf der Brust sitzt. „Da wird er wohl noch hineingegangen sein," sagt er. „Und sitzt er beim Schnaps, kommt er nicht so bald."

Er stützt die schweren Hände auf den ächzenden Stuhl und richtet sich auf. Da reicht sein graubehaarter Schädel bis an die niedere Decke. Aber

sein langer, wetterzäher Oberleib schwankt auf unsicheren Beinen, während er sich nach dem nahen Granitofen hinüberschiebt. Seine Füße heben sich nicht vom Boden, schlürfen nur so über die Bretter, und während er unbeholfener als ein das Gehen lernendes Kind den kurzen Weg tut, ist in seinem abgemagerten, furchenzerrissenen Gesicht mit dem kurzen Graubart ein Ausdruck verbissenen, bitteren Kummers. Der Lußmann-Baschi hat sich in sechzigjähriger Tagelohnarbeit lahm und krank geschafft. Der Siebzigjährige greift, als er den Ofen erreicht hat, mit der Linken in seine Hosentasche und kramt die Stummelpfeife heraus, mit der andern Hand langt er nach den Streichhölzern, die auf dem Ofen stehen. Da sieht die Stina aus dem Nebenraum herüber, in den sie eben getreten ist. Sie steht in der rauchschwarzen Türöffnung und hält den Löffel in den Händen, mit dem sie just in der Suppe gerührt hat, der Abendsuppe, die nicht anbrennen darf und doch für den Chrisostomus, ihren Vater, heiß bleiben muß. „Tut es nicht, Großvater," sagt die Stina. Ihr dunkles, armseliges Gewand sticht so wenig gegen den rauchigen Hintergrund ab, daß nur ihr schmales Gesichtlein wie aus Wolken sichtbar wird. Es ist ein Gesicht, das in die Wolken paßt, ist eines, wie es die großen neuen Maler den Schutzengeln malen, oder ist auch just so eines, wie die Dörfler ihm den Namen geben; die von Ebmeten heißen die Stina das „Muttergötteslі". Ihr Gesicht ist weiß und schmal mit hellen, blauen Augen. Ungefüge Locken stehlen sich in die Stirne, sie ringeln sich an den Schläfen ins Gesicht und machen sich

aus den Aehren des Zopfes frei, der über den Rücken fällt. Der Mund hat schmale, rote Lippen; sie teilen sich gern zu einem Lachen, haben aber selten Ursache dazu und sind deshalb mit einem fast schmerzhaften Ernst geschlossen. Die Nase ist klein und wie das Kinn von feiner Biegung; über ihr stehen blonde Brauen ebenmäßig hingezeichnet. Die Stirne ist so weiß und rein, daß die Schwester Grata, die Lehrerin, die mit ihrem warmen Herzen an der Stina hängt, einmal sich nicht hat helfen können, die Lippen darauf gelegt und gesagt hat: „Das ist innen und außen gleich klar, Kind! So ist es recht, so laß es bleiben!“

„Tut es nicht, Großvater,“ hat die Stina den Sebastian gemahnt. Der zieht die Hand vom Ofen zurück, als habe er sich verbrannt.

„Er würde es doch merken,“ sagt die Stina darauf. Der Alte schiebt die Pfeife in die Tasche zurück, wendet sich und hat einen Fluch zwischen den Zähnen. Während er zu seinem Stuhl sich zurückarbeitet, schimpft er in sich hinein. „Nicht einmal mehr rauchen soll man! Und er selber tabakt doch die ganze Stube voll. Und er —“

Er kommt in seinem Zorn nicht weiter, der Worte wollen so viele werden, daß sie ihn würgen. Aber als er sich auf das harte Sitzgestell niederfallen läßt, wischt er sich eine dürftige Feuchte aus den Augenwinkeln. Der Sebastian hat noch auf die alten Tage gelernt, vor Elend Augenwasser zu bekommen. Er sitzt danach eine ganze Weile in sich zusammengesunken da, sein herber Mund ist wie in körperlichen Schmerzen verzogen, und zuweilen stößt

er zwischen den Zähnen hervor: „Sterben wäre besser, beim Eid. Und das wär's!"

Da kommt die Stina in die Stube zurück. Sie steckt etwas in ihr Kleid, als sie aus der qualmigen Küche tritt. Dann geht sie an dem Alten vorüber nach der Tür, öffnet sie und tritt in die Straße. Sie späht einen Augenblick vorsichtig zur Rechten, wo die Straße um die nächsten Häuser biegt, und wendet sich dann blitzschnell der Stube wieder zu. Als sie wieder eintritt, quillt eine reiche Welle Sonnenschein mit ihr herein. Der Sebastian, als er just und verdrießlich aufschaut, weiß nicht, ob die Sonne von außen oder aus der Stina ihrem Gesicht kommt; denn dieses, weil sie nun lacht, hat einen so freundlichen und warmen Ausdruck, daß es wie von einem milden Lichte leuchtet. Es ist nicht zu sagen, in welchem Zuge der Schein liegt; das Lachen, das ihn zeitigt, liegt ebenso in den Augen wie auf den geteilten Lippen, und ebenso in den kaum merklichen Grübchen der verhärmten Wangen.

„Er kommt immer noch nicht," sagt die Stina unter der Tür. Dann zieht sie rasch ein kleines, gelbes Paket aus der Tasche und reicht es dem Alten. „Da, den könnt Ihr versuchen, wenn Ihr am Nachmittag hinter dem Haus sitzt!"

Der Alte greift nach dem Päckchen: „Tabak! Lug! Ein Gutes bist halt doch!" Er stopft den Schatz in die Tasche und sieht die Stina vor Vergnügen mit den trüben Augen zwinkernd an. „Aber woher hast ihn denn?" fragt er dann.

„Aus dem, was mir die Schützenwirtin über den Lohn hinaus gegeben hat, wie ich ihr die Kinder

gehütet habe.“ Das Geben macht die Stina fröhlich, sie spricht zum erstenmale mit voller, heller Stimme. Der Ton tut heimlich allen dreien, die in der Stube sind, wohl. Der Sebastian zeigt die braunen Zähne. „Ein Gutes bist halt,“ wiederholt er. Aus seiner Ecke kommt der Hund gestrichen. Er dehnt und streckt sich, geht zu der Stina hin, reibt sich ihr um die Füße, wedelt mit seinem Schwanzstummel, was das Zeug hält, und schaut mit seinen schwarzen Augen, die wie Tollkirschen in seinem gelben, rauhhaarigen Kopfe stehen, an ihr hinauf. Einen Augenblick lang sind sie eine friedliche und fröhliche Gruppe; hätte einer durchs Fenster sehen können, so hätte er staunen müssen, was Mann, Kind und Hund für zufriedene Mienen haben. Aber das verfliegt, der Stina fällt ein, daß sie gelacht hat, ihr Blick gleitet unwillkürlich in die Straße hinaus. Wenn der kommt, den sie erwarten, wird nicht gelacht. Als sie an ihn denkt, entfährt ihr ein „Jesus, wenn er käme!“ Sie stiebt nach der Küche, kommt dann zurück, rückt an den brüchigen Tellern, die auf dem Tische bereit stehen und schleicht endlich wieder nach ihrer Ecke, wo sie sich über den Strickstrumpf beugt, den sie vorher weggelegt hat.

„Jesus, wenn er käme!“ Wie vorhin die fröhliche Rede sie hell gemacht, macht das Wort die Stube wieder trüb. Der Sebastian hat sich der Wand zugewendet und knurrt: „Essen möchte ich jetzt dann bald.“ Der Hund kriecht mit eingekniffenem Schwanzstummel und hängendem Kopf in seinen Winkel. Dann sitzen die drei minutenlang mäuschenstill, blinzeln einander wieder scheu an und halten, das

Reden vergessend, auch fast den Atem ein, weil es ihnen sein will, als ob er zu laut in die Stille klinge. Da kommt auf der Straße der Tritt schwerer Schuhe. Es klingt fast täppisch, so fest wird der Fuß zu Boden gesetzt, und klingt in langen Zwischenräumen, ein Zeichen, daß der Nahende breit auszieht. Auf einmal verstiehlt sich die Sonne aus der Stube vor dem, der in die Hüttentür tritt und diese mit seiner Gestalt ausfüllt, vor dem Chrisostomus Lußmann. Er geht in Holzsandalen, die schwarzgrau vor Alter und Schmutz sind. Der Fuß, der darinnen steckt, unterscheidet sich so wenig von der Farbe des Holzes, in dem er liegt, daß er mit ihm eines zu sein scheint. Die Fransen einer gelbbraunen Hose überhängen die Knöchel. So zerfetzt wie sie ist des Tagelöhners ganzes Gewand. Die grüne, offen hängende Weste läßt das Futter einer herabgerissenen Tasche sehen, der Kittel, den der Chrisostomus neben einem Beil über die Achsel geschlagen trägt, zeigt Risse und Löcher wie ein Sieb, und des Mannes einer Ellbogen schaut in seiner zähen Knöcherigkeit aus dem Riß im Aermel des verfärbten Kattunhemdes. Der Chrisostomus bückt sich, als er durch die Tür tritt. Als er in der Stube steht, reicht sein spärliches, schweißklebriges schwarzes Haar bis an die Diele, wie vorhin das des Alten. Er schlägt die Tür mit dem Fuße zu, ist mit zwei Schritten, vor denen der Tisch wackelt, an seinem Bett und wirft den Filz, den er in der Hand gehalten hat, darauf, Rock und Beil von der Achsel hinzu. Sich selber bringt er auf einen der Stühle am Tisch nieder, zieht

die Pfeife aus der Tasche und beginnt sie zu stopfen.

„Mach mir Kaffee!“ brummt er, als er sie zwischen die Zähne gesteckt hat. Es ist das erste Wort, das er spricht. Die Stina, der es gegolten hat, ist aufgestanden und nach der Küche gegangen.

„Wollt Ihr nicht zuerst essen?“ frägt sie über die Schulter zurück.

„Mach mir Kaffee!“ brüllt der Chrisostomus los; seine Stimme ist weinheiser, seine kleinen stechenden Augen blicken halb giftig, halb verglast ins Leere. „Meinst, ich sagte es nicht, wenn ich noch nicht gegessen hätte,“ geifert er noch in sich hinein, während die Stina sich schon an die Arbeit macht.

„Das Kind und ich haben noch nichts gehabt,“ läßt sich der Sebastian von seiner Ecke her hören. Es klingt gehässig, wie alte und kranke Leute gerne reden.

„Habe ich dich etwa gefragt, he?“ fährt der Chrisostomus nach ihm herum. Seine Augen funkeln herausfordernd. Streit liegt in der Luft. Der Alte schweigt aber, was er nicht immer tut. So dreht sich der andre wieder ab von ihm. Dann hocken sie still. Der Chrisostomus saugt an der Pfeife. Der Alte sieht ihn von der Seite an. Der Hund schmiegt sich ganz dicht an die Mauer, als drückte er sich lieber hindurch und hinaus. Nur zuweilen blinzt er verstohlen unter dem Borstenhaare hervor.

Der Alte sieht seinen Buben an. Er kann manchmal so an dem herumstaunen, den er, wie recht gewesen, früher in nicht zu zarter Gewalt ge-

habt hat, und der jetzt den Spieß in einer Weise umdreht, die himmelschreiendes Unrecht ist. Der Chrisostomus ist ihm ähnlich, nicht nur in der äußeren zähen Gestalt, auch in dem hageren Gesicht mit den vorstehenden Backenknochen, selbst im Schnitt des kurzen Bartes, nur ist der Bart des Chrisostomus noch schwarz, und sein Schnurrbart länger und in zwei Spitzen gedreht, die wie Trauerweidenzweige sich nach abwärts senken. Er hat über den Augen schwere schwarze Brauen, und in seinem Blick liegt der Unterschied zwischen ihm und dem Vater. Der Alte, wenn er nicht zornig ist wie jetzt, hat ein freies Auge, das warm und lustig scheinen kann; in den Augen des Chrisostomus liegt etwas Ungerades, und neben der Liebe zum Branntwein, die ihm daraus hervorleuchtet, steht ein Licht, wie es in falschen, verschlagenen Tieraugen flackert. Als der Sebastian jetzt den Blick auf seinem Sohn hat, würgt ihn nichts so sehr, als daß er nicht wie vor langen Jahren mit beiden Fäusten über ihn herfahren kann, der Schläge verdiente wie nie zuvor.

Während sie wortlos auf ihren Plätzen sitzen, geht die Stina hin und her. Sie trägt des Vaters Teller fort und stellt ihm dafür eine Blechtasse hin. Dann steigt sie auf einen Stuhl und holt aus dem Schrank, der über des Chrisostomus Bett in die Wand eingelassen ist, eine grüne Flasche hervor; die stellt sie neben des Vaters Tasse. Sie ist noch nicht zwei Schritte gegangen, so hat der Chrisostomus die Flasche schon am Mund. Als sie ihm nachher in einem braunen Krug die trübe Kaffeebrühe bringt, füllt er sich die Tasse zur Hälfte mit

dieser, zur andern Hälfte mit Branntwein. Erst jetzt trägt die Stina die Suppe für sich und den Großvater auf; es ist ein wässeriger Brei, das Kind versteht das Kochen nicht groß, und aus nichts ist bös eine gute Suppe machen. Aber der Alte und die Stina fahren mit ihren Löffeln doch wacker in die offene irdene Schüssel, schneiden sich Brot und von dem steinharten Käse, den sie vor sich auf dem Tisch liegen haben. Der Chrisostomus dampft derweilen und schlürft schnalzend sein Getränk. Ein-, zweimal schielt er mißgünstig auf die zwei Esser.

„Nichts abgehen laßt ihr euch," knurrt er die Stina an, die neben ihm sitzt. Das Mädchen gibt keinen Bescheid. Es bückt sich nach dem Hunde, der scheu aus seiner Ecke hergeschlichen ist und bettelt; es steckt ihm ein Stück Käserinde zu.

„Füttere das Vieh nicht immer!" fährt der Chrisostomus auf sie ein. „Frissest selber genug, brauchst nicht noch auf die Art zu geuden."

Die Stina hebt die Augen und sieht ihn an. „Es ist nur Rinde gewesen," sagt sie. Der vorwurfsvolle Glanz ihrer Augen ist dem Chrisostomus unbequem.

„Gaff nicht, als wollte ich dich schlachten," murrt er, dann läßt er die beiden Esser ihre kurze Mahlzeit vollenden.

Als die Stina aufsteht, fällt ihr ein Bissen Brot zu Boden, da vergißt der Hund seine Furcht und hascht unter dem Tisch nach dem Stück. Der Zufall will, daß gerade da der Chrisostomus sich erhebt. Er tut einen Schritt. Der Hund erschrickt, als der eine schwere Holzschuh dicht neben ihm

niedertritt, er zuckt zurück und gerät dem Manne erst recht zwischen die Beine. Er heult, aus Angst mehr, als weil ihm etwas weh tut; von den Lippen des Chrisostomus fällt ein lästerlicher Fluch. Er schlägt mit dem schweren Holzschuh grimmig nach dem Hund, trifft ihn, daß es kracht und das Tier mit einem Aechzen zur Seite fliegt. Es kriecht winselnd zur Wand und liegt nachher wie tot in seiner Ecke.

„Du bist schon ein Grober, du!" preßt der Sebastian zwischen verbissenen Zähnen heraus. Er hat sich auch erhoben und setzt an, sich nach seinem Stuhl in der Ecke hinüberzuschleppen. Der Chrisostomus reißt Rock und Filz von seinem Bette. Er wirft einen Stuhl zur Seite und wendet sich der Türe zu. Da sperrt ihm der langsame Alte den Weg.

„Was bin ich, du?" barscht er ihn an, dann schlägt er ihm den Ellbogen in den Rücken. „Platz da!" Er schlägt so heftig, daß der Lahme den schwachen Halt seiner Füße verliert und vornüber zu Boden stürzt.

„Da flieg!" lacht der Jüngere rauh und höhnisch, reißt die Tür auf und geht hinaus.

Auf der Schwelle der Küche steht die Stina. Sie hat feuchte Augen und die Lippen sind wie in verbissenem Weinen zusammengepreßt. Aber sie jammert nicht. Sie tritt zu dem ächzenden Alten, hilft ihm, sich vom Boden auf und hin zu seinem Stuhle arbeiten und wischt ihm das Gesicht, das den Boden berührt hat, mit ihrem Sacktuch sauber.

„Es wird immer besser," sagt der Sebastian.

Es kommt wie ein verbissenes Schluchzen aus seiner Brust. Die Stina kann nicht reden. Sie putzt an dem Alten herum, und als der abwehrt, bleibt sie zwischen seinen Knien stehen und legt ihre beiden Hände auf seine aufs Knie gestützte Rechte. So verharren sie. Der Hund in seiner Ecke wimmert noch leise.

„Wenn es so weitergeht, so tut er uns noch ein Leides an," sagt der Sebastian und schüttelt den grauen Kopf wie einer, der nicht begreift. Der Stina fällt der Kopf gegen die Brust des Alten. Sie staunt mit ihren großen Augen durch die trüben Scheiben; und die Sonne überscheint sie beide mit warmem Licht. Der Mann und das Mädchen, denen Zärtlichkeit fremd ist, empfinden ein sonderbares Wohlgefühl, daß sie sich nahe sind. Und die Stina hebt das fromme Gesichtlein, das ganz von Sonne hell ist. „Er ist ja nicht immer da," flüstert sie halb in sich hinein.

Das ist der ganze Trost, den sie haben. Aber sie richten sich daran auf, und sie haben danach einen friedlichen Nachmittag; denn der Chrisostomus kommt nicht zurück bis spät in die Nacht, bis zu einer Zeit, da der Hund in seinem Schlupfwinkel am Herd und der Großvater und die Stina in ihren Kammern versorgt sind. Sie sind sicher vor ihm; denn der Säufer findet gerade noch sein Bett, auf das er sich, wie er hereingekommen, in Hut und Kleidern wirft; selbst das harte Beil kommt neben ihn zu liegen. — — —

*

In Ober-Ebmeten, dem Hüttenhäuflein, das am holprigen Weg in die Ebmetenalp liegt, auf das der Ewigschneehorngletscher ganz nahe niederleuchtet und der starre Nachtberg herabsieht wie ein finsterer Hüter, in demselben Ober-Ebmeten steht zwischen zwei Kuhställen die Kapelle. Sie ist ein sonderbarer Bau, ist auf einen grünen Mattenfleck hingestellt, wie ein Kinderspielzeug auf ein grünes Brett, hat weißgetünchte Mauern, von denen der Mörtel bröckelt, und ein dunkles Schindeldach. Das letztere läuft mit der Mauer am einen Ende des Baues, wo der Altar im Innern steht, rund; am andern Ende, wo die verwitterte Tür sich befindet, ragt es über die Mauern hinaus und ruht mit seinen beiden Ecken auf morschen Holzsäulen, dermaßen über einer Steinplatte eine kleine Vorhalle bildend. Die Fensterbrüstungen der Kapelle sind niedrig. Jeder kann im Vorbeigehen einen Blick ins Innere werfen. Die Gesimse sind aus nacktem, schmucklosem Gips, und auf einem derselben steht eine kleine Herde von grünen Flaschen, in denen sie das Oel für die heilige Lampe und das geweihte Wasser aufbewahren. Die Flaschen sind staubig und nicht verkorkt, das Oel und das Wasser sind voll eines unheiligen Schmutzes. Aber in der Kapelle von Ober-Ebmeten wird nur einmal des Jahres, am St. Matthiastag, Gottesdienst gehalten, all die übrige Zeit laufen die Bauern nach Ebmeten hinab zur Kirche, denn sie haben keinen eignen Kaplan, vermöchten auch keinen zu halten, da sie wohl Ziegen und Kinder die Fülle, nicht aber Batzen in der Truhe haben. Ein paar alte Weiber verrichten manchmal des Abends in

dem kleinen Gotteshaus ihr Gebet, ein Schauer durchfährt die überzeitigen, wenn sie in den gelben, rohhölzernen Stühlen hocken; denn die Kapelle ist feuchtkalt und so totenstill, daß die Alten sich zuweilen besinnen müssen, ob das nicht geschehen sei, um dessen Aufschub sie doch alleweil zuerst beten, daß — daß sie selber schon gestorben sind.

Am heutigen Tage, der mit sonntäglichen, aber schon müden, abendlichen Augen durch die Fenster lugt, sitzen nicht alte Weiber in den Bänken, sondern hat sich ein sonderbares Volk in das Bethaus gestohlen. Drinnen hockt die Stina Lußmann mit fünf, sechs andern Mädchen, die alle jünger sind als sie. Eines von denen, ein kaum dreijähriges Kind, sitzt mit gefalteten Händchen in der Bank und schläft.

Die Stina Lußmann hat in Ober-Ebmeten ihre Firmpate wohnen, die Senn-Gunde, eine arme Bäuerin. Das Mädchen läuft des Sonntags manchmal zu ihr, weil sie die einzige ist, die durch ein, wenn auch noch so kleines Band, an die Stina gebunden ist. Die Stina ist bei den Kindern der paar armen Hütten wohl angeschrieben, sie hängen ihr nach, wenn sie da ist. So ist es heute, und irgendwie aus Langeweile oder innerem Trieb sind sie in das Bethaus geraten. Sie sitzen da schon an eine Viertelstunde, haben erst ihr Ave Maria gebetet, ein, zwei, ein Dutzend Male, und haben dann zu singen angefangen: Keine heiligen Lieder! Jetzt das vom Rütli, jetzt das „Rufst du mein Vaterland“ und jetzt das vom Vogel, der geflogen kommt! Aber sie wissen nicht mehr, was sie singen;

sie sind eifrig geworden, wie unter den Augen des Hochwürdigen selber, und ihre Andacht ist größer, als wenn sie in der Messe mitsingen; denn sie ist ihnen nicht anbefohlen, sondern ihnen unbewußt von innen heraus gewachsen. Sie hocken nebeneinander in der Bank wie die Hühner auf der Stange, so zwar, daß die Stina die Mitte hat und wie eine Stiege ihr zu beiden Seiten die Kleinen und Kleinsten sich anschließen. Nur das schläfrige hat sich auf die Bank vor den andern gesetzt. Es ist ein schwarzhaariges, blasses Kind, dem zwei violettfarbene Augen in dem hungrigen Gesichtlein stehen. Während die andern singen, hat die Langeweile es in die Arme genommen. Die Lider gehen wie schwere Deckelchen immer wieder zu, wenn das Kind sie aufreißt, der kleine Kopf wackelt nach vorn und wieder hintenüber und zuweilen, wenn es ob des Zurückfallens erschrickt, öffnet sich der schmale, bleiche Mund zu einem Seufzer. Im Grunde aber ist dem Kind wohlig wie selten zumute, denn sonst schläfern es keine Lieder ein.

Die andern singen. Ihre Gesichter sind der Decke zugewendet; ein Schein liegt über ihnen, in dem noch der blasse Abglanz des Abendrotes liegt. Weiße Wolken stehen draußen am Himmel, ihre Säume sind rosig; von diesen Rosenrändern fällt ein Widerschein in das Bethaus und hellt die Kindergesichter. Alles bäurisch Häßliche, die Laubflecken im einen, die Blatternarben im andern sind in dem Schein weggewischt. Die Kleinen sitzen da, lieb und schön und andächtig. Die Stina in ihrer Mitte ist ein Bild. Sie ist die eifrigste von allen;

sie hat weder eine zarte, noch eine schöne Stimme, aber sie singt wie der Vogel, der sein Lied mit Eifer hervorschmettert, ihr Oberkörper ist ein wenig vorgeneigt, ihre Hände ruhen auf der Lehne der vorderen Bank, ihre blauen Augen sehen mit einem sehnsüchtigen Ausdruck ins Leere. Und ihr unbewußt ist, während sie singt, das ihre Sehnsucht, daß irgendwer, sei es der Jesus Christ, sei es die liebe Gottesmutter oder auch nur ein armseliger Erdenmensch, sich zu ihr wenden und ihr ein gutes Wort sagen möchte. Die Stina hat, bevor sie heute nach Ober-Ebmeten gekommen ist, nichts Gutes zu hören bekommen. Der Chrisostomus, ihr Vater, ist schlechterer Laune gewesen denn je, und der Großvater, den Groll und Kummer und Gicht gleicherweise hernehmen, hat auch nur Schimpfen und Klagen für sie gehabt.

Noch singt das Mädchen, da fällt ihr auf, daß ihre Stimme allein geblieben ist, und eben stößt ihr das Kind, das ihr zur Rechten sitzt, den Ellbogen in die Seite: „Du, es lugt uns einer zu."

Im gleichen Augenblick hat sie den Blick dem Fenster zugewendet, das ihr zunächst ist, und sieht ein Gesicht mit zwei braunen, von schwarzen Brauen überbogenen Augen und einem bartlosen Mund, der, weil er zu einem spöttischen Lachen verzogen ist, die weißen, starken Zähne zeigt. Die Stina wird rot, sie fühlt, wie das Blut ihr bis unter die blonden Haarringel steigt. Das Kleinvolk neben ihr kichert. In ihrer Verlegenheit beugt sie sich zu den zwei ihr nächsten Kindern nieder, faßt ihre Hände und heißt sie das Lachen sein lassen. Dabei dreht

sie dem Fenster den Rücken; dort ist das spöttische Gesicht verschwunden.

„Komm, er ist fort," sagt eines von den Kindern. Da sieht auch die Stina wieder auf, und sie heben zusammen ein halblautes Flüstern an.

„Hat er schon lang dagestanden?" fragt die Stina.

„Ja, eine ganze Weile," weiß eines wichtig Bescheid, obwohl der Lauscher kaum zwei Minuten lang sich die Mühe genommen hat, hereinzuschauen.

„Wer ist es gewesen?" fragt die Stina wieder, fragt es scheu und mit roten Backen, obwohl sie die Antwort schon vorher weiß, denn sie hat den Gaffer so gut erkannt wie die andern.

„Dem Ratsherrn seiner, der Walter," kommt ihr die Antwort von drei, vieren auf einmal. Dem Ratsherrn seiner, der Walter, ist zu Ebmeten und in weiter Umgebung eine Persönlichkeit. Er wird im Land nur noch selten gesehen, weil er für Höheres bestimmt ist. Er ist im Kollegium und soll Kapuziner werden.

Mit dem Singen in der Kapelle ist es vorbei. Das Marthi, das schläfrige, selber ist ob dem Getuschel der andern wach geworden. Die Stina drängt aus der Bank. Im Heraustreten späht sie unwillkürlich noch einmal nach dem Fenster. Der Gaffer steht nicht mehr dort, aber die Stina ist irgendwie ganz aus dem Gleise. Sie mag nicht mehr singen, mag kaum mehr reden und ist ganz nachdenklich geworden, warum weiß sie selber nicht. Sie hat den blonden Zopf über die Achsel vorgenommen und knüpft an der schwarzen, schlechten

Schnur, die ihn hält. So tritt sie aus dem Bethaus, so schlendert sie die Gasse entlang, die schwatzenden Kinder um sich herum; damit sie etwas tut, summt sie ein paar Töne in sich hinein.

„Vorgestern ist er heimgekommen," plaudert eins der Kinder neben ihr, die immer noch die Rede von des Präses Walter gehen lassen. Die Stina hört nur halb, aber vor ihr in der Luft steht, während sie weiter schreitet, und so klar, als säße sie noch im Bethaus, das Fenster und in seinem Rahmen der Kopf des Muheim-Walter, des Ratsherrn-Buben. Der hat das junge Ding seiner Lebtag nicht gekümmert, sie kennt ihn, weiß, daß sein Vater so hablich ist wie der ihre arm, also unglaublich reich, aber sie weiß sich nicht einmal zu erinnern, daß sie je ein Wort zusammen gewechselt haben. Und doch wird sie das Bild nicht los, den Kopf in dem Fenster. Es ist wie eine Erscheinung; sie wird ganz zornig, daß sie immer daran denken muß. Zuletzt wendet sie sich mit Gewalt davon ab und den andern Kindern zu. Necken und Plappern geht zwischen ihr und ihnen, wie es Brauch ist zwischen derlei mauleifrigem Volk. Eine Weile säumen sie an den braunen Holzhütten von Ober-Ebmeten. Dann läßt die Stina mitten in einem Spiel, das sie angehoben haben, sich vernehmen, daß sie heim muß. Die andern schauen sie erstaunt an; aber sie wirft ein „Ade" flüchtig dahin und dorthin, streift diese kleine Hand und jene, dreht sich um und läuft hinweg.

Anfänglich, solange noch die Holzhütten hinter ihr sichtbar sind, geht sie rasch, setzt ein paarmal

zum Laufen an und blickt dann wieder zurück, schreit noch einen Gruß oder winkt noch herüber; hernach, als sie bei dem Kreuz mit dem Christusbild ankommt, das außerhalb Ober-Ebmeten auf der Weghöhe steht, verfällt sie in ein Schlendern, läßt die Gedanken wieder an sich kommen und nimmt statt des Zopfes die blaukattunene Schürze in die spielsüchtigen Finger. Im Grunde vor ihr liegt Ebmeten, der Weg senkt sich steil abfallend zur Tiefe. Während sie hinabsteigt, steht wieder der Kopf im Fenster vor ihren Blicken, der mit den braunen, glänzenden Augen und dem im Spott die Zähne zeigenden Mund. Das Bild ist so Herr über das Kind, daß es zusammenschrickt, als an einer Wegbiegung zwei Burschen dicht vor ihm am Geländer lehnen, das die nächste Matte abschließt. Es blickt auf und wird bleich und dann rot. Da steht der Muheim-Walter selber mit einem Burschen aus Ober-Ebmeten im Gespräch. Er dreht ihr den Rücken, aber er wendet den Kopf über die Schulter zurück, lacht, daß die Zähne wieder aus dem braunen Gesichte leuchten, und stößt ein spöttisches „Hm, hm" heraus. Auch der andre lacht, der ein sommersprossiges Gesicht und schwere, schaffige Hände hat und die Milchtanse auf dem Rücken trägt. Die Stina nimmt ihren ganzen Mut zusammen und geht an den beiden vorüber. Die gaffen sie an. „Schön ist es gewesen, du," sagt der Walter anzüglich. Die Stina wirft den Kopf auf. So schrecklich wird es doch nicht gewesen sein, das Singen in der Kapelle!

„Schön ist es gewesen, Muttergöttesli," ruft der

Walter ihr nach, der ihren Zorn bemerkt hat und sie um so lieber foppt.

„Hättest ja nicht zu losen brauchen," wendet sich da die Stina um und beginnt dann bergnieder zu laufen, daß der dünne schwarze Rock ihr um die Beine schlägt und der Zopf hinter ihr her fliegt wie ein Drachenschweif.

Der Walter, der sich von dem andern verabschiedet hat, kommt ihr nach einer kleinen Weile nachgestiegen, sie sieht, wie er gemächlich niedersteigt in seinem fürnehmen dunkeln Sonntagsgerust, der einen fast städtischen Schnitt hat, den runden schwarzen Filzhut auf dem just so schwarzen Haar. Die Hände, die — der Stina ist das trotz aller Verlegenheit im Vorbeigehen aufgefallen — so sauber und weiß geschienen haben gegen dem andern Buben seine Schaffertatzen, hat er in den Rocktaschen vergraben.

Sie braucht nicht zu eilen. Der andre holt sie nicht ein. Er sieht ihr nicht einmal nach. In Wahrheit hat der Muheim-Bub dem Lußmann, dem Schnapser, sein Mädchen, das ihm just in den Weg gelaufen ist, lang wieder vergessen. Die Stina aber wird den ganzen Abend das sonderbare Gesicht nicht los, das Fenster mit dem sie angaffenden Kopf darinnen. Es ist, als zaubere ein Fiebertraum es ihr vor. Es wird ihr fast angst. Sie hat einmal ein altes Weib sagen hören, daß, wenn man im Traum den Blick eines Menschen so deutlich auf sich gerichtet sieht, einem leicht von diesem Menschen Uebles geschehen möge. Und die Stina fängt an, sich vor dem Muheim-Walter zu fürchten. Die

Furcht verläßt sie den ganzen Abend nicht. Als sie heimkommt, ist die Sonne hinter den Ewigschneehorngletscher gesunken, die Wärme ist mit ihr aus dem Tal gegangen, und es ist, als bliese der Gletscher selber einen Frosthauch herab, so kühl ist es plötzlich geworden. Das Mädchen trägt die Frische in die dumpfe Hütte hinein. „Mach die Tür zu!" murrt der Großvater, der noch immer nicht bei Laune ist, ehe sie nur recht über die Schwelle getreten ist. Es fällt ihr gleich schwer aufs Herz, daß er, der sonst gut zu ihr ist, ihr keinen besseren Empfang gibt. So gerät auch ihr Gruß kurz, und sie macht sich nachher in der Küche zu schaffen, schält die Kartoffeln und setzt sie auf den brüchigen, rußschwarzen Steinherd. Der Hund hat sich an sie gemacht, er streicht ihr nach wie einer, der etwas auf dem Herzen hat und es nicht sagen kann. Er hinkt, seit der Fuß des Chrisostomus ihn getroffen hat, und scheint auch sonst nicht mehr der alte. Während er sich sonst wohl oft in der Straße getummelt hat und mit der Stina um die Wette gelaufen ist, kann er jetzt zuweilen mitten im Anlauf innehalten, sein Leib zittert wie in einem Krampf, er verdreht die Augen und ein kurzes Keuchen bricht von ihm.

Die Stina merkt erst auf das Tier, als sie die Petrollampe angezündet hat und es immer zu ihren Füßen hocken und mit seinen schwarzen Kugelaugen zu ihr aufschauen sieht. Es hat einen sonderbaren Blick, es ist so wie — wie wenn es flennte, denkt das Kind und legt ihm unwillkürlich die Hand auf den Kopf. Da wedelt der Hund kurz und streckt sich mit einem Schnaufer zu Boden. Draußen in

der Stube fängt es auch zu dämmern an. Dort ist der Großvater eingenickt und schnarcht. Das Geräusch vermischt sich mit dem lauten Atmen des Hundes. Beides ist eintönige Musik, die die Stina nicht aufmuntert. Die Gedanken des Kindes werden immer schwerer; es hat noch nicht oft gefühlt, wie gottserdenarm es ist. Heute abend fällt es ihm ein, und eine mächtige Sehnsucht packt es, zu einer, die es gern hat, zu der Schwester Grata, der Lehrschwester, zu laufen. Aber am Ende bleibt es sitzen, weil es den Vater und seine Fäuste fürchtet. Von dem ist nicht zu wissen, wann er heute abend heimkommt, es kann bald sein, kann spät sein; an Sonntagen bleibt er oft bei Wein und Karten sitzen.

Als der Großvater in der Stube aufwacht, ruft er nach der Stina und will sein Abendbrot haben. Es ist spät geworden. Die Erdäpfel sind lange gar, die Stina ist selber fast neben ihrem Herde eingenickt. Sie trägt ihre Lampe in die Stube hinaus und bereitet den Tisch. Der Alte macht sich derweilen heran. Als die Stina sich einen Stuhl zum Tisch schiebt, lauscht sie und sagt mit stockendem Atem: „Wenn er kommt, der Vater, so lärmt er, daß wir essen."

Der Sebastian legt unwillkürlich das Messer weg, das er in der Hand hat, dann aber sagt er unwirsch: „Ach, iß jetzt und schwatz nicht! Wer weiß, wie lang wir warten könnten!"

Darauf geraten sie über ihr karges Brot. Sie sitzen, die Lampe zwischen ihnen, einander gegenüber und würgen die Bissen hinunter. Sie reden nicht, sie haben nicht Zeit dazu, weil sie fertig sein wollen,

ehe sie recht angefangen haben; der Chrisostomus könnte ja kommen! Als sie fertig sind, was bald ist, schlarpt der Sebastian zu seiner Ecke zurück, die Stina räumt den Tisch ab bis auf Käse und Brot, das sie für den Vater liegen läßt, der Hund, der sein Teil abbekommen hat, schleicht in die Küche zurück, wo es warm ist, dann hebt in der Hütte wieder die alte trübe Stille an und das Warten der drei auf den, der ihr Schrecken ist.

Der Chrisostomus kommt nicht. Die Stina kann die Erdäpfel vom Feuer nehmen. Der Alte steht auf und meint, daß es sich auf dem Strohsack geradeso gut schlafe wie auf seinem Stuhl. Dann geht er seine Hinterkammer suchen. „Geh auch, du," sagt er zu der Stina im Hinausgehen, „erwarten kannst ihn doch nicht." Und die Stina, der die Stille und Einsamkeit weh tut, löscht die Lampe, lauscht noch einmal nach der Straße hin, ob sie keine Tritte hört, dann schleicht sie sich nach der Leiter, die in ihre Dachkammer hinaufführt. Als sie auf die erste Sprosse tritt, fällt ihr ein, daß der Vater, wenn er spät heimkommt, manchmal erst recht schlechter Laune ist. Es ist dann besser, wenn alles ihm aus dem Weg ist, an dem er seine Wut auslassen könnte. Sie tastet sich zum Herd zurück, den Hund — den kann sie nicht unten lassen: „Komm, komm," lockt sie hastig. Das Herz klopft ihr. Wenn er jetzt käme, der Vater! Als sie den Hund mit der Hand ertastet, hebt sie ihn auf den Arm und sucht sich im Dunkeln den Weg hinauf in die armselige Kammer.

Die Kammer hat ein kleines Fenster nach dem

Bachbett hinaus. Es steht offen, das sonst blinde Scheiben hat wie alle im Haus, und die Stina, als sie in die Kammer tritt und den Luftzug fühlt, der durch das Fenster dringt, kann sich nicht entschließen, es zuzumachen, denn die Sterne stehen darüber im dunkeln, fernen Himmelsgrund, und sie erscheint sich weniger einsam, wenn die Himmelsaugen zu ihr hereinsehen. Sie drückt die Türe fest zu, schließen kann sie sie nicht, das Schloß wackelt und der Schlüssel fehlt. Damit es fester halte, stellt das Kind seinen Stuhl an das Türbrett. Es ist finster in der Kammer; ein Licht hat die Stina nicht. Sie hat den Hund zu Boden gesetzt; in der Dämmerhelle, die in der Nähe des Fensters herrscht, sieht sie, wie er sie anschaut, als wollte er wissen, was er bei ihr soll. Sie löst sich die Schürze vom Leib, legt sie zusammen und breitet sie in eine Ecke.

„Da, Schnauzi!"

Während der Hund sich auf das harte Bett zusammendrückt, bleibt sie eine Weile neben ihm knien und fährt ihm halb unbewußt mit der Hand über das Fell. Dabei überwältigt sie das Gefühl des Verlassenseins. Die Augen werden ihr naß, die Tränen rinnen ihr tropfenweise über die Wangen, und die Lippen zittern. „Ja, Schnauzi, ja," flüstert sie so vor sich hin und tätschelt das Tier. Dann schämt sie sich plötzlich, sie ist das Flennen nicht gewohnt, und sie steht auf und kleidet sich aus. An der einen Wand liegt ihr Strohsack, ein rauhes Leintuch ist darüber gebreitet, die zerfetzte Wolldecke hat sie zurückgeschlagen. Sie schüttelt noch das rot-

geblümte Spreukissen auf. Dann legt sie sich, schlüpft unter die Decke und wickelt die nackten Arme ein. Eine Weile liegt sie auf dem Rücken, ganz still; der blauschwarze, ferne, tiefe Himmel ist gerade über ihr. Wie Lichter, ruhig, bläulich brennen die Sterne. Die Stina legt unter der Decke die Hände zusammen; das Beten vergißt sie nie. Sie hungert danach wie nach dem täglichen Brot, und weil sie sich hinter den Sternen in dem unendlichen Himmelshaus den Gott-Vater denkt, so hebt sich ihr die Brust leichter darum, daß sie nun gerade da hinauf und hinein ihr Gebet sprechen kann, hinein in den schönen, glänzigen Himmel. „Vater unser," beginnt sie zu stammeln. Da zittern die Scheiben in der Stubentür unten und ein wüster Lärm hebt an, wie wenn einer über die Schwelle fiele, sich wälzte und tölpisch wieder aufrichtete. Ein Fluchen folgt, das laut genug ist, daß jedes Wort in die Kammer herauf dringt. Dann hört die Stina ihren Namen rufen. Sie richtet sich auf; das Herz klopft ihr. Der Vater! Wird er heraufkommen?

Der Hund in seiner Ecke rührt sich. Er winselt ganz leise, wie vor übergroßer Furcht. Das Poltern und Schimpfen in der Stube unten dauert an und nähert sich einmal, als stiege der Lußmann herauf. „Kommst her, Mädchen!" schreit er. Er ist heiser und lallt. Der Schrei geht in Murren unter. Das Murren und Knurren und Schimpfen entfernt sich wieder. Die Stina, die die Hand an die Seite preßt, weil das Herz ihr so wild schlägt, weiß, daß, mag er rufen und rufen, sie heute nicht hinunter kann, und weiß, daß er sie morgen schlagen wird,

weil sie nicht gekommen ist. Sie lauscht und lauscht. Nach einer Weile verrät ihr ein Geräusch, daß der Vater sich aufs Bett wirft. Sie kann die halb tierischen Laute hören, mit denen er sich auf das Lager streckt. Jetzt ist sie vor ihm sicher. Und sie legt sich ins Kissen zurück. Sie ist erregt und kann jetzt nicht beten, kann auch nicht einschlafen. Das ist lange nicht der erste Sonntag, lange nicht der erste Tag, der so zu Ende geht. Bah, oft geht es so, oft noch schlimmer. Und früher, bis vor einem Jahre, ist unten die Mutter gewesen — unten in der Stube — die kleine, schwächliche und kränkliche Frau. Ueber die ist immer der Sturm hingegangen, der jetzt der Stina droht oder den sie aushalten muß. Die Mutter! Sie liegt jetzt auf dem Friedhof hinter dem Dorf, wo der Weg nach Ober-Ebmeten steigt. Das Ewigschneehorn sieht auf das stille Viereck mit den Kreuzen und Steinen herab. Es muß jetzt kalt sein dort, denkt die Stina. Und sie schauert selber zusammen. Wie soll man es glauben, daß die Mutter, die sonst immer unten in der Stube gewesen ist, jetzt dort in der Erdgrube liegt, draußen in der kühlen Nacht und in der kühlen Erde. Da, da hat sie der Vater hingebracht! Immer hat sie es gesagt, die Mutter: „Keine Ruhe hast, bis ich dort außen liege.“ Jetzt ist es so. Und — und — wieder schauert die Stina zusammen. Wird er es ihr selber auch so tun, der — der Vater?

Das Kind, auf das die Gedanken und das Elend anstürmen, weiß sich nicht zu helfen. Die Sinne verwirren sich ihm. Und plötzlich, als es die Augen hebt, steht statt des Fensters mit dem Himmel voller

Sterne dahinter, der Rahmen wieder dort mit dem Kopf und den braunen Augen und dem Mund, der lacht, dem Muheim-Walter sein Kopf. Seine Augen tun der Stina weh, sie blicken immer in die ihren hinein, und — „Vater unser," stammelt das Kind und sucht die Finger ineinanderzulegen. Es will weiterbeten, aber die Lippen ermüden mitten im Reden. Die Lider decken die Augen, die den Kopf des Muheim-Bub sehen. Der Schlaf zwingt auf einmal die Stina und löscht das Schreckbild langsam vor ihren Augen aus.

Eine leise Helle ist an der Kammertür, an der der Sessel steht, sie wächst und wächst, weißer und heller, immer weißer und immer heller, als schwelle ein ganz klarer, silberner See in der Kammer. Jetzt brennt es wie Flämmlein auf der Lehne des alten Stuhls und läßt sich wie Flämmlein auf das Gesimse am Fenster nieder, hier eines, dort eines, und eines spielt auf der Decke der Stina. Dann fließt ihr der Schein über Arm und Gesicht. Da steht der Mond vor dem Fenster, hoch über ihr, und die zwei Gesichter sind voll sich zugekehrt, das helle, leuchtende Himmelsgesicht und das in dem rotblumigen Kissen, bleich, schmal, einen Zug wie von stillwerdendem Weinen um den Mund. Die Stina hat eine Hand unter dem Kopfe liegen, der Arm schimmert weiß auf dem roten Drilch, und wie Gold rieselt es darüber, das ist ihr loses Haar.

*

Der Muheim-Walter ist lange wieder fort. Er sitzt im Priesterkollegium und lernt und kommt nicht

heim zu den Ferien, weil die zu kurz für die lange Reise sind. Im Dorf ist er vergessen; wie sollte einem einer im Sinn bleiben, der so weit weg ist. Die Stina denkt sowenig an ihn als die andern. Fällt ihr ja einmal das sonderbare Bild ein, das sie geängstigt hat, dann lacht sie über sich selber. Wie dumm sie gewesen sein muß! Jetzt ist sie schon ein Jahr älter geworden, jetzt käme die Furcht sie nicht mehr an, noch dazu die Furcht vor so einem, der Kapuziner werden will und von dem die Schwester Grata einmal gesagt hat, daß er einer von den wenigen vernünftigen unter den Dorfbuben sei.

Aber die Zeit geht hin, ohne daß die Stina zeigen könnte, daß sie sich nicht mehr fürchtet. Sie bringt ihr Denkens und Tragens genug, ohne daß sie sich um den Buben, der sie nichts angeht, auch noch kümmern müßte.

„Das Kind wegnehmen sollte man dem Säufer," sagen die von Ebmeten von dem Lußmann. Die Weiber fuchteln: „So ein Kind, und es so mißhandeln." Die Männer, die träger und langsamer in ihren Entschlüssen sind, zucken die Achseln. Die vom Gemeinderat, die es angegangen wäre, tun, als hörten sie nichts. Tu mir nichts, ich tu dir auch nichts! Auf den faulen Frieden ist zu Ebmeten alles gestimmt und geht seinen Schlendrian weiter. Die Stina weiß und hofft nichts andres. Sie schießt in die Höhe wie am Weg die Königskerzen; die kindlich eckigen Glieder werden unmerklich um ein weniges runder, weicher, nur das Gesicht bleibt schmal und ist farbloser wie früher. Aber noch immer —

in der Kirche zum Beispiel, wenn das Gesicht aus einem Kopftuch schaut, stoßen sich rührsame Frauen an. „Wie die liebe Muttergottes ist es eines, das Kind.“

Wenn das Muttergöttesli das Kleid von Schultern und Rücken streifen wollte — dort stehen ihm Male, die zeigen, daß es zum mindesten gleich des Heilands Mutter eine Dulderin ist. Der Lußmann-Chrisostomus, den der Schnapsteufel meistert, hat schwere Fäuste, und sein Sinn verroht rascher, als sein starker Leib von dem Gift Schaden nimmt. Die Stina weiß nichts andres, als daß es ihr schlecht gehen muß, daß es ihr aber schlecht geht, zum Erbarmen schlecht, zu der Erkenntnis ist sie in der einen Nacht vor einem Jahr gekommen. Reif werden nennen es die Leute, das harte Leben trägt sich schwerer, wenn eine dazu reif geworden ist. So trägt auch die Stina schwer an der Last, aber sie klagt nicht. Was sollte klagen nützen, es ändert ihr's doch keiner. Und das Leben hat auch seine spärlichen Freuden für das Kind. Eine solche ist gewesen, wenn es in der Schule bei der Schwester Grata gesessen hat. Die ist aber vorbei, denn die Schwester ist abberufen worden und sie, die Stina, geht nicht mehr in die Schule. Schreiben und lesen kann sie, mehr braucht sie nicht, Zeit hat sie auch nicht mehr zum Lernen, denn der Vater gibt Arbeit, der, sei er daheim oder auf Tagelohn noch so weit weg, sein Essen haben will.

Eine andre Freude ist der Stina der Hund, sie haben sich einander angefreundet, seit das Tier so halbwegs krank ist. Dem Mädchen macht die Pflege

Spaß, der Hund ist klug und dankbar. Wenn sie daheim ist, weicht er nicht aus ihrer Nähe. Nachlaufen kann er ihr nicht mehr, es ist, als hätte er Angst, aus der Hütte zu gehen. Wenn er je auf die Straße läuft, macht er sich bald wieder in die Stube zurück. Er und der Alte, der Sebastian, haben die Wärme lieb.

Der Großvater auf seinem Stuhl ist in dem Jahre gleichsam kleiner geworden. Das Elend drückt das Häuflein Mensch tiefer, immer tiefer. Er verlernt langsam das Widersprechen und Trotzen, wenn der Lußmann, der junge, grob wird. Er ist ängstlicher und abgestumpfter geworden. Wenn die Faust auf ihn niederfährt, die alle in der Hütte zu fühlen haben, ist es, als schnurrte er auf seinem Stuhle zusammen, duckt er sich und hält hin, bis ein Ende wird, und nachher flennt er heimlich in sich hinein. Manchmal steckt er auch die gichtigen Finger ineinander: „Erlös' mich bald, Herrgott!"

Die Stina und er sind wortkarg gegeneinander. Manchmal möchten sie wohl zusammen reden, aber dann fehlen ihnen auf einmal die Worte. Und so können sie stumm nebeneinander hocken und in die Stube oder durchs Fenster sehen. Aber das Zusammenhocken schon tut beiden wohl, und heimlich, ihnen selber unbewußt, hängen sie aneinander und ist jedes dem andern das einzige, das des Liebhabens wert ist.

Es ist Winter und geht dem Frühjahr zu. Der Schnee liegt in Ebmeten und rings im Gebirg halb haushoch. Es ist alles weiß und klar und kalt. Die Wildheit der Steintrümmer, der Rüfentäler

und zerrissenen Wände ist verhüllt, das Gebirg ist größer in seiner grenzenlosen Stille und seiner Reinheit. Ueber die Mittagsstunden, solange die Sonne ihren kurzen Weg über das Ebmeter Tal tut, strahlen die Berge in goldenen Mänteln, und die Matten flammen, als trügen sie eine Saat von Edelgestein. An einem solchen Mittag kommt der Lußmann-Chrisostomus mit zwei Männern bergnieder gegen seine Hütte geschritten. Sie stecken in rauhem Gewand, mit Schnüren gebundene, rauhwollene Ueberstrümpfe reichen ihnen vom Schuh bis hoch übers Knie hinan, über die Ohren haben sie die gestrickten Schneekappen gezogen. Sie lehnen drei Schaufeln an die Hausmauer, als sie die Brücke hinter sich und die Hütte erreicht haben. Dann schlägt der Chrisostomus mit der Hand, die im groben Fausthandschuh steckt, die Türfalle nieder und poltert einen Schritt weit in seine Stube. „He, bring Schnaps her!" befiehlt er und macht sich zurück zu den zweien, die draußen stehen. Dicht hinter ihm tritt die Stina in die Tür; sie weiß, daß sie flink sein muß, wenn er ruft. Sie geht nur im dünnen, flickigen Rock, schauert ein wenig zusammen, als sie ins Freie tritt, und die Hände, in denen sie Glas und Flasche trägt, laufen ihr blau an. Sie will Flasche und Glas dem Vater reichen, aber der heißt sie mit grober Rede selber einschenken. So steht sie im Schnee, einen kalten Sonnenschimmer über dem hellen Scheitel, hebt das Glas und schenkt ein.

„Das ist Euer Mädchen?" fragt einer von den zwei Gästen, die der Chrisostomus mitgebracht hat.

„Ja, das einzige, gottlob!" brummt der zurück.

Der andre, der ein mittelgroßer Mensch ist und mit seiner wetterdunkeln Runzelhaut und seinen steifen, harten Gliedern unglaublich zäh aussieht, schlüpft mit den Händen aus den Handschuhen, die ihm an einer Schnur über den Schultern hängen, und nimmt der Stina das gefüllte Glas ab. „Dank," sagt er, und „bist noch keine üble," fügt er hinzu. Aus grauen, runzelumstandenen Augen sieht er die Stina einen Augenblick musternd an.

„Schöner als ich ist sie eineweg," lacht der Chrisostomus rauh auf. Er hat gegen den andern eine Art, als ob ihm um seine Freundschaft zu tun sei. Das macht, weil der Simmen, der Wegknecht vom Hochalppaß, die ganze Schneearbeit von Ebmeten aufwärts bis zur Paßhöhe zu vergeben hat. Der Lußmann muß ihn warmhalten, sonst kommt er um seinen Tagelohn.

Der Simmen hat das Glas mit einem Male geleert, er hält es in der fast graufarbigen, lederharten Hand der Stina wieder hin. „Da, mach es noch einmal voll."

Während sie sorglich füllt, damit nichts ausgeschüttet werde, reißt er sich mit der freien Hand die Eiszapfen aus dem spärlichen dunkelbraunen Bart. „Gelt, dir wächst kein solches Haar, du," sagt er gesprächig zu dem Kinde. Dann nimmt er ihr das Glas ab und will es dem Lußmann reichen.

„Der Bub soll zuerst trinken," sagt dieser.

„Nein — trinket!" nötigt ihn der Simmen. „Der" — er meint den hinter ihm stehenden Buben — „gibt so wie so nicht viel auf Schnaps."

„Aber haben muß er doch," sagt der Lußmann, leert seinen Anteil und heißt die Stina einschenken. Die tut es, dann tritt der junge Mensch heran, der bisher geschwiegen und sich an den nahen Brückenstein gelehnt hat. Er ist dem Vater an Größe gleich, hat aber ein nacktes, weißrotes Gesicht, ehrliche, offene blaue Augen und strohblondes, steckiges Haar. Er sieht nicht just übergescheit aus, wird auch rot, wie er der Stina das Glas aus der Hand nimmt, und schüttet mehr von dem Branntwein daneben, als er hinunterschluckt, aber in seinem Gesicht ist ein anheimelnder Zug. Er scheint um den breiten Mund gezeichnet, der sonst freilich die regelmäßigen Züge mehr entstellt als schmückt.

Als der Bub das Glas zurückgeben will, hält er es so fest in der roten Hand, daß die Stina mit den Fingern sich in sie hineinnesteln muß, um es herauszuklauben. Dabei sehen sie einander unwillkürlich an. Die Stina verzieht den Mund zum Lachen, dem Blonden steigt das Blut zu Kopf, er dreht sich ab und greift die Schaufel auf. Der Chrisostomus hat indessen der Stina die Flasche aus der Hand gezerrt. „Wollt Ihr noch?" fragt er den Simmen. Der schüttelt den Kopf. „Wir müssen machen, daß wir zum Ratsherrn kommen," drängt er dann, faßt die Schaufel, sagt der Stina ein „Ade, du" und stampft die Straße voran. Der Bub trottet ihm nach. Er schaut in die leere Luft; das Kind zu grüßen vergißt er, ob mit Willen oder nicht. Der Lußmann hat die Flasche an den Mund gesetzt, er tut einen durstigen Zug, gibt sie der Stina zurück und trollt sich den andern nach.

Das Mädchen bleibt einen Augenblick in der Straße stehen und folgt den Männern mit den Blicken. Sie muß über den steifen Bub lachen, der kein Maul auftun mag und den Gruß vergessen hat. Dann sieht sie die drei den Weg in die Gasse nehmen, wo der reiche Muheim, der Fuhrhalter und Ratsherr, wohnt. Dabei merkt sie, daß ihr kalt wird, und macht sich in die Stube zurück.

An diesem Abend kommt der Lußmann früher heim. Gleich, als er den ersten Schritt in die Stube tut, bekommen die Stina und der Sebastian, der Alte, zu staunen. Der Chrisostomus sagt ein lautes „Grüß Gott!" Ein Schein widriger Freundlichkeit ist auf seinem Gesicht. Der mag den ganzen Nachmittag, während er mit dem Muheim zu tun gehabt hat, darauf gestanden haben, und hat sich so eingewachsen, daß er noch nicht Zeit gehabt hat, hinwegzuschmelzen. Der Lußmann schwankt, als er auf den Tisch zugeht, und als er sich niederläßt, lacht er weinselig vor sich hin.

„Jetzt — will ich etwas essen," sagt er mit schwerer Zunge, schluckt, verschluckt sich und lacht wieder. Dazu stehen seine Augen im Kopf so still wie die eines abgestochenen Hammels.

Die Stina trägt Käse und Brot auf. Er beginnt mit dem Taschenmesser von beiden abzuhacken, knuspert aber nur daran wie alle, die vor lauter Trinken das Essen verlernen. Daneben dreht er sich halbwegs nach dem Vater um, der in seinem Stuhl kauert und nach ihm hinschaut.

„Gut gegangen ist es heute," sagt der Chrisostomus.

Der Sebastian ist ganz erstaunt, daß er ihm ein Wort gönnt.

„So, was ist?“ fragt er.

„Dem Ratsherr Muheim seinen Schlitten haben wir gefunden, den die Lawine in den Bach geworfen hat vor vier Wochen.“

Auf die Rede schiebt der Chrisostomus ein Stück Brot ins Maul, kaut, lacht wieder und erzählt weiter. „Zum Essen hat er uns dabehalten, der Muheim.“ Nach einer neuen Pause bringt er den Satz zuwege: „Und zu trinken hat er gezahlt, mir und dem Simmen und dem Bub, dem Hannes.“ — „Ich wollte, der Schnee jagte ihm bald wieder Ware aus der Straße,“ kichert er, dann kommt ihn ein Glucksen an, das ihm die Rede verschlägt. Währenddessen grinst er in den Tisch hinein.

„Hol Schnaps!“ ermannt er sich einmal.

Die Stina, die mit dem Strickstrumpf am Tisch sitzt, gesteht kleinlaut, daß keiner da sei. Da kramt der Vater im Hosensack, greift ein Silberstück heraus, das er anstaunt, als komme es ihm fremd vor, und dann mit einem „Da, hol!“ auf den Tisch wirft.

Der Stina wird unheimlich. Aber sie wagt nicht zu widerreden. Sie steht seufzend auf, nimmt die Flasche aus dem Wandschrank und geht zur Tür.

Der Sebastian auf seinem Stuhl ist halb emporgefahren. Er sieht aus, als wolle er das Mädchen zurückhalten. Er tut den zahnlosen Mund auf und hat die Rede auf der Zunge, daß der Chrisostomus auch sonst genug habe. Aber er besinnt sich, tut einen scheuen Blick nach seinem Buben und kauert sich wieder im Stuhl zusammen.

Die Stina ist gegangen. Der Chrisostomus lacht noch immer seinen Tisch an. Mit einem Male geht sein Blick über den hinweg nach der nächsten Wand. Dort sieht er den Hund liegen, der den Kopf tief eingezogen hat und scheinbar schläft. Aber der Blick muß das Tier wecken, denn es blinzelt mit halb geschlossenen Augen den Lußmann an und verbirgt nachher den Kopf wieder, als fürchte es sich vor den Augen des Mannes.

Der Lußmann hat in seiner Weinlaune auch den Hund lieb. „Da her, Schnauzi!" lallt er und schnalzt mühsam mit den Fingern. Der Hund in seiner Ecke rührt sich nicht.

Einen Augenblick vergißt der Lußmann, daß er gerufen hat. Dann rückt er den Stuhl seitwärts und höfelt: „Nun, so komm halt, Schnauzi!"

Wieder drückt sich der Hund nur enger zusammen. Da scheint der Lußmann zu erwachen. „Kommst?" ruft er den Hund an. Und dann lauter: „Kannst nicht kommen, du, wenn man dich ruft!"

Als das Tier auch jetzt nicht gehorcht, rückt er den Stuhl und steht auf. Sein Gang ist unsicher, aber der Zorn hält ihn auf den Beinen, und vor Zorn ist er kreidebleich im Gesicht. „Da her, Vieh!" faucht er halbwegs in der Stube den Hund an. Der merkt Unheil, will aufstehen und nach der Küche entschlüpfen, dann aber fehlt ihm dazu der Mut, er duckt sich ganz auf den Boden und erwartet die Schläge, die er kennt. Eine tierische, unvernünftige Wut nimmt den Chrisostomus in die Krallen. Er stolpert ganz auf den Hund zu und

wirft sich über ihn. Das Tier kreischt auf, als es die Finger des Menschen an seinem Halse fühlt.

Der Sebastian auf seinem Stuhl rutscht hin und her. „Ach, so laß ihn doch,“ sagt er. Aber die Worte gehen im Lärm verloren. Der Lußmann hat den Hund am Halse und arbeitet sich mit ihm mühsam vom Boden auf. Das Tier schreit nicht mehr, es keucht und wird dann still. Der Lußmann steht, torkelt, und die Finger würgen den Hund, sein Blick funkelt. „He, jetzt hast doch kommen müssen,“ spricht er zu dem wehrlosen, zappelnden Geschöpf. In dem Augenblick tritt die Stina wieder in die Tür. Da ist es, als fasse den Säufer die Wut grimmiger, er drückt die Finger noch einmal wild zusammen, tut ein häßliches Lachen und schleudert den Hund von sich.

„Ach, ach, ach!“ ächzt der Sebastian in seinem Stuhl, er stützt sich auf die Lehnen, als ob er auffahren wollte, es zuckt und arbeitet alles an ihm, als könnte er noch wehren.

Die Stina hat die Tür mechanisch zugemacht und die Flasche auf den Tisch gestellt. Jetzt steht sie neben dem Tisch mit herabhängenden Armen und ist weiß wie der Schnee, aus dem sie kommt. Ihre Augen sind groß vor Schrecken, sie sind wie dunkle Lichtlein in dem schmalen, farblosen Gesicht. Sie schaut den Hund an, der, ein zuckendes Häuflein, an der Wand liegt. Das Zucken läßt nach, alle vier Beine streckt der Schnauz von sich, schnauft noch einmal und ist still.

„Jetzt ist er tot,“ sagt die Stina wie zu sich selber. Dann wacht sie auf. Sie hebt die Augen,

die heiß sind von einem sonderbaren Ausdruck halb grenzenloser Furcht, halb grenzenlosen Zorns. Mit dem Blick sucht sie den Vater.

Der Lußmann ist zu seinem Platz zurückgegangen. Er sitzt auf dem Stuhl, schenkt sich Branntwein ein und lacht wieder, redet auch etwas in sich hinein, selbstzufriedenes Zeug, als hätte er etwas Großes getan. Da kommt die Stina auf ihn zu. Ihr hagerer Leib ist gerade aufgestreckt, der Kopf lehnt weit in den Nacken zurück und die Arme hängen lang herab. Der Blick aber ist immer derselbe, in dem das Entsetzen flackert. Sie bohrt ihn dem Lußmann ins Gesicht, während sie nahekommt, ganz nahe. Dann tut sie die farblosen Lippen auf und sagt: „Wollt Ihr mich auch so würgen, Ihr?"

Sie neigt den Kopf ihm zu, als erwarte sie, daß seine Hände sich um ihren Hals legten, und ihre Augen lassen keinen Gedanken lang von seinem Gesicht.

Der Lußmann wird rot. „Mach keine Faxen," sagt er rauh und dreht sich dem Tisch zu. Als das Kind nicht weicht, fährt ihm das Blut dicker zu Kopf. Er zieht die Faust auf: „Gehst weg, du Fratz, oder . . ."

Aber er wagt nicht zuzuschlagen. Die Stina, die ihn anschaut und immer anschaut, dreht sich langsam von ihm ab, nimmt die Schürze auf und geht zu dem Hund hin. Erst dort löst sie den Blick vom Vater ab, läßt sich in die Knie und packt das tote Tier in die Schürze. Sie steht auf danach, sagt kein Wort, geht langsam zur Türe und still hinaus. Sie hat das Tuch noch um Brust und

Kopf geschlungen, das sie angelegt, als sie vorhin den Gang für den Vater getan hat. Der Lußmann muckst nicht; er trinkt und versucht das Lachen wieder, aber es ist ein Unbehagen an ihm, über das er nicht Meister wird. Es ist ihm, als stünde die Stina noch vor ihm und staune ihn an. Eine ganze Weile erst, nachdem das Kind hinausgegangen ist, tut er, was er meint, daß er tun muß, schon weil der Alte dabeisitzt. Er fährt vom Stuhle auf, schüttelt die Faust und schnaubt die Tür an, die die Stina hinausgelassen hat: „Wart du, Fratz, du!"

Aber er muß an dem Abend noch andres hinnehmen. Es wird Nacht, es wird Essenszeit und die Stina kommt nicht. Ist er auch kein Esser, will der Lußmann doch seine Nachtsuppe haben. Aber das Mädchen bleibt aus. Der Alte in seinem Stuhl wird unruhig. Er setzt ein paarmal zum Reden an, während der Chrisostomus am Tisch vor sich hindämmert, alle fünf Minuten seine große Nickeluhr zieht, gähnt und dann ein paar Worte in sich hineinflucht.

Endlich wagt der Alte die Worte: „Wer weiß, was es anstellt, das Mädchen!"

Der Chrisostomus murrt etwas und sieht wieder an die Uhr. Nach abermals einer Viertelstunde steht er ganz zahm auf und beginnt selber im Kasten nach Eßbarem zu kramen. Er zieht ein halb abgenagtes Schafbein hervor, setzt sich damit an den Tisch und fängt an, von dem luftgetrockneten Fleisch abzusägen. „Kommt und esset!" heißt er den Alten.

Der kommt auf seinem mühseligen Gehwerk,

läßt sich ächzend nieder und hilft essen, aber er schüttelt den Kopf dazu, wie es seine Art ist, und sieht einmal über das andre nach der Tür.

„So — so frag doch einmal, draußen — ob — keine gesehen hat, wohin es gegangen ist, das Mädchen," sagt er endlich aus geheimen Aengsten heraus.

Just da steht die Stina wieder auf der Schwelle, tritt ein, still wie sie gegangen ist, geht an den zweien am Tische vorüber, sieht sie nicht an und redet nicht. Sie hören sie durch die Küche nach ihrer Kammer gehen. Von dort kommt sie nicht mehr zum Vorschein.

Der Chrisostomus geht einmal in die Küche hinaus, ruft nach dem Kind, bekommt aber keine Antwort. Der Alte erwartet, daß den Sohn die große Wut packe. Der aber ist zahm wie nie. „So hock, wo du willst," brummt er in der Küche vor sich hin und läßt die Stina ungeschoren.

Die Stina ist von dem Tag an, an dem ihr Vater den Hund getötet hat, eine andre. Sie ist am andern Morgen früh wie immer auf, hantiert in der Küche und setzt Milchnäpfe und Löffel auf den Tisch iu der Stube. Der Lußmann liegt noch im Bett, schnarcht und wälzt sich, sie tut, als wäre er nicht da.

Als sie eine Weile später abermals in die Stube tretend ihn aufgestanden findet, sagt sie ein kurzes und kaltes „Tag" und setzt ihm die Milch vor. Der Vater lauert sie von der Seite an. Seine Art ist herausfordernd. Als sie sich abwendet, läßt er ein höhnisches „Hoho" hören. Aber das Mädchen

scheint gewachsen, es will ihm sein, als sei es über Nacht um einen Kopf höher geworden, und um die schmalen, festgeschlossenen Lippen hat es einen Zug sitzen, als hätte es alles Schwere gesehen und erfahren, von dem sonst Leute in weißen Haaren zu erzählen wissen. So bleibt die Stina, so aus den Kinderschuhen jäh herausgewachsen. An ihrem fünfzehnten Geburtstag ist sie in Sinn und Wesen einer Zwanzigjährigen ähnlich.

Wo sie an jenem Abend mit dem toten Hund hingegangen ist und was sie getan hat, davon spricht sie nicht. Der Großvater hat sie gefragt. „Begraben habe ich den Schnauz," hat sie zurückgegeben, kein Wort mehr. Wie es gewesen ist, das hat die kalte Nacht und aus seinen Sternaugen der Himmel gesehen.

Im Ebmeter Bannwald liegt der Hund verscharrt, in jenem Teil, zu dem am rechten Bachufer ein schmaler Ziegenpfad durch Kurzholz und Steintrümmer hinaufführt. Dort ist eine flache Stelle, vier grüne Lärchen schatten sie im Sommer. Die Lärchen standen kahl, der Schnee lag über dem Erdfleck, fußhoch und hart. Als die Stina mit dem Tierleichnam in der Schürze den Schneepfad heranstieg, den die Holzer fest und gangbar getreten hatten, stand der Mond über den dunkeln Ostbergen, ein mächtiger, weißer Mond in dunkelm Grund, wie eine große, leuchtend bleiche Blume, die zur Nacht auf einem reglosen See schwimmt. Der Widerschein der Mondblume breitete sich bleich und sacht zwischen die vier Lärchen; es sah aus, als wäre an die Stämme ein fein gewobenes, leise glänzendes

Linnen gelegt. In dieses schimmernde Leichentuch ließ die Stina den Hund nieder, ganz sacht, ganz feierlich, legte ihn hin und richtete sich empor. Bis zu dem Augenblick war dieselbe Starrheit über dem Kinde, die in der Hütte an ihm gewesen war. Es hatte alles wie im Schlafwandel getan. Da begannen sich die Gedanken zu regen. Die Stina starrte auf den Hund nieder. Eine grenzenlose Leere und ein großes, unsägliches Elendsgefühl war in ihrem Herzen. Aber nicht weil der Hund tot war. Sie war anhänglich an diesen gewesen, aber daß er tot war, tat ihr nicht einmal leid neben dem andern, dem, wie er umgekommen war. Sie sah alles noch einmal, die tierische Wut des — des Vaters und das Zucken und Verenden des armen Tieres. Sie schauderte, dann irrte ihr Blick unwillkürlich nach dem Himmel. Und dann packte es sie wie ein Sturm: „Siehst, Herrgott, vielleicht erschlägt er mich einmal so!“ Das schluchzte sie ganz laut in den Himmel hinauf und darauf, während ihr die Tränen wie Bäche flossen und an den Backen und Wimpern zu kleinen Eisrinnen und Eisstäbchen erstarrten, begann sie den Hund einzuscharren. Sie betastete mit den Händen den Schnee. Es wäre schwer gewesen, mit den Fingern da eine Grube zu schaffen, aber sie gewahrte eine Stelle, wo der Schnee wie eine Brücke von einem Steinbrocken zum andern über ein tiefes Erdloch hing. Da legte sie den Hund hin, und wieder war ihr, als sei ihm ein Linnen unterbreitet. Dann stützte sie sich mit beiden Händen auf die Schneebrücke. Ein leises Knarren und Rieseln; der tote

Hund versank und über ihn ging ein leiser silberner Sprühregen von nachstäubendem Schnee.

So ist des Hundes Begräbnis gewesen. Aber die Stina spricht nicht davon.

Die Geschichte ist auch schon lange wieder alt; in der Lußmannhütte ist die Zeit von einem Elend zum andern nicht so lang, daß sie lange neu geblieben wäre. Die Stina, wenn sie klagen wollte, wüßte viel zu berichten. An den blauen Flecken am eignen Leib könnte sie herzählen, wann sie geschlagen worden ist. Einmal hat sie in bitterkalter Nacht die Kirche zum Unterschlupf gemacht, weil der Vater sie hinausgeschlossen hat. Der, seit er die Scheu vor ihr wieder überwunden hat, treibt es ärger als zuvor. Der Branntweinteufel hat ihn und schüttelt ihn. Auch der Alte, der Sebastian, bekommt sein redlich Teil Qual ab, aber der Sebastian jammert nicht mehr, er ist schläfrig, schläfrig auf den großen Ewigkeitsschlaf. Als es von der Stina ihrem fünfzehnten Geburtstag, der im Frühherbst ist, wiederum den Spätherbsttagen und dem Winter entgegengeht, da herbstet und wintert es auch an des Großvaters Leib. Die Gicht, die ihm immer schwere Tage gemacht hat, ist seine Folter. Sie zwickt und reißt an dem abgemagerten Menschen wie mit hundert Zangen. Ein Häuflein Elend hockt er vom Morgen zum Abend in seinem Stuhl, gehen kann er nicht mehr, zur Not schleppt ihn die Stina hin und her. Während er aber sitzt, schlingt er manchmal die von der Krankheit verzogenen Finger ineinander und schnauft und seufzt. Ein solcher Seufzer kommt aus seiner Brust so schwer

und zitternd empor wie ein Eimer aus tiefem Brunnenschacht gezogen: „Ach, mein Gott, wie geht es auch lang!“

Wenn der Chrisostomus einen solchen Schnaufer hört, kann er in Wut geraten. „Stöhn nicht immer, alter Aff!“ kann der Säufer den Alten anfahren. Manchmal reden auch statt seiner die rohen Fäuste, so daß, wenn die Stina heimkommt, der Großvater mit verschwollenem Gesicht sitzt und wimmert und, wie er die Art hat, mit dem Kopfe schüttelt über das Unbegreifliche, das ihm angetan wird. Zu solchen Zeiten kommt der Ausdruck in die Züge der Stina zurück, den der Lußmann einzig scheut, der ihr Gesicht totenweiß macht, ihre Lippen zusammenlegt und ihre Augen das Entsetzen widerscheinen läßt. So hat sie Macht über den Vater, anders nicht. Sie vermag dann ungestört dem Großvater das wunde Gesicht mit Wasser zu kühlen und kann ihm heimlich ihren armen Trost zusprechen. Seit einigen Tagen, so seit draußen Stein und Bein gefriert, der Schneewind durchs Tal fegt, daß es ist, als müßten die Dorfhütten in die Bachschlucht geschleudert werden, seit diesen Tagen etwa ist dem gichtigen Alten und seiner Enkelin ein sonderbarer Trost eingefallen. Der Zufall hat sie danach langen lassen, und danach greifen dürfen sie nur, wenn sie ihren Peiniger ganz sicher fern wissen, also zur Zeit, da der Lußmann im Wirtshaus hockt. Der Trost ist ein altes Gebetbuch. Sein Deckel ist von grauer Pappe, es riecht modrig, und der es aufschlägt, muß Sorge tragen, daß ihm die losen Blätter nicht nach allen Seiten fliegen. Der Blätter sind auch

nicht mehr alle, aber die Stina schlägt es vor sich auf dem Tische auf, wie der Zufall es lenkt, und liest. Der Schein der trüben Hängelampe fällt auf das alte Buch und das junge Gesicht. Sie liest ernst und laut. Zum Schluß aber — legt sie die beiden Hände über dem Buch zusammen und sagt ganz klar und ganz fest „Herrgott, laß den Großvater sterben." Wie ihr die Worte das erstemal gekommen sind, weiß sie selber nicht, aber sie muß sie jetzt nach jedem Gebet sagen. Die lauten klaren Worte sind in der Stube, wo entweder alles wüst und lärmend, oder alles dumpf und heimlich ist, wie ein Hauch frischer Luft, der zu irgendeinem Fenster hereinwehte. Der Großvater in seiner dämmrigen Ecke wartet schon immer darauf. Und wenn sie kommen, nickt er so hastig und ungeduldig wie ein Kind, das noch nicht reden kann und doch um alle Welt ja sagen möchte.

An einem Abend im Dezember sitzen sie wieder so. Es geht schon gegen Weihnachten. Die Stina, ehe sie vorhin heimgekommen ist und den Vater in einer Nachbarschenke hat sitzen sehen, hat Kinder in der Straße vom Weihnachtskind sprechen hören. Was die dumm sind, hat sie, die Altkluge, sich eingeredet und gleich nachher sie beneidet, daß sie noch so froh und voll Hoffnung sein können. Ihr und dem Großvater schenkt kein Christkind und kein Mensch etwas. Aber als sie in die Tür getreten ist, ist ihr eingefallen, daß sie doch dem Großvater etwas schenken kann. Weil der nicht wissen kann, daß der Vater fortbleibt, hat sie ihn überraschen wollen, hat das Gebetbuch geholt, sich dann an den

Tisch gesetzt und zu lesen begonnen. Zum Schlusse sagt sie wieder die Worte: „Herrgott, laß den Großvater sterben."

Es ist der beiden Art, wenn das gelesen ist, einander trübselig anzulachen. Die Stina blickt auf. Da sieht sie den Großvater in einer sonderbaren Stellung in seinem harten Stuhl kauern, der Oberleib ist tief hinabgebogen, der Kopf ruht mit dem gelbweißen Bart in den Händen, die auf den Knien gefaltet sind, und so vorgebeugt ist der ganze Mensch, daß er jeden Augenblick vom Stuhl fallen kann. Die Stina erschrickt.

„Großvater!"

Sie steht auf.

„Großvater!" Das Herz klopft ihr. Dann geht sie zaghaft näher und horcht auf seinen Atem. Es ist alles stille. Die Angst macht sie mutig. Sie faßt den Alten bei den Schultern und richtet ihn auf. Da sieht sie, wie er fahl ist und sein Blick starr, und die Hand, die sie berührt hat, ist kalt.

„Jesus Maria!" stammelt sie und läßt den Körper an die Stuhllehne gleiten. Dann reißt sie die Tür auf, vergißt, sie ins Schloß zu ziehen und rennt nach dem Wirtshaus hinüber, wo sie den Vater weiß. Sie fährt dort zur Tür hinein, wie sie daheim herausgefahren ist. Die schmutzige, enge Wirtsstube beherbergt nur den Lußmann und drei andre Männer, die mit ihm, die abgegriffenen Karten in Händen, an einem Tisch sitzen, drei, die wenig besser aussehen als er.

„Vater, Vater! Kommt schnell!" stößt die Stina im Heranhasten heraus. Der Lußmann, der einen

roten Kopf hat, sieht zornig auf, wirft dazwischen eine Karte ins Spiel und barscht dann ein: „Was ist?" über die Achsel zurück.

„Kommet doch, der Großvater ist gestorben!"

Das Spiel hat seinen Fortgang, der Lußmann schlägt eine neue Karte auf den Tisch: „Ach, geh zum . . ." schimpft er nach der Stina hin.

„Vater! kommet doch," bettelt diese.

Da brüllt er sie an: „Mach, daß du weiterkommst. Wenn ich will, komme ich, aber nicht vorher!"

Seine Spielkumpane schlagen ein Lachen auf. Die Stina, der das Herz brennt, wendet sich und geht wieder hinaus. In der Gasse bleibt sie stehen und wartet. Er wird doch kommen, der Vater! Aber er kommt nicht, und das Warten wird ihr bald lang. Die Nachtluft macht ihr den Kopf klar. Auf sich selbst angewiesen, wie sie lange gewesen, weiß sie plötzlich, was zu tun ist. Sie läuft zum Pfarrherrn.

Der Pfarrherr kommt. Zum heiligen Oel ist es für den alten Lußmann zu spät. Aber sonst tut er an ihm, was seines Amtes ist, geht auch der Stina mit Rat an die Hand und verspricht, ihr den Vater zu schicken. Den braucht die Stina schon nicht mehr. Der Sigrist hat ihr den Großvater in seine Kammer gebracht. Sie setzt ihm die Kerzen zum Bett, läuft nachher zu zwei alten Weibern, die Totenbeten gehen und zum Schreiner um den Sarg. So tut sie an diesem Abend und andern Tages alles, was sonst des Chrysostomus Pflicht gewesen wäre. Der, als er vom Pfarrherrn aufgestöbert,

heimkommt, läßt sie gewähren. Am andern Morgen geht er wie sonst zur Tagelohnarbeit aus und kümmert sich um den Toten nicht. Die Stina bringt mit des Pfarrherrn Hilfe alles für das Begräbnis in Ordnung. Selbst mit dem Totengräber verhandelt sie. Es ist einmal vor kurzem zu Ebmeten geschehen, daß ein Grab für den Sarg eines Toten zu eng gewesen ist. Die Stina war bei jener Gräbt anwesend und schauderte, als sie da vor aller Leute Augen erst wieder graben und schaufeln mußten, ehe sie den Gestorbenen zur Ruhe bringen konnten. Dem Großvater soll es nicht auch so gehen. Darum ist sie beim Totengräber gewesen: „So und so lang ist der Sarg, machet das Grab lang genug, Seppetoni!"

Der Totengräber hat sie erst ganz erstaunt angesehen und dann alles Gute versprochen. Nun ist, als der Tag dem Abend zugeht, alles bereit, daß am folgenden Morgen, sobald es Tag wird, der Lußmann-Sebastian kann in die Erde gelegt werden. Die Stina hat müde Beine vom vielen Herumlaufen. Sie hat auch noch durch den Schnee dem Vater das Mittagessen tragen müssen. Erst in der ersten Stunde früher Dunkelheit kommt sie zum Niedersitzen und setzt sich an den offenen Sarg des Großvaters, der jetzt in seiner Kammer auf zwei Stühlen steht. Die Kerzen sind tief niedergebrannt, sie rauchen und werden die Nacht nicht überdauern. Zu zwei andern ist kein Geld da. Auch die zwei Weiber sind weggegangen. Der Lohn ist ihnen zu mager, als daß sie dafür in die Nacht hinein gebetet hätten. Die Stina will ihr Amt übernehmen,

soweit ihr Zeit bleibt. Sie legt die Hände zusammen und hebt das eintönige Raunen an, das sie von Jugend auf in Sterbestuben gelernt hat. Der Vater ist noch nicht zurück. Sie freut sich, daß ihr noch eine Weile bleibt, um bei dem Toten zu sitzen. Nach dem ersten Vaterunser hält sie inne und wendet die Augen dem Gesicht des Alten zu. Sie hat ihn noch kaum angesehen vor lauter Geschäftigkeit; und als ihr Blick auf ihn fällt, muß sie staunen. Er sieht unglaublich alt aus, Haar und Bart sind bleicher als sonst, das wachsweiße Gesicht, die geschlossenen Lider und die große Stille in den sonst häufig zuckenden, lebendigen Zügen schaffen, daß der tote Sebastian aussieht, als seien seit gestern statt weniger Stunden lange Jahre über ihn hingegangen. Die Stina lehnt sich näher an den Sarg, und es ist ihr, als sollte sie den Großvater fragen, wie er es gemacht habe, so alt zu sein. Zur rechten Zeit fällt ihr ein, daß er nicht mehr hört. So schweigt sie und bringt nur den Blick nicht los von ihm. Sie fühlt jetzt, wie er ihr lieb ist. Er sieht friedlich aus; er jammert nicht, er klagt nicht, ist nicht unwirsch. Wenn der weißtannene Sarg nicht gewesen wäre, der wie eine Scheidewand zwischen ihr und ihm ist, so würde sie den Kopf neben den seinen gedrückt haben, so drängt es sie, sich an ihn zu schmiegen. Dann fällt ihr plötzlich ein, daß er morgen nicht mehr dasein wird, der Großvater, daß sie ihn morgen dorthin legen werden, wo die Mutter liegt. Dann wird sie allein sein, allein mit — mit dem Vater! Sie erschrickt vor dem Gedanken, fährt von ihrem Stuhle auf und sieht sich fremd und

furchtsam in der Kammer um. Es ist ihr, als stände der Vater hinter ihr. Alles Schlimme, das von ihm kommt, wird nun über sie kommen, weil sie allein noch übrig ist. Sie fürchtet sich vor den Wänden, in denen sie mit dem — dem Vater hausen soll, so sehr hat sie vor diesem Hausen selber Angst. Sie legt die Hände ineinander, als ob sie friere, und tut ein paar leise Schritte. Dann steht sie still und dann fängt sie wieder an zu gehen. So stiehlt sie sich aus der Kammer, durch den dunkeln Flur, in die Stube, wo die trübe Lampe brennt. Es ist ihr ums Weinen, aber die Tränen wollen nicht kommen, und nirgends läßt es ihr Ruhe. Sie schleicht um den Tisch herum, in die Küche und wieder in die Stube zurück. Endlich reißt sie die Tür auf und tritt in die überschneite Straße hinaus. Der gleiche wilde Wind fährt durch das Dorf, der alle die Tage her gewesen ist. Er fegt an der Hütte vorüber über die Brücke. Der Stina weht er das Haar ins Gesicht; aber sein Zausen tut ihr wohl. Sie atmet tief; die Last freilich kann sie vom Herzen nicht wegatmen. Fröstelnd lehnt sie sich an den Türpfosten. Ueber die Brücke her hört sie Schritte und das Reden zweier Männerstimmen. Sie sieht unwillkürlich hin. Das Licht einer Laterne schwebt heran, zwei Gestalten werden in seinem Schein sichtbar. Die Stina drängt sich in den Schatten der Hütte und läßt die beiden vorübergehen. Sie sehen sie nicht, aber so nahe streifen sie an ihr vorbei, daß sie sie wohl erkennen kann. Es ist ein Knecht des Ratsherrn, des Muheim, der einen schweren Handkoffer auf der Achsel und in der rechten Hand

die Laterne trägt. Neben ihm geht der Walter, der, der Kapuziner werden will.

‚Ist der auch wieder da?‘ denkt die Stina. Dann muß sie mit dem Staunen, das die unverwöhnten Dörfler bei dergleichen immer faßt, über das fürnehme Gewand sich wundern, in dem der Walter einhergeht. In schwarzen Kleidern, wie wenn er schon ein Pfarrer wäre! Sie sieht ihm nach, bis die beiden vom Dunkel aufgenommen werden, wie sie aus dem Dunkel gekommen. In demselben Augenblick hört sie andre Schritte sich nähern, schwere, tappige. Weil sie die kennt, schlüpft sie hastig in die Hütte zurück.

Um wenige Augenblicke später steht der Lußmann bei ihr in der Stube. Er ist zahm, frägt nach dem Begräbnis und wann es statthabe, als ob es sich von selber verstehe, daß alles geordnet sei, läßt sich nachher Essen und Trinken schmecken und streckt sich frühzeitig auf sein Bett. Als die Stina später auf dem Weg nach ihrer Kammer durch den Flur und an dem Raum vorübergeht, in dem der Großvater liegt, plagt sie das Gewissen. Sie sollte zu dem Toten hinein, sollte bei ihm beten, aber sie kann nicht, kann nicht um die Welt. Heimlich und hastig stiehlt sie sich in die eigne Kammer hinauf. Sie schichtet ihr armes Lager ganz in die Ecke, wo es am dunkelsten ist, und verkriecht sich eng an die Wand. Sie friert innen und außen. Zuweilen stößt sie einen Seufzer aus, der hart von ihr bricht und sie nie erleichtert. Sie hat eine große Sehnsucht nach Schlaf und Frieden; aber nur eine Stunde lang aus der langen Nacht streicht

ihr die Müdigkeit die Lider über die brennenden Augen.

Am Morgen ist sie vor dem Tage in der Küche und facht Feuer an. Die Zähne schlagen ihr aufeinander vor Frost. Aus der halboffenen Tür der Totenkammer dringt Leichengeruch, der sich mit dem üblen Dunst verqualmter Kerzen mischt. Der Vater in der Stube schläft noch. Er schläft so lange, daß die Stina ihn wecken muß. Bald nachher stellen sich vor der Türe die ersten Leute ein, die dem Lußmann-Sebastian die letzte Ehre antun wollen; denn die gute Sitte ist noch zu Ebmeten, daß selbst der Aermste nicht ohne Geleit zum Friedhof muß.

Das Begräbnis geht vorüber wie andre auch; das Grab ist groß genug, der Sebastian hat auf seinem letzten Weg keine Hindernisse mehr. Der rauhe Wind hat sich zu seinen Ehren gelegt und just über dem Friedhof ist im grauen Himmel ein Riß und scheint das warme Blau hindurch. Von den Ebmetern hat keiner groß darauf acht, der Stina tut es wohl, als wäre der Himmel ein Gesicht mit einem mitleidigen Lächeln.

Nach der Gräbt laufen zu Ebmeten die Weiber heim, die Männer ins Wirtshaus. Der Chrisostomus ist nicht der letzte unter diesen. Er läßt gleich den Morgen darüber aufgehen, aber zu Mittag kommt er heim und ißt, was ihm die Stina bereit hält. Nachher geht er auf Arbeit aus.

Kaum ist er fort und während die Stina in der Küche zu tun hat, geht die Tür auf und stampft einer mit schweren Schuhen in die Stube. Die Stina, als sie in die Küchentür tritt, sieht den

Simmen-Hannes dastehen, den Hut auf dem Blondkopf, die langen Schneestrümpfe mit gefrorenem Schnee behangen. In der Stubenwärme fließt das Wasser von seinen Beinen, als wäre er selber ein zergehender Eiszapfen.

„Ist der Vater da, du?“ fragte der eckige Bub. Er sieht das Kind nicht an und redet an die leere Wand hin.

„Eben ist er fortgegangen,“ gibt die Stina Bescheid und bleibt in ihrer Tür lehnen.

„So — so — ja,“ macht der andre, dann stockt er, wird verlegen und wischt sich mit dem Finger unter der Nase durch. „Er hätte eben helfen sollen Eisbrechen,“ bringt er heraus. Die Stina merkt seine Scheu und will ihm helfen. „Ist es eilig?“ fragt sie. „Oder kann der Vater von morgen an mithelfen?“

„Ja, das kann er,“ antwortet der Bub, dreht sich dabei schon um und nimmt die Türfalle in die Hand.

„So will ich es ihm sagen,“ bescheidet ihn die Stina.

Der Hannes sieht nicht auf. „Ja — so, ade!“ Damit geht er, den Kopf vornüber gesenkt, und vergißt in seiner Tappigkeit selbst die Türe zuzumachen. Als die Stina das besorgt, sieht sie ihm durch die Scheiben nach, solange er auf der Brücke sichtbar bleibt.

Er hat einen so schwerfälligen, breit ausziehenden Schritt, daß sie wie beim erstenmal über ihn lachen muß. Der eine Anlaß zur Lustigkeit macht ihr auf eine Stunde das Herz leichter. Aber später

kommt das Gefühl der Verlassenheit, das seit gestern auf ihr gewesen ist, stärker über sie. Als es dunkel wird und sie die Lampe anzündet, klopft ihr das Herz plötzlich so wild, daß sie die Hand darauf legen muß. Sie weiß kaum, wie ihr zumut ist. Einen Augenblick setzt sie sich an den Tisch und sitzt müßig da. Der Vater kann bald kommen! Sie denkt daran, wie sie um die Zeit immer gewartet haben, in jeder Ecke eines: der Großvater, sie, die Stina, und der Hund. Das sind böse Zeiten gewesen; alle drei hat die Angst schon immer stumm gemacht. Jetzt ist sie noch allein da zum Warten! Plötzlich kommt ihr der Gedanke: Wenn sie fortliefe! Er ist so mächtig, daß sie mit einem Ruck aufsteht. Aber im Stehen, fragt sie sich: Wohin willst du? Dann fällt ihr ein Wort ein, das ihr die Lehrschwester Grata einmal gesagt hat: „Wie du bist und wie dein Vater ist, so hat der Herrgott es gewollt; und gegen seinen Willen hilft kein Widerreden!“ Was würde die Schwester Grata sagen, wenn sie hörte, daß sie, die Stina, dem Vater davongelaufen sei. Der Gedanke allein genügt, daß sie sich wieder hinsetzt. In ihrer Herzensnot legt sie die Hände zusammen, hebt den Blick an die Decke und flüstert: „Herrgott, laß es mir nicht so bös gehen!“ Sie versucht es darauf mit dem Arbeiten. Aber die Stille der Hütte bedrängt sie. Das Herzpochen befällt sie wieder. Weil ihr gestern die Luft wohlgetan hat, läuft sie vors Haus.

Es ist eine ruhige Nacht. Das Stück Blauhimmel ist größer geworden. Nur über den Bergen hängen die weißen Wolken, als wäre weißes, faltiges

Tuch über diese gefallen. Die Kälte macht die Stina ruhiger, aber der Kopf ist ihr so lange voll wilder Gedanken gewesen, daß ihr das klare Denken plötzlich versagt und sie wie in einem Taumel selbstvergessen vom Hause wegläuft. Sie streicht die Dorfstraße hinan; sie ist nie eine von denen gewesen, die bis in alle Nacht hinein in den Gassen sich herumtreiben; aber jetzt ist ein unbestimmtes Gelüsten in ihr, sich den Nachtvögeln zuzugesellen, die zu Ebmeten nicht selten sind. Als sie dem Nordausgang des Dorfes zuschlendert, wo sich die Straße allmählich abfallend talwärts wendet, hört sie jubeln und lachen. Sie kennt den Lärm. Am Talweg ist Schlittbahn. Die Buben und Mädchen treiben sich dort gerne um des Nachts, tagsüber fahren ihnen die kleinen Kinder den Weg zu. Die Stina ist leichtsinnig in ihrer Selbstvergessenheit. Etwas wie Lust regt sich in ihr; mit ein paar eiligen Schritten steht sie außerhalb der letzten Hütten, wo dunkle Gestalten sich auf der Straßenhöhe drängen. An einem Geländerpfosten, der Straße zur Seite, hängt eine Laterne, die einen roten Schein auf den Schnee wirft. Dieser zeigt glänzende Geleise, wie sie die großen Hornschlitten zeichnen. Zwei solche sind just in voller Fahrt bergab; das Jauchzen und Kreischen ihrer Insassen schallt herauf. Ein andrer Schlitten hat weit unten umgeschlagen; lachend stehen dort Burschen und Mädchen im Knäuel und schlagen sich den körnigen Schnee von den Kleidern. Ein dritter stößt eben ab, als die Stina herantritt. Diese stellt sich unter die Laterne, wickelt die Hände, die ihr kalt sind, unter die Schürze und sieht gedanken-

los auf das Treiben. Zwei Schlitten werden gegen sie heraufgezogen, einer weiter unten, einer schon ganz nah. Ein schlankgewachsener Bub zieht den letzteren, seine Mitfahrer kommen hinter ihm hergestolpert. In der Dunkelheit kann sie niemand erkennen, aber nachher sieht sie, daß der Muheim-Walter, der Student, vor dem Schlitten geht. Er hat ein Gewand an, das bäurischer ist als sein gestriges, mit ihm hat er den Ebmeter Bub wieder angezogen. Die Stina sieht, daß er zwei seiner Schwestern bei sich hat. Denen zulieb mag er hergekommen sein, denkt sie, der es nicht in den Sinn will, daß ein halber Kapuziner dem Vergnügen nachgeht.

Aber als die Schar die Höhe erreicht hat und sie den Walter näher betrachten kann, sagt sich die Stina, daß jenem die Freude an dem Treiben nicht fehlt. Es ist keine Frommheit und kein Ernst in seinem Wesen. Er hat vom Lachen und Bergan-ziehen rote Backen, seine Stirn, von der die Pelzkappe zurückgeschoben ist, leuchtet weiß, der Schweiß perlt darauf; er fährt mit der Hand darüber und streicht die Perlen aus. Seine braunen Augen haben einen übermütigen Glanz, und sein Mund, über dem der Schatten eines sprossenden schwarzen Schnurrbarts steht, ist nicht redefaul.

„Aufsitzen!" kommandiert er, während er, die Linke am hochgebogenen Schlittenhorn, sich dreht, um den Leitplatz einzunehmen. Da hat eines der Mädchen, die mit ihm fahren, die Stina erblickt.

„Komm mit, du!" ruft es hinüber und wiederholt: „Stina, komm doch, fahr mit!"

Die Stina schüttelt nur den Kopf und bleibt stehen, wo sie steht. Die Einladung weckt sie langsam zur Erkenntnis, was sie getan hat. Die Angst will ihr heiß zu Herzen fahren: daheim wird der Vater auf sie warten. Da tritt der Walter an sie heran.

„Komm doch mit, du," sagt er, als gebe es kein „Nein" dagegen, und sieht sie so nah an, daß jedes in des andern Augen wie in einen Spiegel blicken kann.

„Nein," sagt die Stina und will sich abwenden.

„Hast Angst?" fragt er halb im Zorn, halb im Spott. Die Stina sucht nach einem Fluchtweg, denn die Angst steht mit der Peitsche hinter ihr, so daß sie kaum hört, was der Bub redet. Da legt er seine Finger um ihr Handgelenk und zieht sie gegen den Schlitten. „Jetzt fahrst einmal mit, einfach."

Die Stina sieht ihn mit Augen an, in denen die Qual leuchtet. „Weißt nicht, daß sie heute den Großvater begraben haben!"

„Ja — so," sagt er fast entschuldigend und läßt sie los. Dann geht er still zu den Gefährten zurück.

Die Stina nutzt den Augenblick. Sie hört die andern nicht, die sie rufen, sie fängt plötzlich zu laufen an, und laufend, daß ihr der Atem kurz wird, stäubt sie durchs Dorf der Hütte zu. Als sie an die Tür kommt, zögert sie und lauscht hinein. Das Herz klopft ihr bis zum Halse. Drinnen ist alles still, nur die Lampe brennt an der Decke, die sie selber angezündet hat. Die Scheiben schwitzen;

den Vater kann sie nicht sehen. Endlich öffnet sie die Tür und tritt hinein. Die Angst wirft sie beinahe zu Boden. Sie vermag keinen Schritt weg von der Tür zu tun, sieht auch kaum, was um sie ist. Sie wartet nur, daß die Schimpfworte und Schläge kommen, die ihr gewiß sind. Zuletzt merkt sie, daß sie allein ist, und tut einen tiefen Atemzug. Die Wärme der Stube tut ihr wohl, und das Glück, daß der Vater noch nicht zurück ist, jagt ihr eine heiße Freude ins Herz. Dabei kommt ihr die Erinnerung an das zurück, was sie eben durchlebt hat. Sie ist noch Kind genug, um jetzt Reue zu fühlen, daß sie nicht mit den andern gefahren ist. Aber es macht sie schon froh, daß jene sie haben mitnehmen wollen, daß der Muheim-Walter — — Als sie an diesen denkt, lächelt sie. Den hat sie als Kind einmal gefürchtet! Jetzt ist er ihr ein Bub wie jeder andre! Sie hat keine Scheu mehr vor ihm und hat in dem Augenblick nur den einzigen Wunsch, daß er sie ein andermal auf seinen Schlitten laden möchte.

Die Stina hat darauf einen leichten Abend. Der Vater kommt zwar betrunken heim, er schimpft und flucht, sie bekommt ein paar Püffe von ihm ab, daß ein paar blaue Flecken mehr an ihrem Körper sind, aber dennoch dünkt sie, der Abend sei schön gewesen. Warum, weiß sie selber nicht.

Der Muheim-Walter ist immer noch im Dorf. „Der hat lange Ferien," sagen die Ebmeter. Darauf wird es bekannt, daß er das Wintersemester im Kollegium gar nicht mitmacht. „Schlechte Noten hat er gehabt vom Sommer her," weiß eines von

den Weibern zu berichten, die alles wissen. „Jetzt soll er auf Anraten der geistlichen Lehrer über Winter daheim bleiben und zusehen, ob ihm ein andrer Beruf besser zusagt oder ob er sich im Frühjahr in der Schule anders ins Zeug legen will.“ — „Sie werden wohl merken, daß der zum Kapuziner nicht paßt,“ fügen die Weiber aus sich selber hinzu, „der schaut zu gern nach den Mädchen.“ Andre schwatzen, der Muheim, der Ratsherr, sei reich genug, den Buben daheim zu behalten, bis er sich ausbesonnen habe.

Der Walter, wenn ihn einer fragt, gibt zumeist die Antwort: „Selber wisse er nicht, was er wolle. Vorläufig sei ihm das Bauern ganz lieb. Aber“ — das zu sagen sticht ihn der Ehrgeiz — „End aller Ende werde er schon geistlich werden. Was andre könnten, könnte er auch!“ Was das Können betrifft, hat er schon recht. Der Kopf ist ihm hell genug, und er kann arbeiten. Das zeigt er, wie er daheim hilft. Der Ratsherr, der die Stuben voller Kinder hat, hat seit dem ersten Ungewitter, das er über seinen Aeltesten hat kommen lassen, weder böse Worte noch Miene für ihn, weil ihm dessen schaffige Art recht ist. Nur die Bäuerin, die ihn zum Geistlichen bestimmt hat, drängt manchmal, daß er sich hinter die Bücher mache.

Der Walter sagt der Mutter „ja“ und tut doch, was er will; er ist einer, der die große Kunst versteht, mit allen Leuten in Frieden zu leben. Das ganze Dorf mag ihn wohl; wenn er durch die Gassen geht, bekommt er da und dort einen eifrigen Gruß oder eine freundliche Rede zu hören. Beides trägt ihm seines Vaters Geldsack halb, halb seine eigne

zutunliche Art ein. Bei jungen Mädchen steht er gern still; von denen läuft auch keine davon, wenn sie ihn kommen sieht, und manch einer steigt das Blut heiß in die Wangen, kaum daß er irgendwo in ihrem Gesichtskreis auftaucht. Viel und oft steht er an der Lußmann-Hütte, besonders seit er die Stina an einem Sonntag hinter sich auf dem Hornschlitten gehabt und mit ihr Freundschaft geschlossen hat. Aber er sucht sich die Zeit dazu aus und verläßt sich nicht auf den Zufall, der ihn vor andre Türen führt. Will er an der Lußmann-Hütte schwatzen, dann muß es dunkel und muß der Lußmann selber fort sein; den mag der Walter nicht. Wenn der Bub sich nähert, pfeift er durch die Zähne, dann tritt die Stina auf die Schwelle, scheu, mit heißen Wangen und verlegenem Blick. „Tag!" sagt sie immer und lehnt, die Hände am Rücken, am Türpfosten. Nachher liegt das Reden bei ihm, sie ist wortkarg und hat immer nur, wenn er fragt, ein Ja oder ein Nein zum Bescheid. Bald fehlen auch ihm die Worte. Dann stehen sie nebeneinander; der Bub schaut die Stina von der Seite an, die Stina blickt sinnend ins Leere. Es ist seltsam, daß der Walter, der sonst bei den Weibern nicht maulfaul ist, bei der Stina das Foppen und das Zuliebreden vergißt.

„Heißen sie dich noch immer das Muttergöttesli?" fragt er einmal.

Die Stina nickt, aber ihr Blick geht groß und dunkel in die Nacht. Das Lampenlicht, das aus der Stube durch die Türfenster fällt, leuchtet ihr auf Kopf und Hals, das wellige Haar glänzt wie

goldenes Spinngewebe. Die Linie des Halses vom Ohr zum Kinn ist anzusehen, als schimmere das Elfenbein des Knochens durch die weiße Haut. Der Walter drückt einen Seufzer nieder. „Es ist wahr, du bist eines, ein Muttergöttesli!“ sagt er dann. Dann kommt die große Stille wieder über beide.

Die Stina will ein Ende machen, drückt auf die Türfalle und tut einen Schritt in die Stube zurück: „Ja, ade, ich muß gehen.“

„Gibst einem nicht einmal die Hand,“ sagt der Walter vorwurfsvoll und streckt ihr die seine hin, bis sie die ihre hineinlegt, die sich hart und zerarbeitet anfühlt. Dann hält er ihre Finger fest. Sie sucht sich zu befreien, er aber drückt immer fester zu. Endlich macht die Stina sich frei, sagt ein hastiges „Ade“ und schlüpft ins Haus. Dieses Spiel mit der Hand ist seit dem Tag immer das Ende des Beieinanderstehens.

Von dem Beieinanderstehen denkt die Stina nichts. Ihre Gestalt streckt sich in dieser Zeit, die Glieder verlieren unmerklich ihre letzte Eckigkeit, aber der Sinn ist ihr noch halb kindisch, halb in einem Traum befangen, von dem sie sich nicht Rechnung geben kann. Sie sieht nichts Besonderes darin, daß der Muheim-Walter sich die Mühe nimmt, sich zu ihr hinzustellen, aber das Herz klopft ihr, wenn er naht. Und wenn er einmal länger nicht dagewesen ist, lauscht sie nach ihm aus, weiß aber nicht, daß sie Heimweh nach ihm hat, weiß auch nicht, daß ihr das Leben viel weniger schwer scheint, obschon sie vom Vater mehr Marter zu tragen hat als je.

Der Lußmann hat einen arbeitsreichen Winter; er arbeitet in des Simmen, des Wegknechts Tagelohn. Ein paar Wochen werkt er hoch oben am Bergpaß, wo dem Simmen seine Hütte steht, das „Schirmhaus“, wie sie es heißen; dann zieht ihn der Schnaps wieder in die Dorfnähe. Weil er aber schaffen kann, wenn er will, und die Arbeiter selten sind in dem Bergtal, schickt der Simmen immer seinen Bub, den Hannes, hinter ihm her, sobald der Lußmann müßig einen Tag zu Hause hockt. Der Hannes kommt auf diese Weise oft in die Hütte; wenn er da ist, scheint es immer, als klebten ihm die Schuhsohlen am Boden, er steht in der Nähe der Tür und bleibt dort noch immer stehen, wenn sein Auftrag lang erledigt ist und er längst wieder gehen könnte.

„Du gefällst dem,“ wiehert der Lußmann eines Tages, als der eckige Bub sich eben wieder durch die Tür davongemacht hat, weil ihm zum Dableiben kein Grund mehr eingefallen ist. Die Stina wird über und über rot und geht ohne ein Wort hinaus in die Küche. Wie der Vater so reden kann! So etwas ist doch nicht für sie! Aber gerade die Rede weckt etwas in ihr, das in ihrem kindischen Sinn noch nicht Raum gehabt hat. Als am gleichen Abend der Pfiff des Muheim-Walter vor dem Hause tönt und die Stina das Herzklopfen ankommt, fallen ihr des Vaters Worte wieder ein. Ob er so etwas auch von dem Walter sagen würde!

Von da an ist ihr Wesen dem Walter gegenüber noch scheuer; oft gibt sie ihm die Hand nicht. Wenn sie es nicht getan hat, tut ihr nachher das

Herz weh. Und wenn sie es nicht getan hat, steht der Bub am nächsten Tag wieder da, schneidet ein Jammergesicht und fragt, warum sie ihm zürnt.

Der Winter vergeht ihnen über dem kleinen Auf und Ab ihrer kleinen Schicksale. Als die Lawinen fallen, die Dorfstraße taut und die Dachrinnen laufen, erschrickt die Stina. Wie der Winter vergangen ist, es ist, als sei er kaum gewesen! Und da kommt eines Tages in der Dunkelheit der Muheim-Walter an die Hütte geschlichen, ist dreister als sonst und legt die Hand auf die des Mädchens, als gehöre es sich so. Er zieht sie in den Hüttenschatten. Die Stina widerstrebt und zittert.

„Jetzt sollte ich bald fort," sagt plötzlich der Walter; die Worte kommen ihm schwer.

„Wohin fort?" fragt die Stina zurück.

„Wieder ins Kolleg."

Die Stina schaut ein wenig hastig auf. Dann sagt sie ein kurzes „So?" Und wieder stehen sie nebeneinander und wissen mit Reden nicht weiter. Beiden ist zumut, als sagten sie am besten „Ade" zueinander und doch rührt sich keines vom Fleck.

„Wie alt bist du jetzt?" läßt sich der Walter zuletzt hören.

„Bald sechzehn," antwortet die Stina.

Als sie sich dabei nach der Türe umsieht, lehnt sich der Bub vor. „Du," sagt er leise und mit raschem Atem, „ich will nicht Kapuziner werden."

„Nicht?" sagte die Stina. „Warum nicht?"

Der Walter steht plötzlich neben ihr auf der Schwelle, packt ihre Hand in seine beiden und drückt

sie. „Wegen dir,“ sagt er kurz und heftig, läßt die Hand fahren und läuft hinweg.

Die Stina ist wie in einem Traum. Es ist ihr, als ob ihr das Herz stillstände. Sie bleibt minutenlang auf der Schwelle stehen. Als sie sich in die Stube zurückwendet, muß sie sich besinnen, wo sie ist. Dann verlangt es sie nach Arbeit; und als sie zu arbeiten beginnt, muß sie bald dieses, bald jenes tun, denn sie hat zu nichts die rechte Geduld. Dazu singt sie manchmal vor sich hin, und manchmal tut sie die Augen weit auf und mit dem lieben Schein darin leuchtet sie die Decke an.

Dieselben Augen hängen abends am dunkeln Himmel. Sein Schwarzblau quillt dem hinaufstaunenden Mädchen entgegen, die wenigen, ruhigen Sterne scheinen wie leuchtende Wunden in seinem Riesenleib. Die Stina lehnt an ihrem Kammerfenster. Sie ist halb ausgezogen und hat die nackten Arme auf das Gesimse gelegt, die Brust drückt sie an die Holzbrüstung, das Herz tickt ihr wie ein Hämmerlein gegen diese. Ihr Blick leuchtet den Himmel an und meint durch ihn hindurch zu sehen in des Herrgotts Gesicht. Es drängt sich ihr immer ein „Ich danke dir“ auf die Lippen, aber sie kann nicht reden, weil zu viel in ihr selber redet.

Die arme Stina ist auf einmal reich. Sie merkt ihre Armut nicht mehr, merkt nicht mehr, wie es ihr übel geht. Wenn sie die Glieder von des Vaters Fäusten schmerzen, und sie manchmal unter seinen Schlägen zum Weinen kommt, braucht sie nur an den Muheim-Walter zu denken, dann kann

sie lachen, aus den Tränen heraus lachen. Allmählich dämmert ihr auch die Erkenntnis auf, warum sie glücklich ist. Was zwischen Buben und Mädchen im Dorfe geht, wie das sich findet und paart, ist ihr nicht mehr unverständlich. Sie reift aus sich selber heraus, wie ihr Leib von außen reift. Als sie an einem Tage sich klar vorsagt, daß sie den Muheim-Walter liebhat und — und er sie, beginnt sie auch über das zu sinnen, was daraus werden kann. Sie denkt dabei an Dinge, die ihr den Jahren nach noch fern liegen, aber die Gedanken sind voreilig. Sie erkennt auch, daß es nicht alltäglich ist, wenn ein Reicher, wie der Walter, und ein so blutarmes Ding, wie sie selber, zusammengehen. Ihr Gesicht trübt sich zuweilen, und der leichte Sinn schwindet, aber sie wischt mit der Hand über die Stirn, wischt die grüblerischen Gedanken hinweg und ist glücklich wie zuvor.

Vor dem Walter ist sie scheu. Sie stellt sich nicht mehr zu ihm vor die Hütte hinaus. „Was sollen die Leute denken?“ sagt sie ihm, als er Gelegenheit findet, sie zu fragen, was sie angekommen ist. In dem Blick, mit dem sie ihn ansieht, ist ein Licht, das ihm Kopf und Herz heiß macht. Eine große Veränderung kommt von da an über ihn. Die andern Mädchen sieht er kaum mehr an; wenn er die Stina sieht, hat er für nichts sonst Augen.

Daheim hat er mehr als eine Schlacht zu schlagen. Zuerst bekriegt er den Vater mit den Worten: „Ich will nicht Kapuziner werden.“

„So,“ gibt der Ratsherr zurück, der schöne, grauhaarige Mann mit dem klugen Gesicht. „Meinst,

man hat umsonst das viele Geld für dich ausgegeben?"

„Das Bauern gefällt mir besser. Und dann, — der Gemeindeschreiber will abgeben. Helft mir zu dem seinem Amt. So habe ich gleich einen Verdienst."

Der Ratsherr ist anfangs starr vor Staunen, daß der leichtlebige Bub an Verdienst denkt und vom Amten redet. Ein paar Tage lang läßt er alle Donnerwetter über ihn los, dann beginnt er sich die Sache zu überlegen und erkennt den Plan des Buben als nicht so übel. Als der Walter merkt, daß der Vater mürber wird, macht er sich hinter die Mutter. Die ist eine scharfzüngige und zäher als ihr Mann. Sie droht dem Sohn mit ihrem Fluche, wenn er ihr und dem Kloster untreu wird. Dann kommen für den Buben böse Wochen. Weil er aber nicht vom Flecke zu bringen ist, vergeht mit ihnen auch die Frist, in der er ins Kollegium zurück hätte gehen sollen. End aller Ende spricht der Ratsherr, dem das Zanken im Hause nicht lieb ist, ein Machtwort: „Wenn du es durchaus willst, gut, so melde dich fürs Gemeindeschreiberamt."

Vierzehn Tage später haben die Ebmeter den neuen Schreiber. Es gibt zu schwatzen und zu raten, warum der Muheim-Walter nicht geistlich wird! Dann bleibt die Rede Meister: „Hatten wir es nicht gesagt, der hat die Mädchen zu lieb für einen Pfaffen!"

Aber der Walter, der derzeit just zweiundzwanzig geworden ist, hat nur eine gern. Neben seiner

neuen Arbeit hin sieht er sich heimlich nach ihr um, heimlich, denn er weiß, daß sie in der Leute Augen drei Fehler hat: Zu jung ist sie, zu arm und eines Säufers Kind. Das sind schlechte Empfehlungen für eine, die einmal des Ratsherrn Schwiegertochter werden soll. Noch aber stoßen sich an den drei Haken weder der Walter noch die Stina. Sie sind bescheiden und dankbar. Wenn sie sich auf der Straße begegnen und haben einander angesehen, so leben sie ein paar Tage lang von der Erinnerung. Wenn im Gedränge, das am Sonntag am Kirchenausgang ist, der Walter mit der Hand die Finger der Stina zu einem kurzen Druck erwischt, dann haben sie ihren Sonntag gehabt und wünschen kaum mehr. Die Stina zum wenigsten denkt, wenn doch das ganze Leben so schön bleiben möchte wie jetzt.

Der Sommer geht hin. Er brennt dem Walter die im Kloster weiß gebliebenen Hände und Arme braun. Wie er jetzt daherkommt, ist er ein ganzer Bauer, und er beginnt etwas zu gelten im Dorf. Als Schreiber kann er zeigen, daß er etwas gelernt hat. Es dauert nicht lang, so sagen die Ebmeter: „Schad' wär' es gewesen, wenn er ein Pfarrer geworden wäre." Die Mädchen verdrehen sich die Hälse nach ihm, aber er geht seiner Wege und sieht sie nicht.

Der Sommer ist hin.

Mit dem Herbstmonat, dem noch die Sommersonne, nur milder und stiller, leuchtet, kommt der Stina ihr Geburtstag. Sechzehn wird sie. Mit sechzehn Jahren zählt eine zu Ebmeten als Jungfrau, geht sie in dem Alter zum Tanz, so redet

kein böses Maul darüber. Als die Stina am Morgen von ihrem Lager aufsteht, streckt sie die runden Arme, ihre Brust dehnt sich und ihre Augen schimmern wie immer, wenn sie froh ist. Der Tag wird sein, wie ein andrer Tag, keiner wird ihr Glück wünschen; früher würde sie auch kaum ihres Festes gedacht haben, aber jetzt, wo sie jeder Anlaß erinnert, daß das Leben schön ist, hilft auch das kleinste Ereignis, ihr Freude zu machen.

Der Tag bringt nichts Besonderes. Der Vater läßt sie rauh an, bis er aus dem Hause geht. Als er ein paar Stunden fort ist, läuft die Stina nach der Kirche, ein Vaterunser zu sagen. Sie tut es sich selbst zu Ehren. Zum Mittag hat sie den Vater und seine Schmähreden wieder. Dennoch geht ihr die Fröhlichkeit nicht verloren und hält an bis wieder zum Abend und bis sie mit dem Vater abermals am Tisch sitzt. Es ist dunkel draußen, die Tage sind kürzer geworden. Der Lußmann ist durstig, und der Branntwein geht auf die Neige. Als er sich das Glas zum zweiten Mal füllen will, reicht der Vorrat nicht mehr.

Er greift zornig in die Tasche und schlägt ein Geldstück auf den Tisch. „Lauf und hol!“ fährt er die Stina an. „Wenn du nicht schnell wieder kommst, wirst sehen —“

Das Mädchen nimmt schweigend die Flasche und geht hinaus. Sie tritt in die Straße, die so dunkel ist, daß sie die ersten Schritte unsicher tappend tut. Da tönt ein „Pst“ neben ihr und sie schrickt zusammen. „Stina!“ sagt der Muheim-

Walter, der in dem dunkeln Gäßchen am nächsten Hause steht.

Zögernd tritt sie zu ihm. „Was ist?" sagt sie, „ich muß weiter."

„Heut ist dein Geburtstag," flüstert der Walter.

„Wieso weißt du das?"

„Du hast es selber einmal gesagt, meinst, ich kann es nicht im Sinn behalten?"

Sie lacht leise und glücklich und sieht ihn an, als hätte er ihr eine große Wohltat getan. Da drückt er ihr ein Päckchen in die Hand. „Ich wünsche dir Glück," sagt er und tritt von ihr weg.

Die Stina ist so überrascht, daß sie nicht weiß, was sie sagen und tun soll. Sie hört ihn davongehen, da fällt ihr auch der Vater wieder ein. Sie steckt, was sie bekommen hat, in die Tasche ihres Kleides und hastet ihres Wegs. Im Flug erreicht sie das Wirtshaus, muß aber dort länger als gewöhnlich warten, weil der Wirt am Spieltisch hockt. Als sie nachher mit der gefüllten Flasche zurückrennt, steht der Lußmann schon an der Tür. Ein Schimpfname grüßt sie. In der Stube schlägt er ihr die Faust ins Gesicht. „Ich will dir Beine machen ein andres Mal."

Sie beißt die Zähne zusammen und zwingt das Schluchzen nieder, das ihr der erste Schmerz auspreßt. Mit der Hand faßt sie in ihr Kleid und fühlt nach dem, was sie darinnen versteckt hält. Und als sie es hält, vergißt sie Schlag und Schmerz. Wie zufällig weiß sie nachher in der Küche die Türe nach der Stube zuzuschieben und kramt ihren

Schatz aus der Tasche. Ein weiches Papier schützt den Inhalt. Sie löst es mit zitternden Händen; Herz und Atem zittern mit. Am Herdfeuer betrachtet sie, was der Walter ihr zum Geburtstag geschenkt hat. Sie hält ein kleines, ledergebundenes Gebetbuch in Händen, betastet es, dreht es hin und her und schlägt den Deckel zurück. Da stehen ein paar Worte in zierlicher Schrift: Zum Andenken!

Die Stina tut einen unsicheren, scheuen Atemzug. Dann fährt ihr alles Blut zu Häupten. Wenn der Vater käme! Sie steckt das Papier ins Feuer, weil sie das Geräusch fürchtet, das beim Wiedereinwickeln des Büchleins geschähe; das Buch läßt sie in die Tasche gleiten. Es liegt am Abend unter ihrem Kopfkissen und geleitet sie am folgenden Sonntag in die Kirche. Und sie trägt es alle Sonntage danach bei sich. Aber wenn sie im Betstuhl darin liest, hält sie die erste Seite fest zu, damit keiner die Worte sieht, die darauf stehen. Ganz heimlich nur späht sie, wenn sie sich unbemerkt weiß, auf diese hin. Sie sind ihre Predigt. Was um sie redet und singt, was stammelt und betet, das hört sie wie fernen Wind; sie selber lauscht der Predigt des kleinen Buches, die sie auswendig weiß und doch immer wieder liest: Zum Andenken!

*

Der Walter Muheim und die Stina haben sich geküßt. Es ist tiefer Winter, faule Zeit für die Alten, Spiel- und Freudzeit für die Jungen. Die Talstraße hinab fliegen die Hornschlitten. An manchen Tagen wird in dem oder jenem Wirtshaus

getanzt, zu andrer Zeit setzen sich die Burschen zu den Mädchen auf die Ofenbänke und kürzen sich die Zeit mit Hofieren und Scherzen. All das macht die Stina mit; denn die Aermste kommt dazu, wenn sie keine Vogelscheuche ist, und der Stina ihr Gesicht schafft, daß die Buben ihr nachstreichen. Es meint es keiner ernst, aber zum Tändeln ist sie ihnen mehr als gut genug. Die elende Lußmann-Stube ist zuweilen voll Mannsvolk, unter dem die Stina wie ein bedrängter Vogel sitzt. Der Lußmann hat wider die Volkssitte nichts; ist er dabei, wenn die Burschen kommen, jagt er der Stina mit rohen Scherzen das Blut ins Gesicht.

Unter den Buben sitzt manchmal einer, der hoch vom Berg her kommt, der sich die Beine müd läuft um des Besuchs willen, der Simmen-Hannes. Am liebsten, das kann ihm jeder ansehen, säße er allein bei der Stina, aber er hat nur die Sonntage frei und muß die andern Buben mit in den Kauf nehmen. Er sitzt unter ihnen und redet wenig. Wenn sie ihn anreden, wird er rot, und sie verspotten seine Eckigkeit. Am wohlsten ist ihm, wenn er eine stille Ecke findet, von wo er ungestört in der Stina Gesicht staunen kann. Wenn er aufbricht, um heimzusteigen, leuchtet ihm aus den Augen der Hunger nach einem guten Wort von dem Mädchen. Das aber ist kurz angebunden zu ihm wie zu allen andern. Außer den geraden und schlichten Antworten, die sie auf alle Schmeicheleien und Neckereien aller hat, trägt jeder nur sein „Tag“ und sein „Ade“ zur Erinnerung mit heim; denn die Stina versteht das Vielreden nicht, noch weniger

das Schönreden. Sie hat selbst dem einen gegenüber wenig Worte, den sie doch geküßt hat.

Es war in einer Sonntagnacht an der Landstraße ins Tal. Die Hornschlitten flogen über die Straße hinab. Kreischen, Lachen und Jauchzen scholl durch die Dunkelheit. Der Himmel war wolkenverhangen, die Straße hartgefroren. Der Walter und die Stina trafen am Dorfende zusammen. Der Bub ging vor seinem Schlitten. „Du fährst mit mir," sagte er. Keiner hatte groß acht auf sie beide, der Walter ließ sich an die Horne nieder, die Stina setzte sich auf das Brett hinter ihm. „Halt dich an mir fest," befahl er, „es wird sausen!"

Da legte sie die Hände auf seine breiten Schultern.

„Hoe!"

Der Schlitten glitt bergnieder, bedächtig erst, dann schneller, immer schneller, zuletzt in sausendem Lauf, auf der harten Straße schlagend und springend. Die Frostluft peitschte ihre Gesichter, feiner Schneestaub stob ihnen entgegen, und in dem rasenden Sturmlauf der Fuhre begannen die Herzen schneller zu schlagen. Der Walter, die Brust mächtig dehnend, jauchzte hinaus, was ihm zu viel an Lust in der Brust saß und lehnte sich plötzlich mitten im Lauf zurück, bis sein Gesicht das der Stina berührte. Da — über die jähe Straße fliegend, hinab und immer hinab, küßten sie sich.

Der Tag hat ihnen den Liebeshunger gebracht; das Anschauen und heimliche Grüßen genügt ihnen seitdem nicht mehr, darum schleichen sie auf heim=

lichen Wegen zueinander. Solange die Tage noch kurz und die Nächte dunkel sind, verbergen sie sich in den Schatten der Hütten und stehen bald an dieser, bald an jener Ecke. Ihr Glück ist unruhig und hastig, denn jedes hat insgeheim die Furcht in sich, daß es nicht heimlich bleibe. Der Stina ist der Kopf wirr vor Seligkeit; in der Kammer oder am Sonntag im Kirchenstuhl, dem Walter sein Gebetbuch in den Händen, stammelt sie: „Mein Gott, ich danke dir!"

Als der Sommer wieder kommt, jagt die Furcht und die Liebe sie in alle Schlupfwinkel. Am häufigsten treffen sie im Wald zusammen, wenn die Stina dem Vater ins Holz zu essen trägt. Der Wald ist voller Löcher und Felstrümmer. Die bieten ihnen Unterschlupf, da sitzen sie in Heidekraut und Moos, über sich die glänzend grünen Lärchenwipfel und die ernsten Kronen der Tannen. Die Sonne spinnt in den Nadeln und Zweigen. Sie spinnt ein Netz über ihren Häuptern und durch seine Maschen schimmert das Himmelsblau.

„Wenn uns einer sähe," sagt einmal die Stina.

Dem Walter schwillt der Hochmut der jungen Jahre. „Bah, so soll er. Dann kommt es eher aus, daß ich dich und keine andre will. Dann muß ich halt zu Hause reden."

„Vielleicht, daß das letzte unsicher geklungen hat; die Stina sieht sinnend vor sich hin. Nach einer Weile sagt sie leise: „Sag lieber noch nichts daheim!"

Und ein andermal und an einem andern Ort, als des Walters Zärtlichkeit wild und stürmisch ge-

worden ist und die Stina mit heißen Backen ihn leise zurückwehrt, sieht er sie mit schimmernden Augen an: „Hast mich denn nicht so — so recht gern?"

„O du!" sagt sie bloß dagegen, und die Augen, mit denen sie ihn ansieht, sind tränenglänzig.

Da drängt er sich näher an sie, reißt sie auf sein Knie und sein heißer Atem geht an ihre Wange: „Keine will ich zur Frau als dich."

Sie sieht ihn voll und ernst an, die Lippen zucken ihr. „Ja weißt," sagt sie schweratmend, „recht wäre es nicht von dir, wenn du es nicht wahr mit mir meintest! In meinem Leben ist noch nicht viel Schönes gewesen."

Seit dieser ihrer Rede ist eine leise Veränderung an dem Walter: er drängt dem Mädchen nicht weniger nach, die Leidenschaft ist nicht schwächer in ihm, aber manchmal fliegt ein trüber Schein über sein braunes Gesicht, als ob ihn etwas bedränge. Die Angst bedrängt ihn, wie er der Stina Wort halten soll. Er hat den ehrlichen Willen, es zu tun, er hat selbst das Verlangen, aber zuweilen packt die Angst vor dem Widrigen, das kommen muß, ihn so, daß seine Leidenschaft fast darin erstickt.

Auch der Sommer verfliegt, und der Herbst ist wie ein Sturm. Es ist schon wieder Winter. „Gelt, es ist ein kurzes Jahr gewesen?" sagt der Walter zur Stina.

„Wie wird's im nächsten Jahr um die Zeit sein?" frägt das Mädchen dagegen. Sie stehen hinter des Ratsherrn Gaden versteckt, wo dieser seinen schweren Schatten in die kleine Gasse wirft.

In diesem Augenblick ertönt ein spöttisches Husten dicht neben ihnen, dann tritt einer an ihnen vorbei in die Straße hinaus, den sie nicht erkannt haben.

„Wer ist es gewesen?“ frägt die Stina zitternd.

„Ich weiß nicht,“ sagt der Walter. Er ist bleich, er fühlt es selber, daß er es geworden ist. Beiden stockt der Herzschlag. Sie gehen in ihrer Angst mit einem flüchtigen Handdruck auseinander.

Ihre Angst scheint umsonst gewesen zu sein. Zwei Wochen gehen vorüber. Der Walter bläst der Stina ins Ohr: „Du, der, der uns so erschreckt hat, hat uns nicht gekannt.“

Just da heben die Ebmeter ein Schwatzen und ein Lästern an: „Der Muheim-Walter geht der Lußmann-Stina nach.“ Wie den Ebmetern die Mäuler laut sind, werden ihnen auch Augen und Ohren scharf. So klug der Walter zu sein meint, da erspäht ihn einer mit seinem Mädchen und dort fängt ihm einer eine verliebte Rede ab. Er ist wohlgelitten gewesen im Dorf. Als aber die Weiber, die auf ihn gehofft haben, sehen, was ihn für andre blind macht, lassen sie wenig Gutes an ihm. „Der wird es auch recht im Sinne haben mit dem Hudelkind! Der Ratsherr möchte Augen machen, wenn er ihm so eine ins Haus brächte!“ lästern sie.

In einer stürmischen Nacht, in der die Straßen von Menschen leer und von Schneewellen überstoben sind, erlistet der Walter ein Zusammentreffen mit der Stina. Sie stehen in allem Unwetter an der Brücke über dem Dorfbach; der trübe Lichtschein

aus den Fenstern der Lußmann-Hütte reicht fast bis in ihre Ecke und leuchtet ganz leise noch in ihre verstörten Gesichter.

„Daheim wissen sie's," hat der Walter hastig berichtet.

Die Stina schweigt und hält sich nur mit der einen Hand am Brückenstein, unacht, daß ihre Finger sich tief in das Schneeband graben, das ihn deckt.

„Weiß Gott, wer ihnen das zugetragen hat. Weil sie etwas gewußt haben, habe ich alles gebeichtet," fährt der Walter fort.

„Was?" fragt die Stina atemlos.

„Daß ich dich will und keine sonst."

„Hättest lieber noch gewartet," gibt die Stina zurück. Sie preßt die schmalen Lippen aufeinander. Es wird ihr kalt, nicht von außen, sondern im Innern, als hätte sie sich die eignen, im Schnee erstarrten Finger ans Herz gelegt.

Der Walter hängt den Kopf. „Hab' keine Angst," sagt er nach einer Weile, „es muß schon alles recht werden."

Die Stina errät aus seiner Rede, daß alles schlecht steht. Weil sie schweigt und sich halb von ihm abwendet, flammt dem Walter die Liebe heiß auf. Er nimmt sie in die Arme, die in des starken Buben Griff wie ein kleiner scheuer Vogel ist:

„Hab' keine Angst, ich gebe nicht nach! Dich oder keine!"

Das und viel Törichteres noch raunt er ihr zu. Sie spricht kein Wort, sie nickt nur manchmal traurig, und einmal, als es gegen den Abschied

geht, sucht sie seine Augen. Die ihren stehen groß und ernst in ihrem schmalen Gesicht, das vom Schnee feucht ist und um das das lose Haar, von Flocken wie von jähem Kummer gebleicht, steht. Sie sieht den Buben forschend an, dann tut sie die sonderbare Rede: „Nein, von dir glaube ich es nicht," drückt ihm fest beide Hände und geht in die Hütte zurück.

Die Stina glaubt nicht, daß der Walter ihr nicht standhaft bleibt. Seit sie in seinem Gesicht, in dem die helle Kraft zu lesen ist, geforscht hat, ist sie sicher und vor Sicherheit fast fröhlich. Der Mut hält ihr stand, obwohl allgemach eine schwere Zeit kommt. Die Ebmeter lästern. Die Nachtbuben gehen um. Eines Morgens steht auf der Lußmann-Hütte ein Strohmann, der den Muheim-Walter vorstellen soll. Wen die Nachtbuben zeichnen, dem sein Name gilt nicht viel mehr im Dorf. Der Lußmann, der die Strohpuppe vom Dach holt, gerät in Wut, mehr wegen der Mühe, die ihm erwachsen ist, als der Schande halber. Er kramt den ganzen Reichtum seiner häßlichsten Worte aus. Die Stina sitzt in einem Winkel und läßt den schlimmen Regen über sich ergehen. Sie ist bleich, und zwei Kummerstriche gehen ihr von den Mundwinkeln zum Kinn. Bleich, verkümmert und schmalwangig bleibt sie von da an. Jeden Abend, wenn sie auf ihr Stroh kriecht, betet sie, aber nicht wie sonst; sie kommt nicht über die Worte hinaus: „Herrgott, nimm mir ihn nicht!" Das sagt sie zehn-, zwanzig-, fünfzigmal, als sei es immer nicht inbrünstig genug, die Lippen sagen es und das Herz

ist heiß und schreit es mit, obwohl die Lippen nur lispeln. Den Walter sieht sie nur noch selten. Es sind zuviel Augen um sie, sie müssen sich hüten. Aber wenn der Bub bei ihr ist, ist er voller Liebe und hat nichts als tröstende Worte und Beteuerungen. An ihnen hält die Stina den Mut frisch.

Eines Feiertages im Sommer — so lange hat die unsichere Zeit schon gedauert —, als sie mit andern Mädchen aus der Kirche kommt, schreiten ein paar Dorfburschen an ihnen vorbei, der Muheim-Walter unter ihnen.

„Der will scheint's Hochzeit machen," sagt eines der Mädchen.

„So," gibt ein andres zurück, „und mit wem?"

„Mit einer Reichen aus dem Tal. Einem Herren soll es gar die Tochter sein."

Die Stina tut, als höre sie nichts, schreitet rascher aus und macht sich allein auf den Heimweg. „Was mag sie dazu sagen?" flüstern in ihrem Rücken die Mädchen, und ihre Blicke sind halb mitleidig, halb schadenfroh auf ihr, bis sie verschwindet.

Die Stina hat ein Klingen in den Ohren. Die böse Rede läutet darin, und das Herz schlägt ihr bald stürmisch, bald stockend. Es wird ihr weh dabei. Dann aber fällt ihr ein, wieviel Unwahres erzählt wird, und der Glauben an den Walter wird Meister über alles andre und hilft ihr. Sie kann an dem Abend heimlich über das dumme Gerede lachen.

Aber der eine Tag hat einen schlimmeren im Gefolge. Beim Zudunkeln streicht der Walter an

der Lußmann-Hütte vorüber; er späht hinein, sieht die Stina allein sitzen und pocht. Sie kommt zur Türe und verstohlen drückt er ihr einen Zettel in die Hand. „Ich muß weiter,“ hastet er, „es ist Krieg daheim. Schreib mir auch bald.“

Der Zettel enthält wenige Worte, die aber voller Liebe sind, zur Geduld mahnen und viel Gutes versprechen. Die Stina, als sie gelesen hat, legt die Hände auf den Tisch, atmet tief auf und weiß sich vor Freude nicht zu helfen. Die Stube ist ihr eng; unterm Schnürleib klopft's, daß es wie ein Uhrticken in der stillen Stube hörbar ist. Sie hebt beide Arme und dehnt sich, und alle Sorge fällt auf einmal von ihr ab. Als sie nachher für den Vater den Tisch zu richten beginnt, tut sie es, wie sie es nie getan; alles, was sie findet, trägt sie zusammen. Sie muß gut zu einem sein, weil auch zu ihr einer gut ist. Als der Lußmann von der Arbeit kommt, schlägt sie zwei Eier in eine Pfanne und trägt sie ihm auf. Er schaut sie mit offenem Maule an. „Was fällt dir ein?“ sagt er.

„Ihr — Ihr müßt doch etwas Rechtes essen,“ sagt die Stina. Es ist ihr so weich zumute, daß ihr die Tränen kommen wollen, und sie fühlt seit langem wieder etwas wie Liebe zu ihrem Vater. Der hat noch nicht zweimal sein Brot in die Eier getaucht, da geht die Tür. Rasch fährt sie zurück, so daß ein scharfer Luftzug über den Tisch hinfährt. Der sie aufgemacht hat, tritt gerade so rasch ein, mit einem Schritt, und mit einem Ruck schließt er hinter sich die Tür, hält aber die Falle in Händen und bleibt stehen, wo er steht. Seine

ganze Haltung verrät, daß er so lange bleibt, als er muß, aber nicht länger. Es ist der Muheim, der Ratsherr.

Er ist ein fester und breitschultriger Mensch und steckt in dem rauhaarigen, gelbgrauen Tuchgewand, wie sie es zu Ebmeten selber schneidern. Sein Kopf, auf dem die grauen Haare dicht und noch lockig stehen, ist ohne Hut, das farbige Tüchlein, das sein rauhes, weißes, ungestärktes Hemd am Halse zusammenhält, ist verschoben, und die Hemdbrust steht offen. Er muß hergelaufen sein wie er daheim in seiner Stube gesessen hat.

„Ich habe dich heimgehen sehen, du," sagt er zu dem Lußmann, der dem Besuch zu Ehren aufgestanden ist und unbeholfen dasteht, weil er nicht weiß, was er sagen soll.

Des Ratsherrn furchiges, gesundes Gesicht ist bleich, der Bart, an dem, wie in den Haaren, das Braun der jungen Jahre noch leise durchschimmert, zittert auf der starken Brust, die kleinen Augen, über deren Lider ein Stücklein Haut der Braue fällt, sind vor Zorn lebendig.

„Ja," sagt der Lußmann, als hätte der andre einen Bescheid verlangt.

Da bricht des Muheim leicht heisere Stimme los: „Ich muß dir doch einmal sagen, was du noch nicht zu wissen scheinst. Halt inskünftig dein Mädchen besser im Zaum und die Tür von deinem Loch zu, daß nicht jeder hinein kann, wie — —" der Vergleich, den er auf der Zunge hat, ist ihm selber zu schmutzig.

Der Lußmann verzieht sein Gesicht zu einer

scheelen Fratze. „Wieso?“ fragt er. Der Ton des andern macht ihm das Blut heiß.

„Tu nicht, als wüßtest du nichts. Du bist selber nicht sauberer. Aber mit dem da, dem Mädchen, darfst doch ein Wort reden. Meinem Bub hab' ich den Kopf gewaschen. Ich tu' nichts gern halb, darum komm' ich und sag' es dir auch: mit dem Mädchen da und dem Walter geht es nicht mehr weiter, wie es gegangen ist. Aus meinem Haus soll keiner in allen ungewaschenen Mäulern sein!“

Der Lußmann zieht die Achsel hoch und läßt sich auf einen Stuhl fallen: „Bah, wenn es weiter nichts ist, da — kannst es ihr selber sagen. Du wirst früher etwa auch einer nachgelaufen sein.“

Der Ratsherr hebt die Stimme höher, und weil er ruhiger wird, klingt seine Rede schärfer und klarer.

„Vom Nachlaufen ist nicht mehr die Rede! Aber der Bub soll nicht bei Tag und bei Nacht in dem Loch da Zutritt haben!“

Die Stina ist bislang verschüchtert im Schatten gestanden, die Augen am Boden, das Gesicht der Wand zugewendet. Jetzt tritt sie plötzlich in den vollen Lichtschein. Ihre Züge zucken vor Zorn, das Blut wallt unter der weißen Haut: „Das ist nicht wahr, Ratsherr!“ sagt sie mit weißen Lippen.

„Was ist nicht wahr?“ sagt der andre rauh dagegen.

„Mit keinem Schritt ist er da in der Hütte —“

„Lüg nicht!“ sagt der Rathsherr kurz.

Aber dem Lußmann hat die Laune umgeschlagen.

Sein langer Arm greift plötzlich nach der Stina hinüber. Er gräbt die Finger wie Krallen in ihr aufgestecktes Haar. „So, so,“ geifert er in gehässigem Ton und zieht das Mädchen heran. „Ich will dir die Mucken ausbläuen.“ Er reißt sie vornüber, daß sie ins Knie fällt und ihr Haar sich löst; dann fallen wie Hämmer die Fäuste über sie, gleichviel wo sie treffen.

„Halt,“ sagt der Ratsherr, „hör auf! Das ist —“

Er stockt und tritt zornig an den Lußmann heran. Der hat sich an seiner eignen Wut erwärmt. Er hat eine tierische Lust am Wehtun und schlägt und schlägt, bis ihm der Muheim in den Arm fällt.

„Bist du verrückt, Mensch! So schlägt einer das störrischte Vieh nicht. Jetzt hörst auf, oder —“ Der Bauer hat eine feste Hand und darf dem Lußmann, dem Säufer, wohl stehen. Der lacht laut auf und wirft sich wie vordem auf den Stuhl. „Jetzt wirst wohl zufrieden sein!“ höhnt er.

Die Stina liegt am Boden. Die Hände sind wie zum Schutz um den Kopf geklammert. Das weiche Haar fließt zwischen den Fingern hervor und auf die schmutzigen Bretter. Ein schmales Blutband sickert über diese hin. Die Gestalt des Mädchens hebt sich zuweilen in einem fast unhörbaren Schluchzen.

„Daß du sie nicht mehr anrührst,“ sagt der Ratsherr.

„Sie hat schon genug,“ lacht der andre.

Der Muheim wendet sich der Tür zu. In seinen ehrlichen Zügen steht zu lesen, daß ihm die

Stina leid tut. „Das habe ich nicht gewollt,“ sagt er und sieht mit einem mitleidigen Blick auf das Mädchen. „Nimm sie doch auf!“ fährt er dann fort.

Der Lußmann rührt sich nicht. Weil aber die Stina langsam sich halb emporrichtet und auf den Knien von dem Vater hinwegkriecht, öffnet der Ratsherr schweigend die Tür und geht.

*

Die Stina hat die Schläge verwunden. Die Beulen am Kopf und die blauen Flecke auf den Schultern verschwinden, sie darf sich in der Straße wieder zeigen; selbst ihr Mut richtet sich wieder auf, den doch Schläge getroffen haben, die weher tun, als die, die des Vaters Fäuste austeilen. Die Stina hat den Muheim-Walter nicht mehr gesprochen, aber zweimal ist sie ihm auf der Straße begegnet, und er hat sie mit den alten Blicken angesehen, in denen die Liebe zu lesen ist, darum ist sie mutig geworden. Freilich hat sie Kopf und Herz voller Sorgen, aber trotz des Ratsherrn Zorn und trotz allem, was sie zu Ebmeten reden, brennt noch die Hoffnung in ihr. Diese Hoffnung ist ein kurzes, armseliges Licht; aber die Stina, die selber zu brav ist, um von andern Böses zu glauben, weiß es noch auszuhalten, daß es nicht und immer nicht auslöschen kann.

Die Ebmeter lästern dem Teufel ein Ohr ab. Sie wollen wissen, daß der Muheim, der Gemeindeschreiber, heiraten wird: Die Jungfer Epp, die reiche, von Steg! Sie wissen von der bis auf die Stunde genau, wie alt sie ist, bis auf den Batzen genau,

was sie zu bekommen hat, und bis auf den Mann genau, wie viele sie schon hätte haben können. Sie quatschen alles breit. Alles kommt der Stina zu Ohren. Der Lußmann selber bringt es heim und höhnt sie damit: „Jetzt wird er dann versorgt, deiner! Die hat schon mehr Batzen als du."

Das Mädchen geht still von ihm weg, wenn er so redet. Er lacht hinter ihr her. Glauben kann die Stina nicht und will sie nicht.

Als Wochen danach der Lußmann einmal von der Arbeit kommt, zieht er am Tisch das kleine Amtsblatt aus der Rocktasche. Es ist nur ein Fetzen, er hat es aus irgendeinem Wirtshaus mitgenommen, aber es ist vom Tage selbst. Er schlägt es auf den Tisch. „Da hast etwas zu lesen, du," sagt er. Die Schadenfreude zuckt ihm um den verkniffenen Mund.

Die Stina, die eben am Tisch vorbeigehen will, lehnt sich näher und wirft einen Blick auf das Blatt. Sie steht plötzlich stille. Ihre Augen werden ganz groß und ganz starr. Dann wendet sie sich und geht nach der Küche. Hinter ihr tönt wie immer, wenn er sie gequält hat, das Lachen des Vaters.

Wie sie den Abend gelebt hat, vermag die Stina nicht zu sagen. Sie muß wohl alles wie gewohnt geschafft und getan haben, denn der Vater ist guter Laune geblieben. Aber, was sie getan hat, das könnte sie nicht erzählen, weil sie nichts mehr davon weiß. Sie weiß nur noch das: daß im Amtsblatt dem Walter Muheim und der Rosina Epp die Hochzeit ausgekündigt ist.

Am andern Morgen steht die Stina nicht auf, die sonst eine frühe ist. Der Lußmann ist außer Bett und horcht erstaunt nach dem Mädchen aus, das ihm das Morgenbrot noch nie zu spät aufgestellt hat. Die Stina rührt sich nicht. Er schreit nach ihr. Als er keine Antwort erhält, fährt er bis an die Holztreppe, die zu der Stina Kammer führt: „Willst aufstehen, faule Gov'!" gellt er hinauf. Da kommt ihm die Antwort durch die Türspalte der Kammer, ruhig und gleichgültig: „Ja, ich komme."

Die Stina hat nicht geschlafen. Sie hat mit offenen Augen den Tag kommen sehen. Aber sie ist mit unter dem Kopf gekreuzten Händen liegen geblieben; ganz ruhig, die Augen an der kahlen Decke, ist sie dagelegen und hat gemeint, sie sei gestorben. Sie ist in einer andern Welt, denn die Welt von gestern war noch hell, hat Sonne gehabt und Freude und das und jenes, was gut war, und die Welt von heute ist grau, so eintönig grau, wie in lauter Nebel gehüllt. Der grauen Welt wegen verlohnt es sich nicht, aufzustehen. Die Stina hat dagelegen und geatmet und nichts gedacht, als daß sie müde ist und gar nichts denken mag. In das wache Schlafen hinein hat des Vaters Stimme geklungen. Das erstemal ist sie fern hergekommen. ‚Ruf du,' hat die Stina bei sich gedacht. Das zweitemal, als die Wut in dem nahen Ruf heraufzittert, hat die Stina sich alter Gewohnheit gemäß aufgerichtet und das „Ja, Vater" hinuntergerufen. Sie zieht sich darauf auch gemächlich an. Sie denkt nicht daran, daß der Vater unten wartet. Während

ihr aus Furcht sonst das Herz geklopft haben würde, ist sie ganz ruhig. Als sie fertig ist, geht sie aus der Tür und die Treppe hinunter. Die Tritte knarren, da steht unten auch schon der Lußmann bereit, und eine Flut von Schimpfworten schlägt ihr entgegen. Sie sieht geradeaus, an dem Vater vorbei, und sagt mechanisch das „Tag!“ Ihr Blick ist auf der Wohnstubentür, die Füße gehen dem Blick nach, weil aber der Vater, als sie an ihm vorüber will, ihr einen Stoß gibt, daß sie in die Küche taumelt, greift sie dort ins Herdloch, fühlt, daß es leer ist und beginnt Späne einzulegen, wie sie alle Tage tut. Der Lußmann ist in die Wohnstube gegangen. Von dort her tönt sein Schimpfen herüber, einmal kommt er, krallt der Stina, die Feuer gemacht hat, die Finger in den Halskragen ihrer Jacke und schüttelt sie. Sie zwinkert ein wenig mit den Augen, aber an der Stelle, wo er sie hinstellt, nimmt sie ihre Arbeit wieder auf. Das muß wohl so sein in der neuen grauen Welt, fällt ihr ein, und sie fügt sich darein. Unterdessen hat ihr sonderbares Wesen den Lußmann zur höchsten Wut gestachelt; er verspricht ihr den Tod und das Auf-die-Gasse-Jagen. Am Ende schießt er selber ohne Morgenbrot aus der Tür und zum nächsten Wirtshaus hin.

Die Stina merkt, daß er hinaus ist, weil es stiller geworden ist. Sie geht darauf in die Stube hinaus und sieht die Leere an. ‚Der Vater ist fort, so braucht er kein Frühstück,‘ dämmert es in ihr auf. Darum geht sie hin, stellt die Milch vom Feuer und hebt an, aufzuräumen, wie sie es sonst

des Morgens tut. Daß sie selber noch nichts gegessen hat, vergißt sie. Dann arbeitet sie weiter, was sie alle Tage arbeitet, läuft aber zwei Stunden später mitten aus der Arbeit barhaupt und in den warmen, unförmigen Hausschuhen aus dem Hause und den Kirchweg hinan. Als sie den die Hälfte hinaufgestiegen ist, reut sie der Gang, sie dreht sich um und geht zurück, woher sie gekommen. Und als sie wieder in die Dorfgasse einbiegt, geht ihr Blick zufällig straßauf, bis wo zur Linken breit und stattlich das Haus des Ratsherrn Muheim steht. Da gibt es ihr einen Stich ins Herz. Und jetzt ist sie plötzlich wach, wach, wie sie schon viele Stunden früher hätte sein müssen, als sie sich vom Lager aufgemacht hat.

Der Tag und die Welt sind nicht weniger grau, als die Stina erwacht ist. Aber sie weiß jetzt warum, und in der Brust tut ihr etwas weh, als säße ihr ein Stein darinnen, der sie drückt. Wenn sie an den Walter denkt, ist der Schmerz am wildesten. Er bleibt dem Mädchen, während an den einen Tag sich andre und viele reihen; aber wenn es ihr weh tut, so macht sie es mit sich selber ab und findet sich langsam wieder in die Tage, die einer so grau und einöd sind wie der andre. Nur reden mag sie nicht. Sie spricht zum Vater, was sie muß, zu andern auch. Den Buben, die am Sonntag zu Besuch kommen, schließt sie die Tür zu. In dieser Zeit sitzt sie einmal in der Kirche, mit leeren Händen; das Gebetbuch nimmt sie nicht mehr mit. Sie sitzt gerade unter der Kanzel, im schwarzen, verschlissenen Sonntagsgewand, ein schwarzes Tuch fällt, auf das

blonde Haar gelegt, herab auf ihre Schultern, das bleiche Gesicht scheint aus demselben hervor und ist so hager, daß in der gegenüberliegenden Bank ein Bub den andern anstößt: „Du, das Muttergöttesli ist krank, lug, wie es aussieht!“ Die Stina läßt beide Arme schlaff herabhängen, die Hände ruhen auf dem Holzwerk der Bank. Der Pfarrherr über ihr redet schöne Worte auf sie herab. Jetzt spricht er von der Armut und daß keiner auf Erden so arm sei, daß er nicht seinen kleinen Reichtum, sein Fünklein Freude habe. Die Stina horcht auf. Die Lippen beginnen ihr zu zucken und die Augen schwimmen ihr. Sie hebt sich um ein weniges von der Bank, als ob sie aufstehen wollte, und es ist ihr, als müßte sie etwas sagen: „Doch, Pfarrherr, sehet nur, da bin ich, und ich bin eines, das nichts hat, nichts — gar nichts!“ Sie bewegt ihre Lippen, beugt sich leise vor und läßt die Hände hängen. Das „Sehet mich“, das kann der Pfarrherr aus ihrer ganzen demütigen Haltung lesen, wenn er hinschauen will. Weil er aber in seiner Rede zu anderm übergeht, so sinkt die Stina so unvermerkt, wie sie sich erhoben hat, wieder auf die Bank zurück; die Tränen schleichen nachher spärlich, eine nach der andern, über ihre schmalen Wangen herab.

Es fällt den Ebmetern auf, daß das Mädchen Kummer hat. Sie sind im Grunde nicht hartherzig, und ihr Mitleid für die Stina wird rege. Manche Frau will sich ihr mit guten Worten nahen, aber die Stina sieht jede an: „Was meint Ihr denn, ich habe doch nichts, ich bin ja immer so gewesen.“ Sie sagt es so oft, daß die Ebmeter es endlich selber

glauben. Selbst der Pfarrherr, dem die Gutherzigkeit aus den grauen, alten Augen schaut, kommt bei der Stina nicht an. Er holt sie einmal am Wege ein, als sie vom Holz dem Dorfe zuschreitet, ist freundlich zu ihr und mahnt sie: „Du hast ein schlechtes Aussehen bekommen, Stina. Wenn du mir einmal etwas sagen willst, komm; was einen drückt, soll man am rechten Ort erzählen, daß einem leichter wird."

Da hebt die Stina auch zu ihm die Augen: „Nein, Pfarrherr, was sollt' ich Euch sagen wollen, ich habe ja nichts."

Währenddessen hat der Muheim-Walter seine reiche Frau ins Dorf gebracht. Sie haben auswärts geheiratet, vierzehn Tage nach der Verkündigung, wie es recht ist. Die Aufmerksamkeit der Ebmeter wendet sich von der Stina ab, der neuen Dorfbürgerin zu. Die zeigt sich aber noch selten. „Sie wird zu räumen haben," heißt es unter den Leuten. „Wer so ein Fuder mitbringt, braucht Zeit, alles unterzubringen." Untergebracht sind der Walter, der Gemeindeschreiber, mit Frau und aller Ware im oberen Stock des stattlichen väterlichen Hauses. „Der kann die Familie wachsen lassen," sagen die Ebmeter; so groß ist die Wohnung.

Es dauert Wochen, bis das Schicksal will, daß der Muheim-Walter und die Stina sich zum ersten Male wieder in den Weg kommen. Das Mädchen hält sich zu Hause, soviel es kann; an dem Hause des Ratsherrn ist es nicht mehr vorübergegangen.

Aber an einem Abend treffen sie an einem Orte zusammen, wo kein Ausweichen ist. Die Zugänge

zu der Dorfbachbrücke laufen beide fast rechtwinklig an diese heran. Vom Berg kommt die Stina mit ihrem Eßgeschirr gegangen, vom Hauptdorf her will der Walter nach der Brücke. Als an jedem Ende eines ankommt, erblicken sie einander, und da ist kein Umkehren mehr. Der Abend ist hell, seine Rosenlichter liegen auf den Bergen. Das Tal ist weit, als täte es sich dem schönen Himmel sehnsüchtig auf. Der Ewigschneehorngletscher leuchtet auf die graue Brücke herab. Da treten die zwei Gestalten in seine Helle, der Walter jenseits und diesseits die Stina. Sie verhalten unwillkürlich die Schritte, beiden steigt das Blut zu Gesicht. Dann setzen sie, die Lippen zusammengepreßt, ihren Weg fort. Aber während die Stina nahe am Geländer geht und sich Mühe gibt, in den Bach zu schauen, hält der Walter die Mitte der Straße und läßt, je näher sie einander kommen, desto weniger Raum zwischen ihrem und seinem Weg. Als sie aufeinander treffen, ist er ihr so nah, daß die Stina erschrickt und unwillkürlich ihn ansieht. Einen Gedanken lang gehen die Blicke ineinander. Der Walter hat in den braunen Augen ein leises Leuchten, hat denselben Blick noch darin, der wie Hunger ist, und der in der alten Zeit darin gestanden hat.

Der Blick verläßt die Stina nicht, er quält sie und macht ihren Gedanken tagelang zu schaffen.

Während sie sich mit allerlei Sinnen martert und des Walters Gesicht immer und immer vor sich sieht, erhält dieses wieder einen Rahmen. Das Schreckbild kommt ihr zurück, das sie als Kind bedrängt hat, der Kopf des Muheim-Walter, wie er

durch das Fenster der Kapelle von Ober-Ebmeten blickt. Dazu hört sie immer die Warnung in sich, daß von einem, der einen so ansieht, Böses kommen kann. ‚Mein Gott,‘ denkt sie, während sie fröstelnd mit verschlungenen Händen am offenen Kammerfenster lehnt, ‚was kann er dir noch Böseres antun, als er schon getan hat.‘ Und das Leid schüttelt sie.

Die Begegnung mit dem Walter bleibt nicht die einzige, sie wiederholt sich, oft schon nach Tagen, oft erst nach Wochen. Die Zeit geht so hin dabei. So weh ihr jedesmal wird, beginnt die Stina doch unwillkürlich ihre Zeit nach diesen Begegnungen zu rechnen. Alleweil und immer hat der Muheim-Walter denselben Schein in den Augen, als hätte er eher zu klagen als abzubitten. Die Stina kann nicht klug werden aus ihm, so viel sie seiner Art nachgrübelt. Sie hat unterdessen auch seine Frau, die Rosine, gesehen. Die ist eine große, schlanke, blonde, und hat in den ebenmäßigen Zügen etwas, was der Stina das erste höhnische Lächeln auf die Lippen treibt: Der Walter hat gewußt, wen er aussucht, er hat keine Häßliche genommen! Die junge Frau, der im Wesen irgendwie der Geldsack anzumerken ist, die aber darüber hinaus eine zutunliche Art hat, hat bei irgendeinem Anlaß die Stina selbst angesprochen. Seitdem grüßt sie zuerst, wenn sie einander begegnen, und die Stina, der dabei immer alles Blut zu Kopf und Herz drängt, kann es nicht helfen und muß den Gruß zurückgeben.

Eines Tages aber ist die Reihe des Errötens an der andern; die Scheu des jungen Weibes, das

seine Mutterschaft offenbar werden sieht, macht ihr das Blut wallen. Als die Stina es sieht, tut sie einen zitternden Seufzer, der so gut wie ein „Gottlob“ ist.

In dem Herbst, der derzeit zu Ende geht, will auch an die Stina das Glück noch herankommen. Es drängt sich ihr auf. Zuerst kommt es in Gestalt des Zurfluh-Ambros, der Kuhknecht bei einem hablichen Bauer ist. Der redet ein weites und breites; das Ende ist, daß er die Stina heiraten will. Die Stina sieht ihn, der kein übler Bursche, aber ein fleißiger Wirtshaushocker ist, mit großen Augen an. „Daß du zu mir kommst?“ muß sie vor Staunen sagen. Daran fügt sie das: „Nein, ich danke dir!“

Der Ambros ist hartnäckig und will nicht fort. Am Ende läßt ihn die Stina in der Stube sitzen und geht selber außer Haus.

Eine Woche später kommt ihr schon der zweite Antrag. Der Schullehrer von Hinter-Ebmeten, dem Nest, das am Fuß des Ewigschneehorns liegt, als hätte da oben von der Sündflut Zeiten her ein Häuflein Menschen das Zu-Tal-Steigen vergessen, der Schulmeister, den sie ihrer Lebtag zwei- bis dreimal gesehen hat, schreibt ihr, daß er sich eine fromme, brave Frau wie sie wünsche, von der die Leute so viel Gutes reden. Die Stina wundert sich. Wer sollte sie rühmen? Sie weiß nicht, daß Unglück gut macht und daß seit Monaten die Ebmeter auf sie weisen: Ein Gutes ist es und ein Schaffiges, das Muttergöttesli! Aber dem Schulmeister sagt das Mädchen ab wie den andern.

Der Lußmann, dem die Dinge nicht verschwiegen bleiben, brummt: „Das nächstemal rede ich auch dazu. Du wirst nicht glauben, daß ich mich tags meines Lebens für dich abschinde."

Das nächstemal kommt um Monate später. Es kommt mitten im Winter. Da sitzt eines nebligen Tages der Simmen-Hannes in der Lußmann-Stube. Dermalen ist er allein, nur die Stina sitzt ihm gegenüber am Tisch. Der Bub ist ihr von allen der liebste, weil er ruhig ist, ehrliche Augen hat und nicht dem Wein nachgeht. Der Hannes ist in seinen weißwollenen Ueberstrümpfen dahergekommen. Er trägt graue Hosen und grauen Rock, an den Härchen des rauhen Stoffes hängt der weiße Nebel, der färbt ihm auch die blonden Haare weiß, wo sie an den Schläfen bis ins Gesicht hinein hängen, und klebt am Rand des neuen schwarzen Hutes. Gesicht und Haare sind ihm naß. Das hagere Gesicht ist rot, nun die Wärme es anhaucht. Er sitzt schon eine ganze Weile da, erzählt das und jenes, aber zu dem, was ihn hergebracht hat, will der Verlegene nicht kommen.

„Ja, ich möchte etwas reden mit dir," platzt er plötzlich heraus, als ob er nicht die lange Länge alles Mögliche dahergesagt hätte.

Die Stina, die einen alten Kalender vor sich liegen hat, in den sie zuweilen sieht und über den hin sie dem Bub ihre kurzen Antworten gibt, legt die Arme auf den Tisch und schaut ihn an. Das Herz schlägt ihr um ein kleines rascher. Sie errät, was der Hannes will. Der rückt den Stuhl einmal näher zum Tisch, einmal wieder weiter weg, dann

fällt er mit der Tür ins Haus: „Meinst, du wolltest nicht heiraten, Stina?"

Die Stina muß in all ihrer Trübseligkeit ob der ungelenken Rede lachen. „Ich könnte nicht sagen," gibt sie zurück.

Der Hannes hört den leisen Spott, der in ihren Worten anklingt. Zwei rote Punkte brennen auf seinen Backen. „Weißt, ich kann nicht reden wie mancher, ich rede heraus, wie mir zumute ist." Das klingt halb traurig, halb verweisend. Die Stina hebt die schönen, klaren Augen zu seinem Gesicht.

„Gib dir keine Mühe, Hannes!" sagte sie. „Ich weiß, was du sagen willst. Und ich kann doch nicht ‚Ja' sagen."

Der Bub wird bleich, sieht vor sich nieder und spricht nicht mehr. Er nimmt die Unterlippe zwischen die Zähne und kaut, kaut dabei den Bescheid hinunter, den jähen Bescheid.

„Mußt nicht bös sein," sagt die Stina und streckt die Hand über den Tisch hin. Es schimmert ihr feucht im Blick.

„Nein, nein," sagt der Hannes, er möchte mehr sagen, aber wieder findet er die Worte nicht. Die Stille, die beiden leid tut und keines zu verjagen weiß, fällt wieder zwischen sie. Nach geraumer Weile unterbricht sie der Hannes jäh mit dem langsamen Wort: „Ja, jetzt muß ich aber wieder gehen."

Er steht damit auf und sucht den Hut, den er während des Gesprächs auf irgendeinen nahen Stuhl gelegt hat, weil ihm warm geworden ist. Auch die Stina steht auf. „Hast gehört, du mußt

mir das nicht übel nehmen," sagt sie warmherzig, nimmt ihm die Hand mit der Rechten und legt ihm die Linke vertraut auf die Schulter. „Ein braver Mensch wie du findet schon eine Frau."

„Ja, ja," nickt der Hannes, als stimme er ihr bei. Aber er hat Eile, fortzukommen. Als er die Hand auf den Drücker der Tür legt, geht die von außen auf, und der Lußmann steht auf der Schwelle.

„So, bist du da?" lallt er; der Fuselgeruch sagt, wo er gewesen ist.

„Ja, ade," sagt der unbeholfene Bub und tritt an ihm vorüber. Der Lußmann muß an der Art, wie jener den Kopf hängt, und aus der Befangenheit der Stina merken, daß etwas zwischen den zweien vorgegangen ist. „Was hat er gewollt, der?" fragt er, als er mit der Stina in die Stube zurückgetreten ist.

„Er hat —" Die Stina stottert; sie weiß, daß ein Wetter kommt.

„Was hat er?" keift der Lußmann.

„Ums Heiraten hat er mich gefragt."

„Und?"

„Ich habe nicht ja sagen können, Vater!"

„So, hast nicht!" brüllt der Lußmann auf. Was er weiter redet, ist nicht verständlich. Es ist, als habe ihn ein plötzlicher Irrsinn gepackt. Kein Wort ist zu schlecht und zu anrüchig, daß er es nicht der Stina hinwirft. Dann streckt er die Arme, seine hageren Finger sind wie Krallen und damit sucht er die Stina zu fassen. Das Mädchen aber flieht von einer Ecke zur andern; als sie die Küchentür gewinnen will, fliegt ihr die Flasche an den Kopf,

die der Lußmann vom Tisch gegriffen hat. „Verdirb!“ schreit er sie an.

Das Blut rinnt ihr aus einer Schramme. Sie preßt die Lippen zusammen, aber das Schluchzen, das in ihr aufquillt, sprengt sie gewaltsam.

„Zum Loch hinaus!“ schreit der Lußmann gleich einem Besessenen. Er setzt wie zum Sprunge an, und die Stina, die in sein fahles Gesicht und den flackernden Blick seiner rotunterlaufenen Augen sieht, fährt von einer unsagbaren Angst gejagt plötzlich auf, stürzt blitzschnell jenseits des Tisches an ihm vorbei, reißt die Tür auf und stiebt in die Straße. Sie hört einen Fluch hinter sich: „So, jetzt bleibst, wo du bist! Komm nicht mehr, oder ich erwürg' dich!“ Dann lacht der Lußmann durch die Spalte der halboffenen Tür und schlägt diese zu, daß es kracht. Die Stina kann hören, wie er sie hinter ihr verschließt.

Sie steht in der Gasse, die Stina, barhaupt, im dünnen schwarzen Rock, der Sommer und Winter am Sonntag zu Ehren kommt. Sie steht da und sieht die Welt an. Ihre Welt ist nicht groß. Vier mächtige Mauern engen sie ein, hier steigt der schwarze Wald an ihnen hinauf, hier lehnen die schneefahlen Halden sich an sie und schauen, zwischen den Wald gebreitet, wie Leichengesichter aus dunkeln Bärten. Dort ragen die steilen, grauen Wände, deren Brüste das Eis wie eine Rüstung umspannt. Der weiße, dichte Nebel, der vordem das ganze Tal erfüllt hat, liegt noch über dem Bachbett. Ueber diesen Nebel hernieder, der wie eine weiße Rauchsäule lang sich bergan zieht, nach Ober-

Ebmeten hinan, über das dichte, seltsame Gespinst, schaut das weiße, leuchtende, heilige Haupt des Ewigschneeberg herab. Die Stina sieht ihn an. Das Herz zittert in ihr. Nun sollte sie einen fragen: Wohin soll ich? Aber mit dem Berg kann sie nicht reden. Da beginnt sie zu frieren. Am Himmel sind rote Striche im kalten Blau; ein kaum merkbarer Widerschein brennt um den weißen Berg. Der Stina ist, als müßte es dort warm sein. Der Verstand gibt ihr in dem Augenblick ein: Lauf ins Tal und verding dich; in jedem Dorf ist Arbeit zu finden. Aber sie kann nicht anders, sie beginnt langsam zu laufen und läuft dem Ewigschneehorn zu. Sie steigt langsam bergan, barhaupt, mit leeren Händen, ohne Habe und ohne Liebe, gottserdenarm.

*

Die Stina wohnt zu Ober-Ebmeten. Dem Ewigschneehorngletscher ist sie nachgegangen, bei der Senn-Gunde, der Firmpate, ist sie angekommen. Es ist, als habe der Berg sie geleitet. Und nun sitzt sie in der Stube, die niederer noch, schwärzer und enger ist als die, die sie mit dem Vater geteilt hat, sitzt da mit der Senn-Gunde und ihren vier Kindern; den Senn, den Mann, hat vor zwei Jahren die Lawine erdrückt. „Ich kann ja nicht dableiben," sagt die Stina, „das weiß ich wohl! Wie solltet Ihr auch mich noch brauchen können!" Aber weil die gutmütige Sennin ihr zuredet, bleibt sie doch, bleibt den Winter hindurch, ins Frühjahr hinein. Sie ist nicht müßig, sie verdient sich das Gewand ab, das sie leihen muß, und das schmale Essen, das

sie von der Pate empfängt. Da und dort fällt ein karger Tagelohn ab. Je tiefer es ins Frühjahr hineingeht, desto mehr Arbeit erwächst ihr; bald redet nicht die Firmpate allein mehr, bald raten die ganzen Ober-Ebmeter dem Mädchen zum Bleiben. Das bleibt, so eng ihm ist, und obwohl es das Gefühl immer nicht los wird, daß es Gnadenbrot ißt. Wenn es blind wäre, wäre es gegangen, mit den Augen ist es an den Bergen festgewachsen. Wenn es die ansieht, die immer gleichen, die es von Kind auf kennt, ist ihm, daß es das Letzte hergäbe, wenn es die auch dahinten ließe. Damit es nicht um das armselige Letzte komme, bleibt es bei den Hungerbauern sitzen.

Das Leben der Stina ist ruhig. Schmales Brot ist sie gewohnt. Die Schläge sind ihr erspart, Hohn und Spott auch. Wenn nur eines nicht wäre! Der Muheim-Walter, der Schreiber, hat den Weg zu oft zu gehen, der durch Ober-Ebmeten führt. Sie, die Stina, weicht ihm aus, und wider allen Willen trifft sie ihn doch. Wenn er nicht eine Frau hätte, würde sie denken, er kreuzte mit Willen ihren Weg. Wenn sie ihn trifft, kann sie nicht helfen, daß es heiß in ihr aufsteigt, halb Angst, halb weiß Gott was. Und daß es ihr weh tut. Er schlägt nie die Augen nieder, immer sucht er die ihren, und sein Blick ist sonderbar, voll Vorwurf.

Vom Vater hört sie wenig. Er kümmert sich nicht um sie. Die von Ebmeten sollen schlecht auf ihn zu sprechen sein, hört sie, weil er sie fortgejagt hat. „Er weiß nicht, was ihm der Herrgott geschenkt hat,“ hätten sie geredet. So hat die Senn-Gunde

erzählt und das Mädchen mit einem warmen Blick aus ihren Sorgenaugen angesehen. Eines hat die Stina auch vernommen, daß der Winter dem Vater hat ans Leben wollen. Hoch am Paß, wo die Weger im Winter immer die härteste Arbeit haben, wäre eine Lawine unter sie gefahren. Sie hätte den Vater, den Simmen und zwei andre begraben. Von allen hätten sie nur den Vater lebendig hervorgezogen. Für den es am wenigsten schad gewesen wäre, dem hat es nichts getan, sei zu Ebmeten die Rede gegangen. Die Stina, als sie von dem Unglück erfahren hat, hat an den Simmen-Hannes denken müssen. Er tut ihr leid, sie hätte ihm gerne ein gutes Wort gesagt, weil ihm der Vater gestorben ist. Einen Augenblick wundert sie sich auch, was der Hannes jetzt tun wird, ob er in der Schutzhütte bleibt, jung wie er ist, oder ob er sich andre Arbeit sucht. Aber was den Hannes angeht, geht ihr bald vergessen. Die Arbeit, die es für die von Ober-Ebmeten zu tun gibt, wächst bald so an, daß sie keinen Gedanken mehr über die Ortsgrenzen hinausgehen lassen kann. Die Tagelöhner sind selten und teuer zu Ober-Ebmeten. Die armen Bauern nutzen die Stina aus. Als der Sommer herankommt, da hat das Mädchen seine Zeit auf Wochen hinaus verteilt, wie man Almosen unter die hungrige Menge gibt, deren Hände einen wie Vögel umschwärmen.

In der zweiten Juliwoche hat der Dubacher die Stina gedungen. Der Dubacher ist der Reiche von Ober-Ebmeten, der Habe nach. Er hat ein braunes Haus mit dem Geißstall zu ebener Erde, hat den

größten Schmalviehstand und zwei Matten, eine zu Ober-Ebmeten, eine andre im Berg. Der Dubacher ist allein in der Welt, sein Weib ist tot, eine Tochter auch, der Sohn ist in Amerika verloren gegangen. Der Dubacher ist ein alter, kleiner, verschrumpfter und wetterzäher Mann; er ist freundlich zu Stina wie alle, hält sie auch recht, die am Abend immer zur Patin geht. Aber er stellt keine andern Tagelöhner ein, einmal, weil keine da sind, zum zweiten, weil er auch, wenn solche da wären, zu knauserig wäre, sie zu dingen. Aber die Stina ist zufrieden und arbeitet froh. Er und sie haben die Dorfmatte rasiert, eines Abends steigen sie talein, dem Ewigschneehorn entgegen nach der Bergmatte.

Eine Stunde Weges hinter Ober-Ebmeten treten die Berge zusammen, der eine schiebt sich so in das Tal hinein, daß er das enge in zwei Hälften teilt. Die Zugänge zu diesen Hälften sind dunkel und düster, denn alle die nahe zusammentretenden Berge tragen an ihren Füßen dichten Tannenwald. Aus den beiden waldigen Schluchten hervor brechen schäumende Wasser. Sie haben laute Stimmen, ihr Schaum flockt zu den schwarzen Stämmen hinauf, die an den Felsrändern stehen, was sie hinaufrauschen, rauschen die Bäume zurück. Hier, hoch über der Schlucht, die gen Norden schneidet, liegt des Dubachers Bergmatte. An drei Seiten säumt sie der Wald, an der vierten liegt sie offen, und ihre Ränder fallen klaftertief in die Waldschlucht ab. Ein Gaden steht dort, nahe dem Abgrund, durch eine Spalte zwischen den starrwändigen jenseitigen Bergen schaut ein fahler Gletscherstreif her-

ein, ein Stück vom Eismantel des Ewigschneehorns.

Der Bergmatte zu schreiten der Dubacher und die Stina. Der dürre Alte trägt die Sense, die Stina zwei Rechen, der Alte geht in Hose und Hemd mit aufgestülpten Aermeln, seine Arme sind braun und hart wie das Holz des Sensengriffs, wer nicht genau hinschaut, weiß nicht, wo die Sense angeht und der Arm aufhört. Die Stina trägt einen flickigen Rock, den ihr die Sennin gelassen hat, ein Leibchen aus grauem Futterstoff hält ihn. Aus dem schauen die kurzen Leinenärmel, aus diesen wiederum die Arme. Die sind weich und weiß, selbst der Alte, der keine Mucken mehr hat, tut manchmal einen zärtlichen Blick auf sie.

Die beiden lassen sich Zeit. Sie steigen nur auf, um im Gaden zu nächten und am Morgen beizeiten am Ort zu sein. Die Luft ist schwer. Es ist Heuwetter. Tagsüber hat die Sonne über dem Tal gebrannt, als stünde der Himmel im Feuer. Jetzt noch ist der Atem des leisen Windes, der taleinwärts streicht, heiß. Als der Weg zwischen die ersten Tannen einbiegt, schallen junge, weitausziehende Tritte hinter ihnen. Die Stina wendet sich zuerst, um zu sehen, wer es so eilig hat. Als sie wieder vor sich niederschaut, ist sie bleich. In dem Augenblick sagt der Dubacher:

„Aha, kommst auch nach? Willst noch in die Alp?"

„Ja, Tag!" klingt es zurück. Dann geht der Muheim-Walter neben ihnen.

Er ist derselbe wie sonst, geht in Hose und

Weste, die sauberer und von besserem Stoff sind als die der Ebmeter im gewöhnlichen. Das Hemd, wo es aus der offenen Weste hervorschaut, ist weiß. Das Gesicht hat eine kernhafte braune Farbe; seitdem dem Walter der Schnurrbart gewachsen ist, sieht er blühend aus, der schwarze Schnurrbart und die starken Brauen stechen scharf vom Gesichte ab. Unter den Brauen die braunen Augen haben einen düsteren, schwermütigen Schein, zum wenigsten, als sie die Stina ansehen. Die hat aufblicken müssen, als der Walter das „Ja, Tag“, gesagt hat. Sie kann es auch nicht helfen, daß er an ihrer Seite geht.

Die Männer führen ein aus abgehackten Sätzen zusammengewachsenes Gespräch im Steigen. Wieviel Vieh der Muheim zu Alp habe? Ob er oben bleibe? Und was er dort wolle?

Der Walter steht Rede, aber wie einer, der nicht sagen mag, was er weiß, oder nicht weiß, was er sagen mag. Die Stina spricht kein Wort. Der Muheim fragt sie auch nichts. Nur, wenn das enge Weglein sie manchmal zufällig näher zueinander drängt, ist es ihnen, als hörten sie jedes des andern Atem sonderbar hastig gehen. Es mag das Steigen sein.

„Was macht deine Frau?“ fragt der Dubacher, als das Gespräch einschlafen will.

„Sie ist daheim,“ antwortet der Muheim. Die Stina muß unwillkürlich aufsehen, als er das sagt. Sein Ton ist, als spräche er von dem Stein, auf den er eben tritt. Es scheint auch, als hätte die Frage ihn unruhig gemacht. Er spricht ein paar hastige Sätze hin, wie damit der andre nichts mehr

sage. Dann entschuldigt er sich, daß er Eile habe, sagt ein kurzes „Gut Nacht“ und geht mit den großen Schritten von vorhin ihnen vorauf.

Der Dubacher und die Stina, als sie allein sind, fallen in Schweigen zurück. Sie erreichen die Alpmatte, auf der das Gras üppig steht. Der Alte schmunzelt in sich hinein bei dem Anblick, die Stina aber, deren Blick in die Runde geht, schrickt plötzlich zusammen. Als sie mit ihren Augen den Wald streift, der sich oberhalb der Matte bergan zieht, ist ihr, als stünde der Walter noch in dem braunen Düster, das zwischen den hohen Stämmen liegt. Sie senkt scheu den Blick, weil ihr das Gesicht glüht; als sie nachher zornig noch einmal und schärfer hinaufspäht, sieht sie nichts mehr. Da faßt sie eine Ungewißheit, ob sie recht gesehen hat. Dem Gaden zuschreitend, findet sie den Dubacher auf der Leiter stehen, die nach dem Heuboden führt. Ueber ihm an den Sprossen hängt seine Ledertasche.

Der Alte steht auf der Leiter, sieht bald die Tasche an, bald sinnend vor sich nieder und schimpft alle Heiligen in sich hinein. „Jetzt habe ich die Flasche daheim stehen lassen,“ sagt er, als die Stina herankommt. Er sieht völlig angedonnert aus.

„Es lauft ja Wasser da oben,“ gibt das Mädchen gleichgültig zurück.

Aber der Dubacher hat seine gute Laune verloren, schilt sich selber mit allen schönen Namen und schmält endlich selbst die Stina noch, daß sie ihn an seinen Schnaps nicht gemahnt hat. Er ist just kein Trinker, aber das alte Volk in den Bergen will seinen Branntwein haben; sonst geht ihm die Arbeit

nicht von der Hand. Es dauert lange, bis der Bauer wieder von etwas anderm als seinem Aerger reden kann. Sie sitzen nachher auf der schmalen verwetterten Holzbank, die am Gaden steht, und verzehren ein Abendbrot, zu dem die Stina im Milchblech Wasser von der nahen Waldquelle holt. Erst als er satt ist und sich seine Pfeife angezündet hat, wird der Dubacher gemütlicher. Er beginnt von der kommenden Arbeit zu reden. „Drei Tage wird uns die Matte nehmen, vielleicht auch vier," meint er. Die Stina nickt. Sie staunt in den Wald hinauf und hat Herz und Gedanken anderswo, während sie dem Bauer mühsam lauscht. Der meint, daß ihr die Zeit lang sei, sucht das Spärliche, was an seinem Leben erzählenswert ist, hervor und berichtet dies und das. Nach einer Stunde gehen ihm mit der Pfeife die Worte aus. Da sieht er nach dem Himmel, den ein Schleier grauer Wolken überrinnt. „Dort steht schon ein Stern," nickt er schläfrig hinauf. Als die Stina mit den Augen seinen Blicken folgt, kann sie schon drei, vier und mehr heimliche Lichter den Abend einleuchten sehen.

„Ich lege mich," sagt der Dubacher. „Komm nach, wenn du magst, Mädchen." Dann steht er auf, streckt und reckt sich, tut ein paar lässige Schritte und verweilt wieder. So gemächlich und bedächtig geht er zur Leiter und über diese hinauf aufs Heubett.

Die Stina schafft die Mahlzeitsreste und das Geschirr hinweg. Als der Alte fort ist, mag sie nicht stillesitzen, und als es um den Gaden dunkler wird und ob ihm die Tannenreihen zur schwarzen,

dräuenden Wand anwachsen, wird ihr unheimlich, obwohl sie nicht furchtsam ist. Auch kann sie es nicht helfen, daß der Blick ihr immer wieder nach dem Walde gleitet und daß ihr ist, als müßte dort noch immer einer stehen, der heimlich nach ihr herunterschaut. Darum, und weil ihr die Stille zu groß und die Nacht zu einsam ist, schleicht sie dem Alten nach, über die Leiter hinan.

Der Bauer schnarcht schon und verrät ihr, wo er in der Ecke liegt. Sie zieht ihre Schuhe von den Füßen und stiehlt sich über den Boden hin nach der jenseitigen Wand.

Dort drückt sie die Fensterladen der Luke so weit nach außen, daß sie hinaussehen kann. Dann läßt sie sich auf ein Heubündel nieder und staunt in die Nacht. Unter ihr ist alles schwarze Finsternis. Ein Flüstern kommt durch dieses Dunkel herauf. So groß ist die Abgrundtiefe, daß die Stimme des ungestümen Bergwassers hier oben nur noch ein Flüstern ist. „Da steigt er nicht herauf," denkt die Stina und meint nicht den Bach, meint den, der ihre Gedanken immer plagt, den Walter. Sie lehnt den Kopf ans Holzwerk und seufzt. Wie die Welt trüb ist, gerade wie die Nacht unter ihr! Und wie schwer es ist, darinnen zu leben! Ihr Blick wendet sich nach oben. Durch die Ladenluke lugt der Himmel herein. Wenn die Sterne Augen sind, können sie durch die Gadenluke zwei Schwestern glänzen sehen. Die Augen, die hinaufschauen, sind gefüllt. Die Stina darf den Kopf nicht senken, sonst rollen ihr die Tränen herab. So schwer ist es in der Welt zu leben!

Es mögen Stunden vergangen sein, aber zuletzt schläft auch die Stina. Sie liegt an das Wandholzwerk zurückgesunken und hat die Hand unterm Kopf, sie ist keine Verwöhnte und schläft auch so.

Am Morgen kann der Dubacher noch Sterne zählen, wenn er will, so früh sind sie auf. Aber er nimmt sich nicht Zeit. Aus dem Heu und an die Arbeit! Seine Sense legt so viel Gras nieder, daß die Stina, die mit der Gabel hinter ihm geht und das Geschnittene verbreitet, Mühe hat, Schritt mit ihm zu halten. Auf der Bergmatte wird Eintagsheu geschnitten; was am Morgen zu liegen kommt, wird am Abend eingetragen, so arbeitet die Sonne mit. Als sie die Zacken und Gräte, die den Himmel tragen, rötet, und als sie dann gleich siedendem Metall, das über den Kesselrand brodelt, den nahen Rüfiberg überquillt, da haben der Bauer und die Stina rüstige Arbeit getan, aber sie gehen unablässig weiter, jetzt hin, jetzt her, in gemessenem Gang, ihre Gestalten stehen scharf und schön wider das Morgengold, die zähe des Alten, dem der weißgraue Kopf von Licht trieft, und die schlanke der Stina, deren Kopf in die Sonne paßt, weil alleweil um ihr Gesichtlein ein Heiligenschein zu fehlen scheint.

Als die Sonne mächtig wird und brennt, hebt bei dem Dubacher eine Not an.

„Die Donnersflasche," schimpft er einmal zu der Stina zurück, als er die Sense wetzt. Sie bekommt nachher den Stoßseufzer bis zum Ueberdruß zu hören, denn der Tag wird brütend heiß. Der Bauer legt die Sense weg; das Heu wird gewendet und wieder

gewendet. Der Alte könnte die Sonne segnen; das Heu duftet wie selten und ist lang bevor der Abend kommt dürr. Statt dessen schimpft er auf die Hitze, die Zunge klebt ihm am Gaumen und das Wasser schmeckt ihm nicht, wenn er nicht seinen Tropfen Branntwein darunter gießen kann.

Während sie später das Heu in Bündel schnüren, der Alte es sich auflädt und einträgt, gibt er plötzlich einem Plane Laut: „So schaffe ich nicht mehr! Hinunter gehe ich heute abend und hole meine Flasche. Am Morgen bin ich wieder da."

Die Stina erschrickt. Sie fürchtet sich vor der Nacht. „Was wollt Ihr hinunterlaufen," sagt sie hastig, „das wäre wohl der Mühe wert."

Aber als die Arbeit getan ist, der Teil der Matte, wo sie geschnitten haben, so glatt wie ein Tanzboden liegt, macht sich der Dubacher an den Abstieg. Die Stina hat noch im Gaden zu tun gehabt; als sie heraustritt, steht er schon am Waldweg.

„Ich gehe also!" ruft er herüber.

Die Stina will ihn zurückrufen und findet keine Worte. Der Dubacher fängt an niederzusteigen. „Wenn es nicht wettert, komme ich noch heute abend zurück!" schreit er noch herüber, als nur noch sein Kopf sichtbar ist. Dabei nickt er nach einer Wolke hinauf, die schwarz und tief über dem Walde hängt. Die Stina, die unwillkürlich hinaufgeblickt hat, sieht, daß die Wolke in das Talloch einen frühen Abend bringt. Einen Augenblick ist ihr, als müßte sie dem Bauern nacheilen und ihm sagen, daß sie mitwolle. Dann schalt sie sich einfältig. Als ob sie in ihrem Leben nicht schon oft allein gewesen wäre. Sie

wendet sich langsam. Und da: Heiliger Gott! Steht er nicht wieder da oben, der Walter? — Ihr Blick sucht in den Tannen. Hat sie sich geirrt? Das, was sie für den Muheim-Walter angesehen hat, ist wieder verschwunden, und wieder zweifelt sie, ob sie recht gesehen hat. Sie löst die Augen vom Walde und wendet sich nach dem Gaden, aber ihr Gang ist müde. Das Herz klopft ihr so wild, daß sie die Hand unwillkürlich darauflegt. „Herr, mein Gott, was quälst du mich so!" raunt sie in sich hinein. Das Weinen will sie ankommen. Sie ist hilflos und matt. Mit einem zitternden Seufzer läßt sie sich auf die Gadenbank nieder. Da sitzt sie, hält die Hände im Schoß, staunt ins Leere und sieht doch nichts. Sie mag nicht arbeiten, sie mag nicht umhergehen, nicht einmal denken mag sie. Es ist fast, als horchte sie nur auf die eignen Herzschläge, die noch immer nicht ruhig werden wollen.

Indessen hebt rings um sie und die Bergmatte ein seltsames Wesen an. Eine drückende Schwüle liegt über dieser, als gäbe der Boden die ganze Glut zurück, die er am Tag hat empfangen müssen. Die vier Berge, die die Matte ummauern, sind gleich wie Granitöfen, wie sie in Bauernstuben stehen. Der Stina ist, als sähe sie einen Dunst aus den Steinen steigen. Sie fährt sich über die Stirn und zieht die Hand naß zurück, der Schweiß perlt darauf. Dann merkt sie, daß es dunkler und dunkler wird. Die Sterne fehlen. Aus dem Voralptal, wo die schwarze Wolke gestanden hat, kommen Schichten schwarzer Nebel geschoben. Der ganze Himmel ist von ihnen verhüllt, und eine Schicht

überwallt die andre, bis die Bergspitzen in sie versinken.

„Mein Gott!“ ächzt die Stina. Sie öffnet die Jacke am Halse, die ihr eng wird, aber sie getraut sich nicht, sich von der Bank zu rühren.

Ein Brausen fährt durch den Wald ob ihr. Sie sieht den Wald nicht mehr, denn es ist zu dunkel, aber er muß gerauscht haben. Es war ein Ton wie das Schwingenschlagen vieler großen Vögel. Jetzt kommt es wieder, sacht hebt es an und schwillt und schwillt. Die Stina bohrt die Augen in die Finsternis und sieht oben ein Wellen und Wogen. Das sind die Kronen des Waldes, die wie zu einem dunkeln Meer zusammengewachsen sind. Die Stina starrt hinauf. Das steigt und beugt sich und atmet, atmet mächtig und stöhnt und seufzt. Dann wird alles wieder still.

Plötzlich ist es taghell. Ein blauer Schein flammt auf, dann ein gelber, dann ein wildes Zickzack und ein Sprühen und Flackern! An der braunen Wand jenseits ist ein Blitz niedergefahren. Die Wand hat geleuchtet wie ein Haus im Feuer. Jeder Block in der Matte ist sichtbar geworden! Wo das Gras noch steht, hat jede Blume geflammt wie ein Licht — weiß, rot, blau. Nur einen Augenblick. Jetzt ist alles wieder erloschen. Der Donner rollt oben. Mit einem Krachen, als spalte sich ein Berg, hebt er an, dann grollt er lange und kann nicht zur Ruhe kommen, murrt hier, murrt dort.

„Ach,“ ächzt die Stina, sie hält es nicht aus vor Enge und Angst. Sie will auf und will sich auf den Boden ins Heu begeben.

„Stina," sagt es da neben ihr. Sie fährt herum. Wer hat das gesagt?

Wieder leuchtet ein Blitz auf. Ein paar Schritte von ihr ab steht der Muheim-Walter. Er steht da, als sei er aus dem Boden hervorgewachsen, hat das Gewand an, in dem sie ihn gestern gesehen, die weißen Hemdärmel sind noch immer bis zum halben Ellbogen zurückgekrempelt. Nur keinen Hut hat er auf dem vollen schwarzen Haar. Seine Augen sind heiß, das Gewitter, das über ihn hingeht, steht darin wie in einem Spiegel. Aber er steht scheu dort und kommt nicht näher.

„Jetzt ist es dunkel," sagt er, „gelt? Jetzt sieht uns niemand mehr?"

Die Stina gibt keine Antwort, sie klammert sich an die Bank und will vergehen, so ist ihr bang.

„Bist du mir bös, Stina?" frägt der andre, und wieder schweigt die Stina.

Jetzt jagen drüben an der Wand die Blitze einander und ein Donner nimmt den andern auf. Es ist, als müßten alle Wände in Trümmer gehen. Die Stina ist totenbleich. So oft es hell wird, schaut sie nach dem Walter hinüber und meint, daß er fort sein müsse.

Er steht immer da.

„Du hast mich ja doch gern," sagt er jetzt. Er sagt es trotzig und bestimmt, als eine Wahrheit, der keiner widerreden kann.

„Du hast eine Frau," zwingt die Stina endlich heraus.

Er hört gar nicht darauf, sondern spricht weiter: „Das ist jetzt einmal so: Du hast mich gern und

ich dich. Das macht kein König und kein Kaiser anders." Es ist sonderbar, mit welcher Ueberzeugung er das hinredet. Die Stina schlingt die Finger ineinander und kann nicht helfen, daß etwas in ihr ja schreit zu dem, was er gesagt hat.

Da steht der Walter plötzlich an der Bank. „Willst etwa Nein sagen?" flüstert er. Die Stina kann seinen schnellen Atem hören. Sie weiß keine Gegenrede als wieder das: „Du hast eine Frau."

Da kommen Worte über sie, die der Walter spricht und die so wild sind wie der Sturm, der um sie tobt. Es hat zu regnen begonnen, der Himmel tut sich auf, das Wasser gießt in Strömen herab und nieder auf sie beide.

„Ja, ich habe eine Frau," sagt der Walter. „Ich habe eine genommen. Ich habe sie müssen nehmen. Dich habe ich wollen, dich, du! Zwei Wochen lang habe ich alle Tage gestritten mit Vater und Mutter, geflennt habe ich und gebettelt, und dann wieder gestritten. Zuletzt ist es so weit gewesen, daß ich hätte fort sollen. Und dann weißt du, dann wie ich habe gehen sollen, von der Mutter fort für immer — dann ist — es nicht gegangen, und dann — — daß sie mich behalten haben, habe ich die Frau genommen. Ja, — aber — aber —"

Die Worte gehen ihm aus, das Gesicht ist ihm heiß, und mit dem Regen rinnt sein Schweiß zusammen, denn er schämt sich. Er weiß, daß er seine eigne Schwachheit beichtet. Die Stina sieht auf ihn. Er ist jetzt so nah, daß sie sein Gesicht erkennen kann. Sie sieht seine Schwachheit sogut wie er, aber sie hat keinen Zorn dafür. Sie ist ein armes

Ding und eines Lumpen Kind. Weil sie weiß, wie gering sie ist, darum kann sie dem Walter nicht zürnen. Wie hätte der all' das Glück, das er hat, wegen so einer wegwerfen sollen, wie sie eine ist!

„Hast recht gehabt," sagt sie ganz still.

„Aber jetzt — —" sagt der Walter mit stockendem Atem.

„Jetzt? Jetzt ist es halt aus."

„Verzeih mir doch, du!" Er packt ihre Hand und hält sie. Er läßt sich neben ihr auf die Bank nieder. „Du — du — verzeih mir doch."

„Ja," sagt die Stina. Das Herz steht ihr still. Wenn er sie anfaßt! Sie kann ihm nicht wehren! Er hat Gewalt über sie!

Der Walter legt die Arme um sie: „Ich hab' dich gern, du, o du!" Und er drückt sie an sich, daß sie zu ersticken meint. Dann reißt er sie zu sich auf die Knie, preßt die Wange an die ihre und sucht ihren Mund. Er küßt sie und stammelt wirre Worte. Sie hört nur immer das: „Ich hab' dich gern, du."

Einmal sagt er: „Küß mich auch, du." Da hebt sie das Gesicht und drückt die Lippen den seinen entgegen, und weil die Sehnsucht sie treibt, legt sie die Arme um seinen Hals.

Das Gewitter tobt um sie. Sie achten nicht, daß die Haare ihnen an Stirn und Wangen kleben und daß das Wasser aus ihren Kleidern rinnt. Sie frösteln, aber es ist die Leidenschaft, die ihre Gestalten zittern macht.

„Komm mit hinauf in den Gaden," stammelt der Walter.

Die Stina erschrickt, langsam macht sie sich los.

„Komm doch!“ drängt er. Aber sie entwindet sich ihm. „Nein!“ sagt sie mühsam. Und dann noch einmal: „Nein! Geh jetzt!“

„Bist du zornig? fragt er. Sie schüttelt nur den Kopf. Da umfaßt er sie noch einmal. „Gut Nacht! Jetzt bist wieder mein!“

Dann geht er, weil sie ihn von sich drängt.

*

Alles ist wie es einmal war. Die Stina und der Muheim-Walter gehen heimlich zusammen. Heimlich, heimlicher als früher; sie finden sich an den einsamen Gaden, die in Ober-Ebmeten an allen Hängen zerstreut stehen. Die Stina hat Schleichwege suchen gelernt. Sie steigt mitten in der Nacht aus dem Fenster ihrer Kammer, wenn sie von dem Muheim-Walter bestellt ist. Wie der selber es anstellt, daß er immer da ist, nie fehlt, wenn er zu kommen versprochen hat, und daß es niemand merkt, wo er sich umtreibt, das ist schwer zu sagen. Die Stina fragt nicht, wie er es anfängt. Von dem Augenblick an, wo sie aus der Hütte der Firmpate fortschleicht, bis zu dem, da sie zurückschlüpft, sind ihre Gedanken wirr, ihre Gestalt zittert und in ihr zittert das Herz. Sie weiß, daß sie auf unrechten Wegen geht, sie erschrickt vor sich selber, sie darf in der Stube der Sennin nicht in den Spiegelscherben sehen, der an einer Wand steckt, weil sie weiß, daß sie rot würde, und weil sie meint, daß sie im Gesicht selber das lesen müßte, was sie nicht lesen und nicht hören will, daß sie keine Brave mehr ist!

„Er hat eine Frau!" das hat sie alleweil in den Ohren, solange er sie nicht in den Armen hat; nur bei ihm ist sie ruhig. Aber die Tage sind lang, und die Nächte, in denen sie den Walter nicht sieht, länger. Da wühlt ihr etwas im Innersten, manchmal ist die Not so groß, daß sie in die Kapelle hinüberrennt, sich auf die feuchtkalten Steinplatten in die Knie wirft und stöhnt: „Herrgott, Herrgott, Herrgott!" Das ist alles, was sie sagen kann, es soll Beten sein und sie wagt nicht mehr Worte zu machen, weil sie sich nicht mehr würdig zum Beten dünkt. Manchmal kommen lichte Augenblicke, zumeist wenn sie irgendwo im Freien arbeitet, an einer Halde oder hoch oben auf Alpweiden, wo die Berge sich klar wider den Himmel zeichnen. Dort, wo kühle Luft weht und alles rein ist und die Berge wie Altäre sind, von denen aus einer glaubt, in des Herrgotts Antlitz selber sehen zu können, wird sie ruhiger. Dann kann sie vor sich hinstaunen, es ist ihr leicht, und sie sagt sich ein Sprüchlein heimlich ein, das zu hören ihr wohltut: „Warum sollst du nicht auch eine Freude haben in der Welt, du Gottserdenarmes, du? Warum sollst du dich nicht an dem Walter freuen, der dich gern hat!"

Je weiter der Sommer rückt, desto mehr verliert die Stina die Ruhe. Letztlich hat sie nicht einmal mehr Frieden, wenn sie bei dem Walter ist. Der ist hungrig geworden, so hungrig, daß sie seinen Hunger fürchtet. Es genügt nicht mehr, daß sie ihn gern hat: Er will mehr und immer mehr. „Vor dem Herrgott bist du meine Frau," hat er ihr gestern wieder zugeraunt. Sie weiß, was er damit

sagen will. Es liegt ein Drängen darin, es ist nicht das erstemal, daß er ihr das gesagt hat. Immer häufiger redet er so daher, und der Stina ist es, als könnte sie einmal nicht „nein“ sagen.

Gestern ist das gewesen. Heute ist einer von den langen Tagen, denen gleich lange Nächte folgen. Der Muheim-Walter hat erst übermorgen versprochen, des Nachts im Wald am Bielkreuz zu sein. Die Stina hat keine Arbeit; diese fängt an, seltener zu werden, wie nun der Sommer geht. Das Mädchen denkt mit Schrecken, daß die Zeit nahe ist, wo es denen von Ober-Ebmeten zur Last werden wird.

Die Stina hat eine Weile auf einem Tannenstamm gesessen, der an der Sennin Hütte liegt. Sie hat gestrickt und nebenbei ein paar kleine Kinder gehütet. Jetzt sitzt sie müßig. Die Unruhe ist wieder in ihr und es pocht wie Hämmerlein in ihrem Innern. ‚Das ist das Gewissen,‘ denkt sie bei sich.

Es geht dem Abend zu. Die Sonne steht hinter dem Ewigschneehorn, dessen weiße Zacken tief goldene, blendende Ränder haben. Die östlichen Berge haben noch Licht, der Schein reicht selbst bis Ebmeten hinab und darüber hinauf, nur Ober-Ebmeten liegt im Schatten. Der Stina fällt ein, daß die Sennin ins Hauptdorf hinabgegangen ist und schwer bepackt zurückkommen wird. Sie fährt auf und streift dorfaus; sie will der Patin entgegengehen, um ihr etwas heimtragen zu helfen. Während sie an den Hütten vorbeigeht, bekommt sie da und dort ein „Guten Abend“ mit; die Leute sind noch immer

freundlich zu ihr. Die Stina wundert sich. Wenn sie wüßten! Es wird noch einmal auskommen!

Der Weg talzu streift den Bielwald; das Kreuz, an dem sie übermorgen den Walter treffen will, steht ihr zur Linken. Als sie es aufragen sieht, geht sie rascher und fast auf den Zehen, als müßte sie jetzt schon heimlichtun. Erst wo der Weg stark abfällt und die Talmulde mit den Ebmetenhütten im Grunde vor ihr liegt, fällt sie in ein langsames, verträumtes Schreiten zurück. Sie geht mit gesenktem Kopf und sieht erst auf, als es wie ein Streicheln über ihren Scheitel geht. Da merkt sie, daß sie unversehens in die Sonne geraten ist. Das weiche, warme Licht des Spätscheins liegt noch über dem Weg und auf den Matten, alles ist sonntäglich, obgleich Werktag ist. Der Weg ist still, und der Stina, die in der Sonne geht, ist, als ginge sie mit einem lieben Menschen Hand in Hand über ihn hinab. Als sie eines Steines wegen, über den sie stolpert, aufblickt, sieht sie vor sich auf der Wegmauer ein Mädchen sitzen, das ein Kind auf den Armen hält. Die Stina mag Kinder wohl. Das Mädchen kennt sie nicht; es mag wohl ein fremdes sein, das irgendeinem Bauern sein Kind besorgt.

„Tust abwarten?“ fragt sie das Mädchen auf der Mauer im Herantreten.

„Ja,“ nickt die andre Bescheid, „es ist noch schön jetzt für das Kind.“ Dabei schaut sie auf die kleine Last nieder, die sie in den Armen hält und lacht sie an. Die Stina sieht, daß das Kleine, das wohl ein halbes Jahr alt sein mag, die Augen offen hält

und den blauen Himmel anstaunt. Sie tritt ganz heran und neigt sich neugierig über sein Gesicht. Es ist rund und weiß, die Aeuglein sind hell und glänzen, und dann zuckt der kleine Mund, das Kindlein lacht.

„Lug, wie freundlich," sagt das Mädchen. Dann unterbricht es sich plötzlich und gleitet von der Mauer: „Aha, jetzt winkt der Vater, jetzt müssen wir gehen."

Da steht unten am Wege der Muheim-Walter und winkt. Die Stina sieht ihn, in der hellen Sonne steht er, es ist etwas wie Freude in seinem Winken. Jetzt aber muß er sie erkannt haben; der Arm sinkt ihm plötzlich nieder. Er dreht sich um und geht, ohne auf das Kind zu warten, davon. Die Stina steht, als sei ihr das Leben genommen. Sie steht an demselben Fleck und schaut dem Kind nach. Ein Brausen hebt ihr in den Ohren an. Es ist, als drehe sich der Weg, die Mauer, das Tal, die Berge selber. Da lischt die Sonne zu ihren Füßen aus. Und es packt sie eine fürchterliche Angst. „Mein Gott, was hast du wollen tun, du! Dem unschuldigen, dem — dem Geschöpfchen hast wollen den Vater stehlen!" Eine Stimme schreit in ihr. Sie ist völlig von Sinnen. Sie wundert sich nur, daß sie selber nicht schreit, gell, daß die Berge es wiedergeben. Herrgott, vielleicht brächte sie etwas los von der Last, die sie in sich hat. Plötzlich dreht sie sich um und stürmt über den Weg hinan wie gehetzt. Es mag gut sein, daß niemand nahe ist, der sie sieht, sie möchten sie sonst als eine, die den Verstand verloren hat, gesucht und eingefangen

haben. Sie rennt nur so bergan, unacht, ob sie stolpert und auf dem steinigen Weg bald auf diese, bald auf jene Stelle torkelt. Der Atem ist ihr kurz, sie keucht; am Bielkreuz hält sie an, weil sie umzufallen meint. Dann wirft sie sich seitwärts in den Wald. Sie dringt tief hinein, zerreißt sich das Gewand am Strauchwerk und reißt sich die Finger blutig. Aber sie sucht sich ein Loch, wo sie sich verkriechen kann. Dort zwischen Blöcken und von Tannen überragt kauert sie nieder. Da kann sie keiner sehen, da erholt sie sich von ihrem Stürmen und sagt sich, während das Keuchen ihrer Brust langsam schwächer wird, vor: „Was hast du für eine Sünde tun wollen, du!“ — — —

*

Die Nacht ist da. Sie ist mild und hat Sterne, die just so hell leuchten, daß sie nicht blenden. Die Nacht ist voll einer großen, wundersamen Ruhe. Die Stina, die durch die Nacht wandert, ist selber davon ruhig geworden. Sie ist ihrem Versteck entkrochen, als sie die Wege leer gewußt hat, aber sie hat dennoch das Dorf vermieden, wo der Vater und der Walter wohnen. Sie hat den gefährlichen Ziegenpfad überklommen, der vor Ober-Ebmeten anhebt und in die Straße mündet, die über Berg führt. Sie hat Ebmeten zur Linken in der Tiefe liegen sehen, und es war, als würden unsichtbare Schlingen von dort aus ihr umgeworfen, denn nun sie auf der Bergstraße steht, dort, wo die Berge sich hinter ihr zutun wollen gleich einem Tor, muß sie anhalten, und es läßt sie nicht weiter. Wenn

das Tor hinter ihr zugeht, dann ist die Stina ärmer, als sie je gewesen ist.

Das, was unter ihr liegt, vier Wände aus grauem Granit, das Stücklein Himmel darauf, die paar Matten und Lehnen und Hütten darinnen, das hat ihr gehört, weil sie hineingehört hat. Wenn sie es verläßt, hat sie nichts mehr. Der Boden, auf dem sie geht, ist schon fremd. Fremde Gesichter werden sie anstaunen, und fremde Gesichter staunen nicht freundlich auf arme Leute. Die Stina steht und sinnt, die Hände lässig gesenkt, es wird ihr kalt, der Nachtwind rührt ihr Haar, unwillkürlich sieht sie an sich nieder. Sie geht im zertragenem Gewand, barfuß, barhaupt, mein Gott, wie armselig! So will sie einen weiten, unbekannten Weg tun und so zu unbekannten Menschen gehen! Das Gefühl bitterster Armut kommt wie eine Sturzwelle über sie. Die Füße versagen ihr. Sie sieht sich nach dem ersten besten Steine um und setzt sich an die staubweiße Straße. Den Kopf senkt sie in die Hände und mit den Fingern wühlt sie im Haar.

So sitzt sie lange; sie kommt manchmal in Versuchung, sich zurückzulehnen. Hinter ihr aber fällt die Straße steil ab und ein Strom rauscht aus verlorener Tiefe. Wenn sie hintenübersinkt, legt sie sich der Ewigkeit in die Arme. Allmählich sammelt sie die Gedanken wieder. Warum hat sie so plötzlich fliehen müssen? Morgen — in einigen Tagen, nachdem sie sich bei irgendeinem über das Wohin noch Rat geholt hätte, wäre es frühe genug gewesen! Ha! Daß ihr der Mut wiederum verloren gegangen wäre! Darum hat sie eilen müssen, damit sie den

nicht mehr trifft und er sie nicht halten kann. — „Ins Tal hätte sie gehen können," fällt ihr nachher ein, und „Bah, ins Tal," gibt sie sich Bescheid, „wo sie mancher kennt, wo der eine fragen würde: ‚Warum kommst?', der andre: ‚Was suchst?'"

Es ist, wie es sein muß: Sie muß fort über den Berg! Als sie in langem Grübeln diesen Entschluß gewonnen hat, hebt sie zum erstenmal wieder das Gesicht und sieht um sich. Es ist dunkel, aber die weiße Straße leuchtet und im dunkeln Himmelsgrund stehen die ruhigen Sterne noch immer. Endlich rafft sie ächzend sich auf. Es ist, als gehe bei dem Hinweggehen etwas in ihr entzwei. Aber sie hebt an, bergan zu schreiten, barfuß, barhaupt, armselig.

Der Weg über den Berg ist lang, und ein müdes Herz und unwillige Füße machen ihn nicht kürzer. Als die Stina die nächsten zwei Dörfer hinter sich hat, dämmert schon der Tag. Die Straße windet sich im Zickzack am Berg empor. Der Gebirgler kürzt die Windungen und steigt auf Fußwegen von Brüstung zu Brüstung hinauf. Die Stina hat für die Fußpfade weder Sinn noch Kraft. Sie taumelt der Straße nach hinauf, weiß kaum mehr, wo sie geht, und vergißt zu denken, wohin sie will und soll.

Nach einer langen Weile, während die Sterne ob ihr erloschen sind, den Himmel ein grauer Schein übergossen hat und rote Lichter plötzlich auf den Bergen liegen, tönt das Schlagen eines Pickels von der Höhe zu ihr herab. Es mag einer früh an der Arbeit sein! Die Stina hört die Pickelschläge. Es

fällt ihr auch ein, daß wohl einer der Wegknechte sein Tagwerk angehoben hat, aber sie kümmert sich nicht, wer und wo er sein mag. Sie steigt fürbaß, weil es ihr allgemach zur Gewohnheit geworden ist, Fuß vor Fuß zu setzen. Plötzlich springt ein Stein auf der Straße auf sie zu. Sie sieht ihn, weil sie die Augen am Boden hat. Da blickt sie auf; dicht vor ihr steht der Simmen-Hannes. Er ist in Hemdärmeln, die Weste hängt ihm offen, die braune, hagere Brust sieht ihm aus grauleinenem Hemd. Im Gesicht ist er hager und nackt, wie er immer war, nur irgendein Ausdruck, der seine Züge verschärft, hat ihn älter gemacht. Er reißt die großen blauen Augen vor Staunen auf.

„Herrgott, wo kommst du her?“ fragt er, sich auf die Haue stützend.

Der Stina fährt der Gedanke durch den Kopf: Hättest wissen können, daß den hier triffst. Ein leises Rot fliegt ihre Wangen an. „Tag!“ sagt sie und macht Anstalt, an ihm vorüberzustreichen.

„Wo — wohin willst auch?“ stotterte er heraus.

„Fort,“ gibt sie zurück und schlendert von ihm weg bergan. Was braucht der noch im Weg zu stehen!

Der Hannes staunt ihr nach. Als sie schon ein ganz Stück Weges voraus ist, setzt er plötzlich zum Laufen an und holt sie keuchend ein. „Du, sag doch der Mutter ‚Tag‘ im Vorbeigehen.“ Dabei weist er nach einer Holzhütte, die auf der Höhe der nächsten Wegwindung steht und mit dem Dache über die Straße herabschaut.

Die Stina folgt mit den Augen, wohin er weist.

„Nein, ich habe nicht Zeit," sagt sie. Am oberen Straßenrand steht eine Frau, die auf sie niederschaut. Sie hat das graue Haar mit einem roten Tuch, das unterm Kinn verknüpft ist, umbunden. Sie mag lange gewundert haben, wer sich so gemächlich Zeit zu seiner Bergfahrt nimmt. Als die Stina nicht langsamer und nicht schneller zu ihr hinaufwandert, tritt sie auf die Schwelle ihrer braunen Hütte und sieht ihr aus einem furchigen, roten Gesicht mit klaren, grauen Augen entgegen.

„Tag!" sagt die Stina zaghaft. Es ist ihr, als könne sie nicht so leicht vorbei.

„Bist du nicht dem Lußmann seines?" fragt die Frau. Die Stina, schon halb vorüber, wendet sich unwillkürlich: „Ja."

„So komm doch ein wenig herein."

„Dank!" sagt die Stina und bleibt stehen. Sie ist unruhig. Die Müdigkeit übermannt sie. Weil sie müde ist, zucken ihr die Lippen, und die freundlich trockene Art der Frau macht ihr die Augen feucht.

„Wirst wohl nicht in einem Sprung von Ebmeten nach Dariels wollen," sagt diese wieder. Die Stina steht noch immer und sieht in den Boden.

„So komm doch, komm, und trink etwas Milch," drängt dem Hannes seine Mutter.

„Nein!" stößt die Stina mühsam hervor, dreht sich ab und hebt ihr schwerfälliges Ausschreiten wieder an. Aber das entschlossene Weib ist in einem Augenblick hinter ihr. „Was!" zankt sie gutmütig, „jetzt kommst! Du vermagst ja kaum

mehr zu gehen." Dabei schlägt sie die harten Finger um der Stina Arm und zieht sie der Hütte zu. Das Mädchen seufzt und sträubt sich nicht stark. Als es durch die Tür in eine enge, saubere Stube tritt, atmet es unwillkürlich auf. Die Luft der Stube ist behaglich warm, draußen zieht der Wind vom Berg nieder und hat Augen und Wangen brennen machen.

„Jetzt setz dich!" sagt die Simmenin, sie spricht barsch und rauh, aber um ihren festen alten Mund hat sie einen Ausdruck herber Güte sitzen. „Jetzt hol ich dir etwas!" plaudert sie dann halb für sich, halb zu der Stina und geht aus der Stube. Die Stina sitzt hinter dem einen viereckigen tannenen Tisch auf einer Wandbank. Zu jeder Seite hat sie ein Fenster, durch eines sieht nur der Himmel herein, durch das andre der Bergrücken, in dessen Schutz die Hütte gebaut ist. Mit dem Rücken lehnt die Stina an die gelbgetäfelte Wand. Sie hat die Arme auf den Tisch gelehnt und ist wie im Traum. Sie staunt mit den großen, quellklaren Augen in die Stube hinein. Das Kraushaar steht wirr um das verhärmte schmale Gesicht. Die Lippen zucken noch immer in halbem Weinen. Sie hat so wenig Gutes erfahren, daß sie die geringe Guttat der Simmenin, die sie in die Stube genommen hat, nicht ertragen kann. Unwillkürlich nimmt danach das, was ihr Blick streift, ihre Gedanken gefangen. Was die Frau für ein sauberes Wohnen hat! Der Boden ist mit Sand bestreut, die harten Brettstühle sind weiß gefegt wie der Tisch. Auf einer Kommode, die an der einen Wand steht, liegt eine

gestrickte weiße Decke. Das sieht alles schmuck aus; man sollte es nicht suchen so hoch in den Bergen!

Die Simmenin erscheint plötzlich wieder in der Tür, die nach hinten aus der Stube führt. Sie trägt einen Holznapf mit Milch. Die Blasen stehen noch darauf und ein warmer Dunst steigt aus der Schüssel. Die Frau kommt zum Tisch geschritten. Das Tuch ist ihr in den Nacken geglitten, der spärlich behaarte graue Scheitel ist sichtbar. Sie sieht jetzt älter aus; auch kleiner und schmächtiger erscheint sie der Stina, ihre Kraft liegt nur in ihrem Wesen.

„So, jetzt trink!“ sagt sie und setzt den Napf vor das Mädchen. Dann läßt sie sich selber ihm gegenüber nieder und hält den Blick auf sein Gesicht gerichtet, solange es den Napf am Munde hält. Dabei bekommt sie heiße Wangen. Der Stina schmales Gesicht rötet sich leise, während sie trinkt. Die Simmenin staunt sie an wie eine Erscheinung. Sie muß an ein kleines, gemaltes Heiligenbild denken, das sie in ihrem Gebetbuch liegen hat. Der Stina ihr Gesicht erzählt eine ganze Geschichte. Das Mitleid drückt die Simmenin im Herzen. Sie schlägt plötzlich die Hand offen auf den Tisch, als sollte das Mädchen die ihre hineinlegen.

„Jetzt muß ich dich doch fragen; gelt, du bist daheim fortgelaufen?“

„Schon lang,“ sagt die Stina. Sie setzt eben den Milchnapf ab, den sie ganz geleert hat. Sie ist durstig gewesen. „Ich bin ja schon lang in

Ober-Ebmeten gewesen," gibt sie ruhig weiter Bescheid.

„Das weiß ich," sagt die Simmenin, dabei macht ihr das Weitersprechen Mühe; sie hat im Schirmhaus das Neugierigsein verlernt. Weil ihr aber die Stille, die eintritt, unbehaglich ist, fährt sie fort: „Aber gelt, es hat wieder etwas gegeben und jetzt willst du ganz fort?"

Die Stina sieht dann auf ihre Finger nieder und schweigt.

„Hat er dir am Ende in dem Nest, dem Ober-Ebmeten, auch keine Ruhe gelassen, der — dein Vater?" fragt die Simmenin. Es ist aus ihrem Ton zu merken, daß sie den Lußmann kennt und ihn nicht mag.

„Nein — nein — ich bin sonst fort," sucht die Stina die Worte zusammen. Dann wird es wieder ganz still. Die Simmenin meint mit weiteren Fragen aufdringlich zu sein. Endlich rafft sich die Stina zu den Worten auf: „Jetzt muß ich weiter."

„Was? Dummheiten, bleib doch zum Mittagessen," sagt die Frau. Die Einladung ist kurz. Aber statt weiterer Rede tritt sie neben die Stina, tut, als ob sie zum Fenster hinaussähe, tut es vielleicht wirklich, aber mit der Rechten fährt sie dem Mädchen über die Stirn und streicht ihm die wirren Haare hinaus. Weiß Gott, was ihr einfällt. Sie denkt selber kaum daran, was sie tut; Weiber, wie sie, haben keine Zärtlichkeit zu verspenden. Der Stina aber wird es unter ihrer Hand sonderbar zumute. Dann sprengt ihr plötzlich ein Schluchzen

die Zähne. Es bricht so jäh heraus, daß sie nicht helfen kann, und dann weint sie weiter, sucht mit unbeholfenen Händen die Tränen zu halten und kann nicht, und legt endlich die Stirne auf den harten Tisch; das Weinen erschüttert ihren Körper.

„Was ist auch?“ fragt die Simmenin und legt noch einmal die Finger auf die Hand der Stina wie zur Mahnung, daß sie sich fasse. Dann sagt sie wieder: „Was hast auch, Mädchen?“

Sie muß die Frage noch oftmals tun, bis die Stina aufblickt. Dann ist das Gesicht, das diese ihr zukehrt, von einem herzbrechenden Leid lebendig. „Ich kann es ja nicht sagen. Wisset Ihr, ich bin — nur — so — so — arm,“ stammelt sie. Die Worte sind vor Schluchzen undeutlich. Da geht die Simmenin zu ihrer Kommode, zieht eine Schublade heraus und kramt darin. Als sie zurückkommt, sagt sie: „Da bet ein wenig, vielleicht wird dir dann leichter.“ Damit legt sie das Gebetbuch mit dem Heiligenbildchen vor die Stina hin. „Und fort gehst jetzt nicht,“ fügt sie dann hinzu. Sie geht noch ein paarmal in der Stube hin und her, das und jenes ordnend, dann tritt sie durch die Hintertür hinaus. Das Mädchen kann nachher ihren Schritt auf der Diele hören.

Als die Simmenin das einfache Gedeck auf den nackten Tisch zu legen kommt, sitzt die Stina gehorsam noch an ihrem Platz. Sie hat das Gebetbuch offen vor sich und ist ruhig; aber es ist ihr, als sei sie festgewachsen. Wenn sie daran denkt, daß sie bald — gleich, fort muß, zittert sie am ganzen Leibe. Ihr graust vor der freien Luft, als

wäre eisiger Winter. Die Simmenin trägt eine Schüssel gelben, dampfenden Mais auf und stellt ein Gemüse daneben. „Du würdest auch nicht meinen, daß solches noch hier oben wächst," sagt sie, auf das Grünzeug deutend. Der warme Mais macht die Stina hungrig, sie vergißt wieder, was vor ihr und hinter ihr liegt, und sitzt fast zufrieden auf ihrem Stuhl. Währenddessen kommt der Hannes hereingestampft. Sie hat gehört, wie er draußen sein Werkzeug an die Hütte gelehnt hat. Nun kommt er verlegen in die Stube gestiegen, den Hut in den Händen; den Rock, den er sonst nie trägt, hat er angelegt.

„Tag!" sagt er und setzt sich an den Tisch, der Stina gegenüber. Seine Mutter hat schon Platz genommen. Dann hebt eine friedliche Mahlzeit an. Zwischen der Frau und ihrem Buben gehen ein paar Worte hin und wider, die auf ihren Alltag Bezug haben. Zu der Stina wissen sie wenig zu sagen. Nur zuweilen muntert die Simmenin sie zum Essen auf, und jedesmal ruht ihr Blick lange auf des Mädchens Gesicht, als täte es ihr leid, ihn hinwegzunehmen. Der linkische Hannes hat einen roten Kopf. Er steht bald auf und setzt sich an den kalten Ofen, dem entlang eine Bank läuft. Dort zündet er sich seine Pfeife an. Von dort sagt er auch plötzlich: „Du könntest wohl dableiben, Stina."

Die Stina hat langsam gegessen und dazwischen hineingestaunt. Was ihr doch widerfährt!

Draußen ist der Föhn stärker geworden. Zuweilen geht seine Stimme wie langgezogener Horn-

ruf um die Hütte. Die Stube ist doppelt traulich seither.

„Was willst so allein fort,“ nimmt die Simmenin ihres Buben Worte auf.

Die Stina erschrickt. „Dank — aber — es ist ja hier nichts zu tun,“ sagt sie mit unsicherer Stimme.

„Was — nichts zu tun?“ sagt eifrig des Hannes Mutter, „es wundert mich, daß noch keiner an die Tür geklopft hat. Da geht es sonst aus und ein wie in einem Taubenschlage. Bleib ein paar Tage hier, dann sagst nicht mehr, daß nichts zu tun sei.“

Die Unterhaltung wird darauf eifriger. Der Hannes selber taut auf. Er und seine Mutter kommen auf ihr Leben zu reden: Wie sie da an der Straße sitzen, wo viel Volk von und gen Welschland gezogen kommt! Wie mancher, der müd oder hungrig oder durstig geworden ist, anklopft im „Schirmhaus“! „Als ob der Bretterverschlag ein fürnehmes Gasthaus wäre,“ lacht lustig die Wegknechtin. Später erzählt sie, wie es im Winter zugeht, wie da erst recht mancher froh ist um einen Unterschlupf in der Hütte. Ihr Gesicht wird ernster, fast düster dabei. Sie kommt auf die Gefahren zu reden, die der Bub als Wegknecht zu bestehen hat und wie der Vater sie hat bestehen müssen, bis sie seiner Herr geworden sind! „Sag nicht, daß nichts zu tun ist, Mädchen,“ spricht sie zuletzt ganz leise. Es zuckt etwas in ihrem harten Gesicht, als wäre auch sie manchmal das Leben hart angekommen.

Des Erzählens und des Redens ist so lange

kein Ende, daß der Hannes zwei Stunden zu spät zur Arbeit zurückgeht. Als er hinweg ist, geschieht es irgendwie, daß die Stina der Simmenin bei den Hausgeschäften zur Hand geht. Und am Abend und zur Nacht ist sie noch in der Wegknechthütte.

*

Die Stina ist nicht über die Simmen-Hütte hinausgekommen. Die Arbeit hat sie festgehalten. Es ist, wie die Simmenin gesagt hat: Die Hütte ist ein Taubenschlag. Viel Volk zieht vorüber; und um einen Rat, einen Trunk oder einen Bissen klopft mancher an. Zur Nacht liegen manchmal ganze Karawanen im Gaden, der oberhalb der Hütte steht. Einer oder der andre sitzt wohl auch abends mit in der Stube, wenn der Hannes, die Mutter und die Stina Feierabend halten. An solchen Abenden lernt die Stina, daß es auf Erden einen Frieden gibt. Der Hannes und seine Mutter hausen gut zusammen. Kein Unwort geht zwischen ihnen, wenn sie auch nicht viel Wesens aus einander machen. Die Stina, wenn sie zwischen ihnen sitzt, merkt, wie ihre Blicke manchmal auf ihr selber haften. Auch die Fremden sehen sie mehr un, als ihr lieb ist.

Als die Zeit so geht, hat die Simmenin von manchem Bergfahrer die Frage zu hören: Ob das die Tochter sei, die wetterschöne, die mit dem Muttergottesgesicht? Und als sie weitergeht, die Zeit, und die Stina unmerklich an der Arbeit gesundet und in die Arbeit hineinwächst, so daß sie freudig und für zwei schafft, da zieht mancher von der Hütte weg talwärts oder bergzu und sieht sich

um und wieder um, nach einem Gesicht, das ihm das Herz gerührt hat. Die Stina, das Muttergöttesli, ist für die Fahrer besser als ein gemaltes Bild, vor dem sie das Kreuz schlagen würden! Denen, die sie müd in die Hütte nimmt, oder die, die sie im grimmen Winter aus Schnee und Sturm holt, denen ist, als wäre ihnen die Heilandsmutter selbst erschienen!

Der Hannes ist auch nicht blind. Er sieht so gut wie die andern sehen. Aber er ist scheu und unbeholfen, hat immer an der Ehrfurcht noch genug, und daß er die Stina im Hause haben und anschauen darf, hält ihm das Herz warm. Es wird freilich kommen, daß er sich den Mut nimmt und von der Stina mehr haben will. Das Mädchen selber, das sonderbar weitsichtig geworden ist, weiß es: Es wird kommen! Und sie ist auch ganz bereit, ihm Antwort zu geben, wenn er sie wieder fragt, wie er sie einmal in der Lußmann-Hütte gefragt hat. Sie wird nur eines von ihm verlangen: daß der Pfarrer in Dariels drüben im Welschen sie zusammengeben muß. Nach Ebmeten zurück will sie nicht mehr gehen. Von dort hört sie, daß der Lußmann, der Vater, es schlimmer und schlimmer mit Trinken treibt. „So wird er's nicht lang mehr machen," hat sie sagen hören. Der Muheim-Walter — auch von dem kommt Kunde herauf —, den rühmen die Leute. Ein so braver Mann sei er, ein so guter Ehemann und so glücklich, ganz kindisch könne er sein mit den eignen Kindern. An den Tagen, an denen die Stina den Namen hört, ist sie unruhig. Da sucht sie zuweilen an hellen

Abenden einen einsamen Sitz an einem der hohen Hänge. Dort auf einem Fels oder im Gras kann sie hocken, die Arme um die Knie geschlungen. Unverrückt hängt ihr Blick in der Tiefe, wo im Talkessel blaue Schatten schweben. Sie merkt, daß noch etwas krank ist in ihr. Es tut ihr etwas weh, sie späht talzu und wartet und meint, daß ihr einer käme, und weiß doch, daß der, der kommen soll, nie kommt. Die Lippen zucken ihr und der Gram drückt ihr die Wangen schmal. Alleweil aber löst sich zuletzt ihr Blick von dem blauen Düster im Grund und gleitet bergzu. Da ist der weite Himmel. Der ist hell und rein und unendlich groß. Und die Berge stehen rings; auf ihren Spitzen liegt ein wundersames Goldlicht. Das ist heilig! Das leuchtet, tiefer, immer tiefer, goldig, rotgoldig, jetzt rot und purpurn jetzt. Die Stina muß aufstehen, wenn sie das goldene Leuchten sieht. Die Brust wird ihr freier, sie richtet sich auf und beginnt, bergnieder der Hütte zuzusteigen. Mit jedem Schritt wird sie ruhiger, sie legt die Hände lässig ineinander und atmet langsam und tief. Manchmal bleibt sie stehen, wendet die Stirn dem Lichtschein zu, von dem es ist, als sende er einen kühlen Hauch herab. Der Hauch rührt ihr die Stirn, und die Stina horcht in sich hinein, wo es klar und still wird wie auf den hohen Bergen, immer klarer und immer stiller. Und käme nun einer, der sie fragte: „Tut dir die Armut nicht weh, du?“ — so würde ihn die blonde Stina, die in flickigen armen Röcken wie ehedem geht, mit den hellen Augen aus ihrem lieben, frommen Gesicht anleuchten und sagen: „Die

Armut allein tut nicht weh." Wüßte der aber weiter zu forschen: „Fehlt dir denn nicht etwas in der Bergtotenstille, mußt nicht in dein junges Leben hinein ein bißchen heiße Liebe haben wie andres Volk auch?" Da möchte die Stina mit der Antwort nicht säumen: „Fremder, in der Bergtotenstille ist ein großer, großer Friede!"
